3 3433 08221465 5

Digitized by Google

THE NEW YORK
PU[illegible]
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Schroeckh

D. Berger sculpsit, Berolini. 1771.

Allgemeine
Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,

Profeſſor zu Wittenberg.

Vierter Theil.

Berlin,
verlegts Auguſt Mylius
1772.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
50314
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Vorrede.

Dieſes Werck ſcheint der Vorreden, beſonders der langen, immer leichter entbehren zu können, je weiter es fortgeht. Meine Abſicht bey demſelben, und die Methode, welche ich vor die beſte halte; beydes iſt von mir hinlänglich vorgetragen worden. Daß ich die Leſer nicht bloß deswegen im Vorhofe aufzuhalten ſuche, damit ich mich gegen jeden Tadel rechtfertigen könne, dieſes habe ich nicht nur ehemals verſichert; ich glaube auch mein Verſprechen nicht übertreten zu haben. Wenn ich mich wider Vorwürfe vertheidigt habe: ſo habe ich nur ſolche gewählt, die theils vorzüglich wichtig waren, theils inſonderheit zu allgemeinen, nicht unnüzen Unterſuchungen Gelegenheit geben konnten. Um dieſer willen ſind eigentlich jene beantwortet; aber eine ängſtliche, ins Kleine ſich verlierende Schutzſchrift für jeden Theil des Wercks zu ſchreiben, wäre gewiß für

mich eben ſo ermüdend und eckelhaft als für den Leſer. Man hat mir vorausgeſagt, daß die gegenwärtige Vorrede ſehr lang gerathen dürfte. Noch weiß ich nicht, ob dieſes eintreffen werde; gewiß aber iſt es, daß ſie nicht darum geſchrieben wird, damit ich durchaus Recht behalten möge.

Zuerſt muß ich einiges von dem Inhalte dieſes Theils ſagen. Da ich noch immer entſchloſſen bin, große Deutſche mehr als die Helden anderer Völcker in dieſer Biographie aufzuſtellen: ſo hatte ich hier dem Leben des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar den erſten Platz, und ſein Bild in den Eingang dieſes Theils beſtimmt. Allein was ſchon öfters ein unüberwindliches Hinderniß gewiſſer meiner Entwürfe geworden war, der Mangel an Hülfsmitteln, dieſer trat auch hier in den Weg. Ich habe alle Mühe vergebens angewandt, um unter andern Ernſt Salomo Cyprians Adverſaria hiſtorica, quibus *Bernhardi Magni* vita illuſtratur, zu erhalten: und dieſer Vorſaz mußte alſo aufgegeben werden. Unterdeſſen habe ich doch nicht alle Hoffnung verloren, daß ich das Leben jenes großen Feldherrn im folgenden Theile werde beſchreiben können.

Ihm ſollte der Pabſt Adrian der Sechste an der Seite ſtehen: jezt hat er ſogar ſeine Stelle eingenommen; und vielleicht geſteht man ihm

ihm auch einige Anſprüche auf den Nahmen und Charakter eines Deutſchen zu. Ich habe ihn aus einer Art von Neigung oder Achtung gewählt: einen in der Geſchichte faſt eben ſo unglücklichen Mann als in ſeiner Regierung, und der doch gewiſſermaaßen ein beſſeres Schickſal verdient zu haben ſcheint. Nach ſolchen und ähnlichen Beſtimmungsgründen werde ich auch künftig die berühmten Männer ausſuchen, welche in dieſem Wercke erſcheinen ſollen: und darunter diejenigen vor allen andern, von denen meine Leſer wünſchen ſie hier anzutreffen.

Aus dieſer leztern Veranlaſſung iſt die Lebensbeſchreibung Conſtantins des Großen erwachſen, die ich ſonſt allem Anſehen nach niemals geſchrieben haben würde. Warum niemals? werden vermuthlich einige fragen. Nicht, weil es ein Fürſt aus ältern Zeiten iſt; oder, weil ſchon unzähliche ſeine Geſchichte bearbeitet haben: dieſe Urſachen könnten eher Ermunterungen abgeben, dieſelbe von neuem, und für dieſes Jahrhundert brauchbar zu erzählen. Aber wer nach ſo vielen beynahe ausſchweifenden Streitigkeiten über Conſtantins Verdienſte und Charakter, bis auf die neueſten Jahre, ſich ohne eine beſondere Gelegenheit zum Biographen deſſelben aufwirft, der giebt ſich in der That das Anſehen; als wenn er, weitſehender als alle ſeine Vorgänger, die auf zween einander entgegenſtehenden Wegen begriffen, ſich einander nie

zu nähern wußten, die Mittelſtraße allein glücklich erreicht, und entſcheidend bewieſen habe, wo jene beyden Wege zuſammenſtoßen können. Ich brauche nicht erſt darzuthun, daß ich vor dieſen ſcharfſichtigen Kenner nicht angeſehen werden will; auch, wenn ich es vor leicht hielte, zur Feſtigkeit im Urtheil über dieſen Fürſten zu gelangen, würde ich es öffentlich kaum behaupten.

Ein gelehrter und rechtſchaffener Mann in entfernten Gegenden, den ich vorher niemals gekannt hatte, verlangte nebſt einigen ſeiner Freunde vor faſt anderthalb Jahren von mir, daß ich Conſtantins Leben beſchreiben möchte. Da ich vorausſezen konnte, daß ein Leſer dieſes Wercks berechtiget ſey, von dem Verfaſſer eine ſolche Willfährigkeit zu begehren: ſo nahm ich bloß deswegen keinen Anſtand, ſie würcklich zu leiſten; zumal da ſie ſich mit meinem Hauptendzwecke wohl vereinigen ließ. Dieſe Lebensbeſchreibung, dachte ich, zu deren Abfaſſung ich ſonſt keinen Trieb empfunden hatte, wird nicht als eine Streitſchrift wider alle, die ſich für oder wider den Conſtantin erklärt haben, bekannt gemacht; auch nicht als ein vollkommenes Muſter ſeiner Abſchilderung: ſie ſoll nur die Erwartung einiger Leſer befriedigen; gefällt ſie auch dieſen nicht, ſo bin ich wenigſtens von ihnen dazu aufgefordert worden. Warum ich gleich darauf die Lebensbeſchreibung Julians, die ich anfänglich gar nicht in den Umriß dieſes Bandes gebracht

hatte,

hatte, hinzugeſezt habe, wird man im Anfange derſelben ſehen. Es ſollen alſo keine eigentlichen Parallel-Leben ſeyn; obgleich alles, was zur Vergleichung dieſer beyden Fürſten mit einander nöthig iſt, ſich darinne finden muß.

Vielleicht erneuert man gegen dieſe Lebensbeſchreibungen, oder wenigſtens gegen eine derſelben, den ehemaligen Vorwurf, daß ſich darinne eine herrſchende Begierde zeige, meine Helden faſt überall zu entſchuldigen, auch wo ſie andern ſehr tadelhaft vorkommen, und ihren Charakter auf eine gezwungene Art zu verſchönern. Dieſe Beſchuldigung kann eben ſowohl einen groſſen Fehler als eine Eigenſchaft treffen, die dem Geſchichtſchreiber überaus anſtändig und rühmlich iſt. Wenn er, um ſich oder ſeinen Leſern das Vergnügen zu machen, einen durchaus vollkommenen Mann abzubilden, Tugenden ſucht, wo keine vorhanden ſind; was nur eine Würckung des Naturells oder gewiſſer günſtiger Umſtände war, zur Anſtrengung eines großen Geiſtes oder Frucht eines vortrefflichen Herzens macht; freygebig in Zueignung edler Bewegungsgründe iſt; und auch alsdenn alles glänzend vorſtellen will, wenn ihn zuweilen ein Flecken oder gar eine ſchwarze That erinnern ſollte, daß es ein Menſch ſey, deſſen Leben er nachzeichnet: wer zweifelt daran, daß er ſeines Nahmens unwürdig ſey, weil er die Geſchichte verfälſcht hat? Aber es giebt auch eine gewiſſe Nachſicht, eine

billige ſanfte Beurtheilung, eine Neigung, den Mann von ausnehmenden Gaben und würcklichen Verdienſten um die Menſchen nicht ſogleich vor einen Thoren oder Böſewicht zu halten, weil er einige Ausſchweifungen begangen hat; die Fehler eines andern, die großentheils von den Vorurtheilen ſeiner Zeit, von ſeiner unglücklichen Stellung herkamen, zwar nicht zu vertheidigen, aber doch mit einiger Gelindigkeit zu behandeln; und wo ſich wahrſcheinliche Muthmaaßungen, beſonders hiſtoriſche Spuren angeben laſſen, eine gütige Auslegung dem feindſeeligen Argwohn immer vorzuziehen. Ich habe jenen Fehler zu vermeiden, dieſe Neigung innerhalb der Gränzen zu halten geſucht, welche ſie von Partheilichkeit, Lobſucht oder Entwürfen idealiſcher Schönheiten abſondern. Ob ich darinne glücklich geweſen bin, kann bloß die Geſchichte, das heißt der ganze glaubwürdige Zuſammenhang von den Geſinnungen und Handlungen derer, welche ich beſchrieben habe, und das geprüfte Urtheil von Zeugen aller Art, die es fordern können, abgehört und nach ihren Auſſagen unter einander verglichen zu werden, entſcheiden. Die Geſchichtskunde und die Geſchichtsbeſchreibung gewinnen ohne Zweifel unter uns täglich neue Stärcke. Und dennoch hat man vielleicht niemals mehr Urſache gehabt, denen, welche ſich um die leztere verdient machen wollen, zuzurufen: Geſchichte! Geſchichte! Nicht bloße Declamation und Raiſonnement! Kein Spinnengewebe von Witz, ſchalkhaften

haften Vermuthungen, ſchimmernder Beredſamkeit, vermeinter eindringender Scharfſichtigkeit in die Tiefen des menſchlichen Herzens, alles ohne hiſtoriſchen Grund in der Luft aufgehängt! Durch ſolche und andere verwandte Künſte, die wir von unſern Nachbarn geborgt haben, kann zwar der ſchwächſte Faden zu einem ganzen neuen Gebäude ausgedähnt werden, das diejenigen bewundern werden, die nicht wiſſen, wie es mit deſſen Aufführuug zugegangen iſt; aber es ſteht auch außerhalb der Gränzen der Geſchichte, und erhält ſich nur eine ſehr kurze Zeit.

Man hat ein Recht, da ich einmal auf dieſem Wege bin, nunmehr diejenigen Erläuterungen über einzele getadelte Stellen der erſtern Theile zu erwarten, die ich in den beyden lezten Vorreden verſprochen habe. Aber ich bin, ohne Eitelkeit zu ſagen, ſehr wohl mit mir ſelbſt zufrieden, daß ich ſie bisher zurück gehalten habe. Eine geheime Abneigung ließ ſie eben ſo wenig als die angewachſene Länge der Vorreden zum Vorſchein kommen; jezt aber iſt es beſchloſſen, daß ſie niemals das Licht ſehen ſollen. Wenn ſie gleich zu manchen Erörterungen über gewiſſe Begebenheiten, Urtheile und Schriften hätten führen können; ſo war es doch unvermeidlich, daß ſie langweilig ausfallen und die gar zu armſeelige Geſtalt einer kleinen Zänckerey annehmen mußten. Dazu kam die neue Ausgabe des erſten Theils, bey welcher ich völlig überzeugt wurde,

 die

die beſte Antwort auf einen Tadel, der entweder zu unerheblich oder zu leicht iſt, als daß man ihn fühlen ſollte, ſey gar keine; auf einen ſolchen aber, der die Hand des Kenners und des billigen Richters verräth, der treffend und wichtig iſt, ſey es eine ſtille Ueberlegung, und die ſchleunigſte Verbeſſerung die der Verfaſſer leiſten kann. Männer von Einſicht antworten leicht bey der erſtern Art des Tadels im Nahmen des Verfaſſers, und bey der andern nehmen ſie oft Parthey gegen ihn, wenn er gleich alles anwendet, um untadelhaft zu ſcheinen. Um der übrigen willen aber, bey denen immer die lezte Vorrede oder die lezte Recenſion, oder auch der Schriftſteller, welcher ſich bey ihnen das meiſte Anſehen erworben hat, Recht behält, um ſolcher willen jede Vorrede in eine Streitſchrift zu verwandeln, belohnt doch wohl die Mühe nicht. Und wie viele gemeine, überflüßige, ſogar unangenehme Dinge müßten darinne geſagt werden, wenn man jedem Tadel nach Würden und Standesgebühr begegnen wollte. Es ſey mir erlaubt dieſes noch etwas deutlicher zu erklären, weil ich niemals wieder auf dieſe Materie zurück zu kommen gedencke, und künftig nur ſchweigen, oder zugleich ſchweigen und beſſern werde.

Wenn ich einen Mann von gutem Geſchmacke und einiger Beleſenheit, der aber durch nichts beweiſet, daß er in der Geſchichte ſehr geübt ſey, bloß um die Schreibart und die Reflexionen eines

histo-

hiſtoriſchen Wercks herumflattern, niemals aber bis auf den Grund der ſchärfſten Wahrheit und Genauigkeit dringen ſehe: ſo verwundere ich mich zwar darüber, daß er einen Kunſtrichter bey demſelben abgeben will; allein er mag ſo viele Forderungen wegen deſſelben an mich machen, als es ihm gefällt, ich erfülle von denſelben nicht mehr als ich vor gut befinde, weil Ausdruck, Betrachtungen, alles was er darinne zu überſehen glaubt, ſich ſchlechterdings nach dem hiſtoriſchen Grunde richten muß, der Grad von Beredſamkeit aber und Schönheit an dem Wercke von den Kräften und Abſichten des Schriftſtellers abhängt.

Wenn mich eben derſelbe meine eigenen Grundſäze lehrt, und nicht einſieht, warum ſie an gewiſſen Stellen des Wercks nicht haben angewandt werden können; wenn er dasjenige in demſelben vergebens ſucht, was ich nur nicht wizig und hervorſtechend genug für ihn geſagt habe; wenn er verlangt, daß ich von gewiſſen Perſonen oder Begebenheiten ausführlicher hätte reden ſollen, und nicht weiß, warum es unmöglich geweſen ſey, dieſes zu thun, gar nicht zeigen kann, woher andere zuverläßige Nachrichten gezogen werden ſollen; wenn er mir wohl gar Muſter der Nachahmung vorweiſet, die nach den ſtrengern Regeln der Geſchichtskunſt zur Warnung aufgeſtellt werden müſſen: was ſoll ich auf alles dieſes antworten? Oeffentlich in der That nichts;

aber insgeheim wird es mir vergönnt ſeyn, darüber zu lachen.

So hat man ſich gewundert, daß ich einen groſsen Mann oder Perſonen von vermiſchten Eigenſchaften bisweilen entſchuldigt habe, wo ihnen andere einen unleugbaren Fehler beylegten, und man hat daraus geſchloſſen, daß ich die Wahrheit zu wenig achtete, um nur Männer, welche ich in meinen Schuz genommen hätte, nicht verächtlich werden zu laſſen. Aber, hat man hinzugeſezt, indem ich eben dieſelben, an denen ich ein Bild der Vollkommenheit hätte entwerfen wollen, an andern Stellen wieder getadelt hätte, ſey daraus ein offenbarer Widerſpruch entſtanden. Ein anderer würde vielmehr daraus geſchloſſen haben, daß der Verfaſſer, indem er eben denſelben Mann bald getadelt, bald vertheidigt habe, weit davon entfernt geweſen ſey, ihn als unverbeſſerlich vorzuſtellen. Er würde in den glaubwürdigſten gleichzeitigen Schriftſtellern, in den Umſtänden der Zeiten ſelbſt den Grund meiner Entſchuldigungen gefunden haben. Das habe ich vorausgeſezt, daß man die Quellen der Geſchichte geleſen haben müßte, ehe man über dieſelbe urtheilte: freylich hätte ich es nicht immer vorausſezen ſollen, ſehe ich.

An ſtatt mehr ſolcher Beyſpiele anzuführen, da ich die Vorwürfe kaum im Vorbeygehen zu beantworten nöthig habe, geſtehe ich vielmehr, daß ein

ein Fehler, den ich ſchon ehemals, und an mehr als Einem Orte, geſtanden habe, die Weitläufigkeit im Erzählen, die zuweilen bis ins Weitſchweifige ausgeartet ſeyn mag, noch nicht völlig in dieſem Wercke hat vermieden werden können. Gleichwohl ſchien es mir, ſo oft ich demſelben auszuweichen ſuchte, daß ich in einen andern verfallen würde, der vielen Leſern noch weit unerträglicher ſeyn könnte, in einen abgebrochenen, oft dunckeln und auf eine gezwungene Art fruchtbaren Ausdruck, der die Begebenheiten mehr zu verſtehen giebt, als entwickelt, und ſie bloß dem Nachdencken derer flüchtig vorhält, welche ſie bereits nach allen Umſtänden kennen. Ich bin mir bewußt, keine Periode hingeſezt zu haben, die zu der Abſicht, in welcher ich ſchreibe, nicht wenigſtens etwas, nach meinem Urtheil, beytragen könnte. Ohne alle Begierde, mit der ausführlichſten Vollſtändigkeit zu erzählen, und ſogar abgeneigt gegen dieſelbe, häufften ſich doch nicht ſelten reichlichere Nachrichten, weil es das Anſehen hatte, als könnten ihrer die Leſer nicht entbehren, um den Mann, welchen ſie betrafen, ſicher zu beurtheilen. Eben darum breiteten ſich auch gewiſſe Unterſuchungen über zweifelhafte Erzählungen weiter aus, als ich anfänglich wünſchte. Und dennoch war ich nicht Herr genug darüber, um beyde mercklich abkürzen oder gar weglaſſen zu können. Denn ich befürchtete immer, es möchten alsdenn viele der wichtigſten und nüzlichſten Erläuterungen eines merckwürdigen Lebens

bens fehlen, oder zu mangelhaft werden, als daß man ſich ihrer zuverſichtlich bedienen könnte. Giebt es alſo, wird man hier einwenden, kein Mittel, eine Lebensbeſchreibung vollkommen lehrreich zu machen, ohne daß ſie zugleich weitſchweifig und gedähnt würde? — So habe ich mich in der That oft ſelbſt gefragt, und nach einer unzählichemal mitten unter dem Ausarbeiten wiederholten Ueberlegung, habe ich keine beſſere Antwort gefunden als dieſe: Gewiſſe Erzählungen oder Unterſuchungen werden, weil es ihnen am Anziehenden oder Abwechſelnden fehlt, immer zu weitläuftig vorgetragen ſcheinen, wenn ſie gleich nur eben den Umfang einnehmen, der ihnen gebührt; und gewiſſen Leſern, die nichts als ihren Geſchmack zu befriedigen ſuchen, wird alles langweilig vorkommen, was ſie nicht in einem Lauf vom Außerordentlichen und Unerwarteten, durch reizende kleine und vorübereilende Bilder, zur Bewunderung der Begebenheiten oder doch der ſinnreichen Art, mit welcher ſie vorgeſtellt worden ſind, fortreißt. Ob dieſe Antwort hinreichend ſey, iſt vielleicht nicht ſchwer zu entſcheiden.

Dieſe Berathſchlagung mit meinen Leſern iſt, wie man leicht ſieht, keine Vertheidigung des erſtgedachten Fehlers; ſie kann nur zeigen, daß ich alle Mühe angewandt habe, ihn zu verhüten, und daß er es nicht überall ſey, wo man ihn beym erſten Anblicke zu finden glaubt. Es kann ſeyn,

daß

daß manche Leſer auch die Lebensbeſchreibungen Conſtantins und Julians zu mühſam, ſchwerfällig und weitläuſig geſchrieben nennen; ich verlange aber nichts mehr, als daß ſie eben dieſelbe Frage an ſich ergehen laſſen, die ich mir ſelbſt vorgelegt habe, ohne ihnen eine gleiche Antwort aufzudringen.

Eben darauf könnte ich auch denjenigen Kunſtrichter verweiſen, der bey der öffentlichen Beurtheilung des dritten Theils von dieſem Wercke, es überhaupt viel zu weitſchweifig, zu überladen mit kleinen Umſtänden, und die Schreibart deſſelben zu ſchleppend gefunden hat. Schon war ich auf dem Wege, mich in eine lange Beantwortung dieſes Tadels einzulaſſen; und der Anfang dazu war würcklich gemacht, indem ich den gröſten Theil dieſer Vorrede bereits vor einem halben Jahre ſchrieb. Jezt aber da dieſelbe geendigt werden ſollte, trägt es ſich glücklicher Weiſe zu, daß ich die periodiſche Schrift, in welcher jene Beurtheilung ſteht, nicht mehr in dieſer Stadt zu meinem Gebrauche erhalten kann. Ich ſage, glücklicher Weiſe: denn ich erſpare dadurch den Leſern und mir eine Vertheidigung, in welcher manches unangenehme, ſogar manches vorkommen mußte, daß ich mich beynahe ſchämte einem Manne vorzuhalten, der die Geſchichte kennen und hiſtoriſche Schriften verbeſſern will. Es iſt wahr, er hat mich gewiſſermaaßen aufgefordert, auf ſeine Erinne-

rungen zu antworten. Aber wie man im gemeinen Leben nicht ſchuldig iſt, jeder Ausforderung zu gehorchen: ſo ſehe ich auch immer mehr ein, daß die Streitigkeit mit dieſem Kunſtrichter von geringem Nutzen ſeyn würde, oder ſehr weitläuſig und lang geführet werden müßte. Zu ſehr weicht unſerer beyder Denckungsart von einander ab. Er preiſet mir (um nur eines anzuführen, was noch in meinem Gedächtniſſe liegt) die witzigſeichten, zum Theil offenbar falſchen Antitheſen eines **Voltaire** als ein Muſter an, dem ich bey der Lebensbeſchreibung der Königinn Chriſtina hätte folgen ſollen; er nennt ſie ſogar einen Probierſtein derſelben: und ich freue mich, wenn ich mich vor derſelben genugſam gehütet habe.

Zur Schadloßhaltung für dieſe und andere lange Vorreden, hoffe ich meinen Leſern bey den künftigen Theilen dieſes Wercks, entweder gar keine Vorrede, oder nur einige kurze Nachrichten, in den Weg zu ſtellen. Wittenberg, am 10. May des Jahrs 1772.

I.

Leben des Kayſers Conſtantin des Großen.

Es giebt Fürſten und andere berühmte Männer, deren Geſchichte faſt ein Heiligthum zu ſeyn ſcheinet, das man eben ſo wenig als die Religion ſelbſt, welche ſie ausgebreitet, beſchüzt oder wiederhergeſtellt haben, mit einiger Dreiſtigkeit angreifen darf. Diejenigen, welche dieſe Religon ehren und lieben, ſezen meiſtentheils ihrer Bewunderung und Danckbarkeit gegen dieſelben keine Gränzen; oder ſehen es doch ungerne, wenn ſie getadelt werden, entſchuldigen alles, was ihnen vorgeworfen werden kann, und ſuchen den hohen Begriff, den ſie ſich von ihnen gemacht haben, deſto eifriger zu retten, je weniger ſie glauben können, daß Gott zum Dienſte der Re-

ligion Menſchen gewählt haben ſollte, die viele und große Fehler begangen haben. Andere hingegen wagen es zuweilen, auch bey ſo verdienten Männern eine ſchwächere und wohl gar eine ſchwarze Seite zu zeigen. Sie finden an einigen derſelben nur ordentliche Menſchen, die ohne ausnehmende Gaben und hohe Einſichten, ſich bloß glücklicher Umſtände, unter welchen ſie lebten, bedient haben, um gewiſſe gute Abſichten, die ihnen ſelbſt vortheilhaft waren, auszuführen: und ſie glauben, daß die Vergehungen derſelben deſto freymüthiger aufgedeckt werden müſſen, weil ſie durch den Schein der Religion, unter welchem ſie glänzen, gar zu leicht das Anſehen der Tugenden gewinnen können. Wenn ſie bey dieſem Widerſpruche gegen herrſchende Urtheile nichts anders ſuchen, als die Wahrheit frey zu ſagen, wie ſie dieſelbe entdeckt haben: ſo werden ſie dieſelbe mit Beweiſen unterſtüzt, ſanft und lehrreich vortragen. Iſt ihnen aber auch daran gelegen, der Welt es ſehen zu laſſen, daß ſie zuerſt eine neue Vorſtellungsart gefunden, und einen gewöhnlichen beynahe geheiligten Irrthum zu verbeſſern im Stande ſind; iſt ihre Ueberlegung nicht kalt, ihre Wiſſenſchaft nicht reif genug, um Flecken von Bosheit, und einen vermiſchten Charakter von einem völlig ſchlimmen zu unterſcheiden; oder gönnen ſie vielleicht der Religion und Kirche den großgeachteten Mann nicht, der beyden Ehre und Nutzen gebracht hat: ſo werden ſie, an Statt ihn etwas zu erniedrigen, ihn häßlich und verächtlich abſchildern, und, um nichts mit dem großen Hauffen gemein zu haben, ihn gar als den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts beſchreiben. Daß Tadler von dieſer Art der Feindſchaft wider die Religion beſchuldigt werden, ob ſie gleich mehr

durch Eitelkeit und ſchwärmenden Ungeſtüm ſündigen, iſt eben nicht wunderbar. Aber daß auch jene rechtſchaffene Männer, die nur Feinde der Partheylichkeit und knechtiſchen Verehrung in der Geſchichte ſind, dieſen Vorwurf wenigſtens in der Stille leiden müſſen; dieſe Ungerechtigkeit würde ſehr empfindlich ſeyn, wenn man nicht den hizigen Bewunderern, wie die meiſten Menſchen ſind, einige Nachſicht ſchuldig wäre. Beyde dieſer entgegen geſezten Fehler ſind in der Geſchichte Conſtantins des Groſzen mehr als in irgend einer andern begangen worden. Die Leſer aber ſind gewarnet, ſich von keinem derſelben verführen zu laſſen, wenn er auch in dieſe Lebensbeſchreibung gedrungen wäre.

Conſtantin kam zu einer Zeit auf die Welt, da das Römiſche Reich, nach einer Dauer von mehr als tauſend Jahren, und ſchon ſeit dreyhundert Jahren gewohnt, einem einzigen Oberhaupte zu gehorchen, zwar noch einen weiten Umfang des Gebiets in allen drey Welttheilen, groſze Macht und ein furchtbares Anſehen beſaß; aber auch bereits vieles von ſeiner innern Feſtigkeit und Stärcke verloren hatte. Bürgerliche Kriege hatten es zuerſt ungemein geſchwächt; darauf war es durch unwürdige Fürſten zerrüttet und verächtlich geworden; die Wahl und Regierung der Kayſer hieng oft von dem Willkühr und von den ausſchweifenden Begierden der Soldaten ab; längſt war auch die patriotiſche Liebe des Vaterlandes mit dem Geiſte der alten Römer gröſztentheils untergegangen; und wenn verſchiedene weiſe und tapfere Kayſer den alten Glanz des Reichs wieder herſtellten, ſo wurden ihre Arbeiten geſchwind wieder vernichtet. Die unaufhörlichen Empörungen, die Anfälle und Verwüſtun-

wüſtungen, welche die barbariſchen Völcker vornahmen, und die Ermordung der ruhmwürdigſten Kayſer; dieſes waren Merckmale genug von dem tiefen Verfall des Staats. Ihn regierte damals Aurelianus, einer der verdienteſten und ſiegreichſten Kayſer, als Conſtantin, der mit ſeinem vollſtändigen Nahmen Flavius Valerius Conſtantinus hieß, am 24 Februar des Jahrs 274 nach der christlichen Zeitrechnung, zu Naißus, einer Stadt in Dardanien, einer Landſchaft, welche zu Ober-Möſien gehörte, (jezt Niſſa in Servien,) gebohren wurde.

Sein Vater Conſtantius Chlorus war ein Nachkomme des Kayſers Claudius des Zweyten. Er hatte ſich ganz dem Kriege ergeben, und fochte eben um dieſe Zeit glücklich in der Schweitz. Carus, einer der folgenden Kayſer, ernannte ihn um das Jahr 282 zum Statthalter von Dalmatien: und da er ſich immer mehr als ein geübter Feldherr hervorthat, erklärte ihn Diocletian, der nicht glaubte, daß ein einziger Fürſt der Regierung des Reichs mehr gewachſen ſey, und der ſchon den Maximian zum Reichsgenoſſen angenommen hatte; oder vielmehr dieſer leztere wählte ihn im Jahr 292 zum Cäſar, oder Reichsgehülfen und beſtimmten Nachfolger; ſo wie der erſtere dem Galerius eben dieſe Würde beylegte. Conſtantius ſahe ſich zugleich genöthigt, um mit dieſen Fürſten in eine genauere Verbindung zu treten, ſich von ſeiner Gemahlinn Helena, Conſtantins Mutter, zu ſcheiden, und Maximians Tochter Theodora zu heyrathen. Helena war von ſehr niedriger Herkunft, und ſcheint nicht einmal ſeine rechtmäßige Gemahlinn geweſen zu ſeyn. Selbſt chriſtliche Schrift-

ſteller

ſteller geſtehen dieſes deutlich: wenn es alſo gleich andere geleugnet haben; ſo war es doch wenigſtens eine ſehr alte, weit ausgebreitete und wahrſcheinliche Nachricht. Genug, daß Conſtantius als Cäſar Gallien, Spanien, Britannien und Mauritanien zu regieren bekam. Er erwarb ſich durch ſeine Tugenden eine ungemeine Liebe der Völcker, und einen weit größern Ruhm als die übrigen drey Fürſten. Dabey hatte er ſo viele Kenntniß vom Chriſtenthum, und eine ſo merckliche Neigung zu demſelben, daß ihm beynahe nichts mehr fehlte, als das öffentliche Bekenntniß deſſelben. Da endlich Diocletian und Maximian im Jahr 305 die Regierung niederlegten, wurden Conſtantius und Galerius an ihrer Stelle Kayſer: ſie theilten ſich darauf dergeſtalt in das Reich, daß der erſtere Italien, Sicilien, Spanien, Gallien, Britannien, Deutſchland, und das meiſte von Africa, der leztere aber den übrigen größern Theil erhielt. Allein Conſtantius trat ihm bald freywillig Italien und Africa ab, um ſein kleineres Gebiet deſto beſſer überſehen zu können.

Während dieſer Zeit hatte ſein Sohn Conſtantin große Hoffnungen erweckt. Er war zu Naiſſus erzogen worden: Diocletian behielt ihn an ſeinem Hofe und in ſeinem Gefolge mit Zeichen einer beſondern Achtung, gleichſam als einen Geißel für das Verhalten ſeines Vaters; er machte ihn auch frühzeitig zu einem der vornehmſten Kriegsoberſten. Conſtantin verband mit einer ſchönen Leibesgeſtalt und vorzüglichen Stärcke, viele Geſchicklichkeit im Kriegsweſen, tugendhafte Sitten, und eine ungemeine Leutſeeligkeit. Die Soldaten liebten ihn, und andere wünſchten, daß er einſt an der Regie-

rung Antheil nehmen möchte. In verſchiedenen Feldzügen gegen die Perſer, in Egypten, und an der Donau, legte er ausnehmende Proben der Unerſchrockenheit ab, ſelbſt in Zweykämpfen mit den Barbaren. Daneben hatte er auch einen glücklichen Anfang gemacht, ſich mit der Gelehrſamkeit bekannt zu machen. Aber eben die Eigenſchaften, welche ihn bey den Römern beliebt machten, hinderten ihn eine Zeitlang an einem höhern Glücke. Galerius, der nach der Abdanckung der beyden vorhergehenden Kayſer der mächtigſte blieb, ernannte zween Cäſaren, den Severus, welchem er Italien und Africa übergab, und den Maximin, dem einige morgenländiſche Provinzen unterworfen wurden; da hingegen Galerius das übrige von ſeinem Antheil ſelbſt regierte. So ließ er nicht nur den Conſtantin außer Acht, auf den jedermann bey dieſer Gelegenheit die Augen gerichtet hatte, und wählte ſich Gehülfen ohne alle Fähigkeit, von denen er deſto weniger etwas zu befürchten hatte; er ſuchte ihn auch auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen, indem er ihn bald im Kriege großen Gefahren ausſezte, bald unter dem Vorwande der Ergözlichkeit und Uebung ſeiner Kräfte, mit wilden Thieren zu kämpfen nöthigte. Endlich konnte Galerius der Begierde Conſtantins bey ſeinem Vater zu leben, womit allem Anſehen nach auch die Sehnſucht nach einem Antheil an der Regierung, oder nach dem völligen Beſize derſelben, verbunden war, nicht länger widerſtehen. Er ertheilte ihm alſo die ſchriftliche Erlaubniß, ſich der Pferde, die überall zum Dienſte des Staats bereit ſtanden, auf ſeiner Reiſe zu bedienen, ſezte aber hinzu, er möchte dieſelbe erſt des andern Morgens antreten, wenn er vorher noch ſeine Befehle würde abgeholt haben.

haben. Seine Abſicht war, ihn entweder auf irgend eine Art zurück zu halten, oder durch den Severus aufhalten zu laſſen, durch deſſen Gebiete Conſtantin gehen mußte; er blieb daher auch des andern Tages bis gegen Mittag im Bette. Allein Conſtantin reiſte eben deswegen noch an dem Abende, da es ihm bewilligt worden war, eilfertig von Nicomedien ab, und tödtete oder lähmte auf ſeinem Wege alle Pferde des Staats, die er nicht brauchte, damit man ihm deſto weniger nachſezen könnte. Seine Liſt gelang ihm: denn Galerius erkannte den Tag darauf, als er ſeine Abreiſe ſpät erfuhr, daß es vergeblich ſey, ihn verfolgen zu laſſen.

Dieſer Schritt Conſtantins war auch entſcheidend für ſein Glück und übriges Leben. Wäre er wenige Monathe länger in der Gewalt des Galerius geblieben, ſo war ihm vermuthlich der Zugang zum Throne auf lange Zeit verſchloßen: denn ſein Vater ſtarb bald nach ſeiner Ankunft im Jahr 306 zu York. Bey ſeinem Tode empfol er dieſen Sohn ſeinem Heere in Britannien zu ſeinem Nachfolger. Er hinterließ zwar noch mehrere Söhne, die von ſeiner zweyten, oder, wie andere behaupten, von ſeiner einzigen rechtmäßigen Gemahlinn kamen; allein von einer zu zarten Jugend, als daß ſie einen Anſpruch an die Regierung hätten machen können. Sobald ſich alſo Conſtantin ſehen ließ, ward er von den Soldaten zum Käyſer ausgerufen, und mit dem Purpur bekleidet. Es fehlte noch daran, daß ihn auch die übrigen Regenten des Reichs in dieſer Würde erkannten, und Galerius inſonderheit ſeine Einwilligung dazu gab: daher ſchickte er ihnen, wie es gewöhnlich war, ſein mit Lorbeern

bekränztes Bildniß. Galerius konnte ſich bey dieſem Anblicke kaum mäßigen, daß er nicht das Bild und denjenigen, welcher es brachte, ins Feuer werfen ließ: ſo wenig gönnte er dem Conſtantin dieſen erhabnen Rang. Doch da er einen Krieg nicht würde haben vermeiden können, wenn er ihm denſelben gänzlich ſtreitig gemacht hätte, ſchickte er ihm den Purpur, zum Zeichen, daß er es ſey, der ihn erhöhe; erklärte ihn aber nur zum Cäſar, und an ſeiner Statt den Severus zum Auguſtus oder Käyſer. Die Abſichten des Galerius in Anſehung ſeiner Nachfolger in der Regierung wurden zu gleicher Zeit noch von einer andern Seite zerſtört. Denn Maxentius, der Sohn des ehemaligen Käyſers Maximian, bediente ſich des Mißvergnügens der Einwohner von Rom, um ſich daſelbſt zum Käyſer ausrufen zu laſſen, und beredete auch ſeinen Vater, dieſe Würde von neuem anzunehmen. Galerius ſchickte zwar den Severus mit einem Heere nach Italien; allein dieſes gieng zum Maximian über, und Severus verlor das Leben.

Unterdeſſen gab Conſtantinus, der nun über Britannien, Gallien und Spanien herrſchte, gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung, den Chriſten in ſeinem Gebiete die Freyheit der Religion wieder, welche ſeit einigen Jahren durch die Verfolgung des Diocletianus und vornemlich des Galerius unterdrückt worden war; wenn man anders dieſe Nachricht dem einzigen Schriftſteller, der ſie meldet, Lactantius, glauben darf: denn Euſebius ſagt ausdrücklich, Conſtantius Chlorus habe nicht zugegeben, daß die Chriſten ſeiner Länder verfolgt würden. Gewiſſer iſt es, daß Conſtantinus gleich

gleich anfänglich die ihm unterworfenen Länder beſucht, und mit einigen deutſchen Völckern Krieg geführt hat. Die Francken hatten ihren Vergleich mit den Römern gebrochen, und waren in Gallien eingefallen; dieſe ſchlug er nicht nur, ſondern ließ auch ihre beyden Könige, die er gefangen hatte, bey den öffentlichen Schauſpielen, die er anſtellte, den wilden Thieren vorwerfen. Man hat dieſe Grauſamkeit vergebens dadurch zu entſchuldigen geſucht, daß die Römer stets in ähnlichen Fällen eben ſo verfahren hätten, und daß dieſe Strenge bey einem ſo treuloſen Volcke nöthig geweſen ſey. Das erſtere iſt offenbar falſch, und auch das zweyte bedarf noch eines Beweiſes. Zu eben dieſer unmenſchlichen Todesart verurtheilte Conſtantin die mit den Francken verbundene Alemanniſche Könige, die er in ſeine Gewalt bekommen hatte, und eine Menge Kriegsgefangene aus dem Lande der Bructerer, die zwiſchen dem Rhein und Weſer wohnten, und die er nebſt einigen andern angränzenden deutſchen Völckern von ihm waren überfallen und überwunden worden. Um die häuffigen Streifereyen der Deutſchen nach Gallien abzuwehren, beſezte er die kleinen Feſtungen am Rheine mit genugſamen Soldaten, unterhielt auch auf dieſem Fluße eine wohlbemannte Flotte. In eben dieſer Abſicht war er geſonnen eine Brücke über den Rhein bey Colonia Agrippina (jezt Cölln) zu ſchlagen; ob aber dieſes Werck würcklich zu Stande gekommen ſey, und ob er zur Vertheidigung deſſelben die Cölln am andern Ufer gegen über liegende Feſtung Duits gebauet oder wiederhergeſtellt habe, dieſes kann nicht ausgemacht werden. Er ſtiftete übrigens zum Andencken ſeines Siegs Spiele, welche die Fränckiſchen genannt wurden.

Unterdeſſen beſchloß Maximian, der ſich vor der Rache des Galerius fürchtete, ſich genauer mit dem Conſtantin zu verbinden, um von ihm unterſtüzt zu werden. Er kam zu ihm nach Gallien, und brachte ihn dahin, daß er ſeine Tochter Fauſta zur Gemahlinn nahm. Conſtantin hatte bereits in ſeiner frühen Jugend, gegen das Jahr 300. und man verſichert, es ſey aus Liebe zur Keuſchheit geſchehen, die Minervina geheyrathet, mit welcher er den Criſpus zeugte: dieſe war jezt vermuthlich geſtorben. Zugleich ertheilte ihm Maximian im Jahr 307 den käyſerlichen Titel, den Conſtantin ſeitdem zu führen anfieng. Galerius war damals wider den Maxentius zu Rom mit einem Heere gezogen, hatte ſich aber bald genöthigt geſehen, Italien ſchimpflich wieder zu verlaſſen. Der ſchlaue Maximian, der alle dieſe Fürſten, einen durch den andern, zu unterdrücken gedachte, ſuchte den Conſtantin zu überreden, daß er den Galerius auf ſeinem Rückzuge verfolgen möchte; allein er fand bey dieſem kein Gehör. Er wollte ſeinen eigenen Sohn, den Maxentius, ſtürzen, weil er in größerm Anſehen als er ſtand; doch die Soldaten empörten ſich wegen dieſes Verſuchs gegen ihn, und da er hierauf nach Gallien zum Conſtantin flüchtete, fand er abermals die Mühe vergebens, die er anwandte, ihn zum Kriege wider ſeinen Sohn zu reizen. Vielmehr mußte er zugeben, daß Galerius ſeinen Freund Licinius damals zum Käyſer ernannte. So war das Römiſche Reich zwiſchen ſechs Fürſten getheilt, darunter Conſtantin noch immer vom Galerius nicht als Käyſer erkannt wurde, bis dieſer durch den Maximin, ſeinen Anverwandten, der ſich im Jahr 308 zum Käyſer aufwarf, gewiſſermaaßen

dazu

dazu genöthigt ward. Es kam in eben dieſem Jahre noch der ſiebente Fürſt hinzu, Alexander, Statthalter in Africa, den die Soldaten zu Carthago mit dem Purpur bekleideten.

In dieſer Verwirrung regierte Conſtantin am ſicherſten und ruhigſten unter allen. Maximian, der nirgends mehr geſchäzt oder gefürchtet wurde, flüchtete ſich im Jahr 308 zu ihm nach Gallien, immer noch in der Abſicht, ihm einen Fallſtrick zu legen. Er begab ſich daher der käyſerlichen Würde zum zweytenmale. Conſtantin ließ ihn in ſeinem Palaſte mit ſo vieler Pracht und Ehrfurcht bedienen, daß er nichts von ſeiner Macht verloren zu haben ſchien. Zu gleicher Zeit zog dieſer abermals wider die Francken am Rhein zu Felde, von denen zwar ein Theil in Friedensunterhandlungen mit ihm begriffen war, die übrigen aber von neuem in den Waffen ſtanden. Hier gab ihm Maximian den Rath, nur wenige Kriegsvölcker wider die Francken zu führen. Dadurch hoffte er ihn einer großen Gefahr auszuſezen, ſelbſt aber im Stande zu ſeyn, den zurückgebliebenen beträchtlichern Theil des Heeres auf ſeine Seite zu ziehen. Conſtantin folgte ſeinem Schwiegervater, als einem erfahrnen Alten. Kaum aber war er in das feindliche Land eingerückt, als Maximian zum drittenmale den Nahmen eines Käyſers annahm, ſich der Schätze Conſtantins bemächtigte, den Soldaten deſſelben reiche Geſchencke davon machte, und die nachtheiligſten Gerüchte von ihm ausſtreuete. Auf die Nachricht, welche Conſtantin davon erhielt, eilte er mit ſeinen Kriegsvölckern nach Gallien zurück, überfiel den Maximian, da ſeine Unternehmung noch nicht zur Reiſe gekommen war, und die verführten

Solda-

Soldaten kehrten wieder unter ſeinen Gehorſam. Sein Feind ſchloß ſich in Marſeille ein: gleich umringte Conſtantin dieſe Stadt, und er würde ſie beym erſten Angriff erſtiegen haben, wenn die Sturmleitern nicht zu kurz geweſen wären. Dem Maximian, der ſich auf der Mauer zeigte, machte er wegen ſeines Verfahrens lebhafte Vorwürfe, welche dieſer mit Schmähreden beantwortete. Plözlich aber öfnete man auf einer andern Seite eines von den Thoren der Stadt; Conſtantins Kriegsvölcker drangen hinein; Maximian wurde gefangen genommen; er mußte den Purpur zum drittenmale ablegen, blieb aber dennoch ferner, wie es das Anſehen hat, in dem Palaſte ſeines Eydams.

Dieſer hatte unterdeſſen ſeine Abſicht erreicht, die Francken zur Ruhe zu nöthigen. Er wandte nun ſeine Aufmerckſamkeit wieder auf den innern Zuſtand von Gallien. Er ſtellte die Mauern von Trier wieder her, und richtete daſelbſt verſchiedene öffentliche Gebäude auf, denen es nicht an Pracht fehlte. Auch in andern Gegenden dieſes Landes bezeigte er ſich gleich ſorgfältig und freygebig. Allein Maximian unterbrach dieſe Bemühungen durch einen neuen Verſuch wider ſein Leben im Jahr 310. Er nöthigte ſeiner Tochter Fauſta das Verſprechen ab, ihren Gemahl an ihn zu verrathen, indem ſie das Schlafgemach deſſelben offen ſtehen, und ſehr nachläßig bewachen laſſen wollte: er ſezte hinzu, ſie ſollte einen würdigern Gemahl aus ſeinen Händen erhalten. Fauſta meldete dieſes alles ſogleich ihrem Gemahl, und dieſer traf dagegen ſolche Anſtalten, die zwar zu ſeiner Sicherheit und zur Ueberführung des Verbrechers dienlich

wa-

waren, aber auch den Todt eines Unſchuldigen nach ſich ziehen mußten. Es ward ein ſchlechter Verſchnittener dazu beſtimmt, an Statt Conſtantins ermordet zu werden; gleichſam als wenn bey einer ſo gewiß vorhergeſehenen Nachſtellung eines einzigen Menſchen, das Leben eines andern, auf welchen ſie gar nicht gerichtet war, nicht hätte erhalten werden können. Maximian, der ſich auf die Verabredung mit ſeiner Tochter verließ, ſtand mitten in der Nacht auf, und fand alles ſeiner Erwartung gemäß. Er ſagte zu der kleinen Wache, die in der Entfernung ſtand, er wollte ſeinem Schwiegerſohne einen Traum erzählen, den er eben gehabt hätte, drang in das Schlafgemach hinein, tödtete den darinne liegenden Verſchnittenen, und kam freudig heraus, indem er ſich rühmte, den Conſtantin umgebracht zu haben. Aber in dem Augenblicke erſchien dieſer mit einer Anzahl Bewaffneter von der andern Seite. Der Körper des Ermordeten wurde herausgebracht; Maximian verſtummte bey dieſem Anblicke, und mußte die bitterſten Vorwürfe des Käyſers anhören. Darauf ward ihm, als eine Art von Gnadenbezeigung die Wahl der Todesart gelaſſen; er nahm ſich alſo durch einen Strick das Leben. Die chriſtlichen Schriftſteller ſagen, daß Conſtantin nicht anders mit einem Manne habe verfahren können, vor deſſen Räncken und mörderiſchen Abſichten er niemals ſicher geweſen ſeyn würde; der auch ein ſolches Schickſal durch ſeine Verfolgung gegen die Chriſten verdient hätte. Allein es giebt neben der Gerechtigkeit eine andere Tugend, die ſich mit derſelben wohl vereinigen läßt, und in gewiſſen Fällen kaum ohne Schande von ihr getrennt werden darf: die Großmuth. Constantin würde zugleich für

ſeine Sicherheit geſorgt, einen Treuloſen beſtraft und im Zaum gehalten, und vielen Ruhm erlangt haben, wenn er dem alten Manne, deſſen Tochter er zur Ehe, gegen den er auch noch andere Verbindlichkeiten hatte, der durch keinen Anhang fürchterlich war, und der in einer engen Verwahrung ihm nicht weiter hätte ſchaden können, wenn er demſelben das Leben geſchenckt hätte. Die Rachbegierde Conſtantins gieng noch weiter: er ließ einige Zeit darauf alle Bildſäulen und Bilder des Maximian niederreißen. Da derſelbe zugleich mit dem Diocletian regiert hatte, ſo betraf dieſe Beſchimpfung auch die Bilder des leztern, wenn ſie mit jenen vereinigt waren. Dieſer in mancher Betrachtung ehrwürdige Greis lebte noch in der Stille auf ſeinem Landgute, als er dieſe kränckende Nachricht empfieng, und ſie trug auch ſehr viel dazu bey, ſeinen Todt zu beſchleunigen. Conſtantin hätte ſich wenigſtens erinnern ſollen, daß Diocletian ſeinem Vater und ihm zuerſt den Weg zum Käyſerthum gebahnt habe.

Er hatte um dieſe Zeit, gegen das Jahr 311, abermals einen Krieg mit einigen deutſchen Völckern zu führen, die gemeinſchaftlich wider die Römer fochten. Um die Verfaſſung dieſes verbundenen Heeres auszukundſchaften, begab er ſich verkleidet und von zwo Perſonen begleitet in ihr Lager. Er fand, daß ſie nicht Muth genug hatten, ſich in ein Treffen mit ihm einzulaſſen, und im Begriff waren, ſich von einander zu trennen. Allein dieſer Entſchluß würde den Krieg ſehr verlängert haben: er verſicherte ihnen alſo, der Käyſer wäre nicht in der Nähe, griff ſie bald darauf an, und erlangte einen völligen Sieg. Hierauf gieng er nach Britannien über, und ſezte auch dieſes Land

gegen die Barbaren in Sicherheit. Galerius wurde unterdeſſen von einer der ſchmerzhafteſten und langwierigſten Kranckheiten angegriffen. Da er ſeinen Todt unvermeidlich ſah, gab er im Jahr 311 nebſt den beyden andern Käyſern, dem Conſtantin und Licinius, eine Verordnung, durch welche die bisherige Verfolgung der Chriſten, die hauptſächlich von ihm herrührte, gänzlich aufgehoben wurde. In dieſer Verordnung ſagten ſie, daß ſie zwar die Chriſten durch Strafen hätten nöthigen wollen, ihre väterliche Religion wieder anzunehmen, und daß viele deswegen auch wären hingerichtet worden; da ſie aber ſähen, daß eine Menge derſelben bey ihrem Unſinne verblieben, und weder den Göttern opferten, noch den chriſtlichen Gottesdienſt verrichteten, ſo hätten ſie nach ihrer Leutſeeligkeit und Bereitwilligkeit allen Menſchen zu verzeihen, auch hierinne Nachſicht gebrauchen wollen. Sie erlauben alſo den Chriſten die Häuſer, in welchen ſie ſich zu verſammeln pflegten, wieder aufzubauen; damit ſie nicht nöthig hätten wider ihre Einſicht zu handeln. Wegen dieſer Gnadenbezeigung aber (ſezen die Käyſer hinzu,) ſollten die Chriſten ihren Gott um die Wohlfahrt der Käyſer, des Staats und um ihre eigene bitten. Galerius ſtarb gleich nachdem dieſe Verordnung war bekannt gemacht worden, und Licinius theilte ſich mit dem Maximin in ſeine Beſizungen. Conſtantin machte ſich in Gallien immer beliebter. Er erließ der Stadt Auguſtodunum (jezt Autün) die Abgaben, welche ſie ſeit fünf Jahren an ihn ſchuldig war, freywillig, und geſtand ihr noch andere Erleichterung zu, dadurch rettete er dieſe Stadt, deren Elend ihn ungemein gerührt hatte, von ihrem Untergange.

Bey

Bey dieſer Sorgfalt für die Ruhe und Aufnahme der Länder ſeines Gebiets ſahe Conſtantin bereits auf den Krieg, der ihm mit dem Maxentius bevorſtand. Dieſer Sohn des Maximian, der noch immer Italien und auch Africa wieder beherrſchte, ſtellte ſich, als wenn er den Todt ſeines Vaters rächen wollte; im Grunde aber war er auf Conſtantins Größe eiferſüchtig. Er rüſtete ſich alſo zum Kriege wider denſelben, und verſtärckte ſich durch das Bündniß, welches ihm Maximin antrug, der, weil Conſtantin ſeine Schweſter mit dem Licinius verlobt hatte, argwohnte, ſie möchten ſich beyde wider ihn verbinden. Maxentius war zwar zu Rom wegen der abſcheulichſten Ausſchweifungen ſeiner Grauſamkeit, Habſucht und Wolluſt äußerſt verhaßt; allein er hatte ein Heer von hundert und ſiebzig tauſend Mann Fußvolck, und achtzehn tauſend Reitern zu ſeinen Dienſten: andere ſezen es, indem ſie vielleicht die Beſazungen abrechnen, auf hundert tauſend Soldaten herab. Auf der andern Seite hatte Conſtantin, wenn wir dem Euſebius glauben, ſchon lange gewünſcht, die Hauptſtadt des Reichs von der Unterdrückung dieſes Wüterichs befreyen zu können; er hatte aber dieſe Ehre immer den ältern Käyſern überlaſſen; doch da er ſah, daß dieſe es vergeblich verſucht hatten, verſicherte er, daß er nicht länger leben könne, wenn er dieſe vortreffliche Stadt noch ferner in ſolchen Händen ſehen ſollte. So tugendhafte Bewegungsgründe ſind nicht leicht die einzigen oder vornehmſten, die einen Fürſten zu einem großen Kriege fortreißen; allein ſie geben ihm vor der Welt ein rühmliches Anſehen, und werden daher öfters gebraucht. Eben dieſes that vermuthlich auch Conſtantin, um die Begierde, Herr von

Rom zu ſeyn, damit zu verdecken. Die Feindſeeligkeiten des Maxentius, und, wenn es wahr iſt, auch die Abgeordneten von dem Senat und Volcke zu Rom, die ihn um Hülfe baten, gaben ihm eine weit glaubwürdigere Veranlaßung an die Hand. Sein Heer war höchſtens acht und neunzig tauſend Mann ſtarck, nach andern aber weit geringer. Unterdeſſen waren es meiſtentheils ſehr geübte Soldaten: und als Feldherrn betrachtet, konnte man den Maxentius noch weit weniger mit dem Conſtantin vergleichen, als wenn man an ihm die Gaben eines geſchickten Fürſten ſuchte. Er war anfänglich geſonnen, Gallien anzugreifen; allein da er ſeine Kriegesvölcker nicht über die Alpen ziehen ließ, ſezte Conſtantin die ſeinigen mit deſto mehr Freyheit im Jahr 311 gegen Italien in Bewegung.

Damals, ſagt Euſebius, ſahe Conſtantin ein, daß er wegen der zauberiſchen Künſte, auf welche ſich Maxentius verließ, einer göttlichen unüberwindlichen Hülfe noch über den Beyſtand ſeines Heeres benöthigt ſey. Er überlegte alſo bey ſich ſelbſt, was er ſich vor einen Gott zum Beſchützer wählen ſollte. Bey dieſer Unterſuchung fiel ihm ein, daß unter ſo vielen, welche vor ihm regiert hatten, diejenigen, welche ihr Vertrauen auf die Götter geſezt, und ſie mit Opfern und Geſchencken verehrt hätten, zuerſt durch ſchmeichelhafte Weißagungen und günſtige Orakelausſprüche hintergangen worden, und endlich auf eine unglückliche Art geſtorben wären; ſo daß ſie keiner unter den Göttern von ihrem göttlich beſtimmten Ende habe retten können; da hingegen ſein Vater allein, weil er dem einzigen höchſten Gott in ſeinem gan-

zen Leben gedient hätte, von ihm errettet, beſchützt, und mit allem Guten beſchenckt worden ſey. Da er außerdem bemerckte, daß diejenigen, welche ſich auf viele Götter verlaſſen hätten, auch in vieles Unglück verfallen wären; der Gott ſeines Vaters aber demſelben ſehr viele und kräftige Beweiſe ſeiner Macht gegeben habe, und daß überdieß diejenigen, welche vormals wider den Maxentius als Verehrer vieler Götter gezogen wären, einen ſchändlichen Ausgang gewonnen hätten; nachdem er alles dieſes bedacht hatte, ſo urtheilte er, daß es Thorheit ſey, ſich in eine eitle Beſchäftigung mit Göttern einzulaſſen, die nicht vorhanden ſind, und nach ſo vielen Beweiſen ſich immer noch betrügen zu laſſen. Er hielt vielmehr davor, daß er den Gott ſeines Vaters allein verehren müſſe. Dieſen rief er alſo an, und bat ihn, er möchte ſich ihm zu erkennen geben, und ihm bey der gegenwärtigen Angelegenheit ſeinen Beyſtand leiſten.

Man kann ſich kaum enthalten, dieſe Erzählung unter diejenigen zu rechnen, welche oft bey dem Uebertritte eines angeſehenen Mannes zu einer neuen Religionsparthey ausgebreitet worden ſind, um ſeinen Entſchluß weiſer und rühmlicher vorzuſtellen: ſo viel verdächtige Umſtände ſchließt ſie in ſich ein, und ſo ſehr ſcheinet ſie zu einem Eingange für die gleich folgende Geſchichte, um derſelben zum voraus mehr Wahrſcheinlichkeit zu ertheilen, gemacht zu ſeyn. Conſtantin ſpricht darinne von ſeinen Vorgängern, den heydniſchen Käyſern, als wenn ſie alle laſterhaft geweſen wären, und ein unglückliches Ende genommen hätten; und gleichwohl gab es darunter einige vortreffliche Fürſten, und viele, deren Todt ſehr ruhig war. Er beſchreibt

ſeinen Vater völlig als einen Chriſten; aber wenn er dieſes würcklich in einem ſo ſtrengen Verſtande geweſen iſt, davon doch die Geſchichte keinen Beweis giebt, ſo muß man ſich deſto mehr wundern, daß der Sohn bis in ſein acht und dreyßigſtes Jahr ein Heyde geblieben iſt. Zwar die erſte Kenntniß der chriſtlichen Religion und einige Gewogenheit gegen ihre Bekenner ſcheinet ihm in der That von ſeinem Vater eingeflößt worden zu ſeyn; aber noch hatte ſie ſich nur in einer ſolchen Beſchützung der Chriſten gezeigt, als ſie von mehrern heydniſchen Kayſern genoſſen hatten. Es iſt auch befremdlich, daß Conſtantin den Gott der Chriſten bittet, ſich ihm zu erkennen zu geben; ihm, der dieſe Kenntniß von ſeinem chriſtlichen Vater längſt hatte erlangen können, der ſie auch noch aus den ſo bekannten heiligen Büchern der Chriſten ſchöpfen konnte. Es hat beynahe das Anſehen, daß dieſe Bitte eine Vorbereitung der Leſer auf das Wunder abgeben müſſe, welches gleich darauf erfolget ſeyn ſoll. Nennt man dieſe Anmerckungen und Vermuthungen etwas hart und beynahe feindſeelig, ſo wird man doch nicht ſagen können, daß ſie gezwungen und unnatürlich bey dieſer Erzählung angebracht ſind. Leſer, welche ſelbſt bey Gelegenheiten zum Mißtrauen, über dieſelben lieber wegſehen, als dabey ſtehen bleiben wollen, dieſe werden auch hier keine Bedencklichkeiten finden, warum ſie nicht alles glauben ſollten. Es iſt auch, um es aufrichtig zu geſtehen, nicht ganz unmöglich, den eben angeführten durch gewiſſe Wendungen auszuweichen.

Das Gebet des Kayſers an den Gott der Chriſten, wurde, nach dem Euſebius, ſehr bald

erhöret. Als er mit ſeinem Heere fortzog, vermuthlich noch in Gallien, ſahe er einſt Nachmittags, da ſich die Sonne bereits gegen Abend wandte, das Siegszeichen des Kreuzes über der Sonne aus Lichtſtrahlen gebildet, mit der Ueberſchrift: Hierdurch überwinde! Conſtantin und alle ſeine Soldaten, welche dieſe Erſcheinung ebenfals geſehen hatten, erſtaunten ſehr über dieſelbe. Er dachte lange über die Bedeutung derſelben nach, bis ihn die Nacht überfiel. Darauf erſchien ihm Chriſtus im Schlafe mit eben demſelben Zeichen, welches ihm am Himmel gezeigt worden war, und befahl ihm, eine ähnliche Fahne verfertigen zu laſſen, deren er ſich in ſeinen Schlachten als eines Beyſtandes wider die Feinde bedienen ſollte. Kaum war der Tag angebrochen, ſo erzählte er dieſes Geheimniß ſeinen Freunden, ließ die Künſtler, welche in Gold und Edelgeſteinen arbeiteten, vor ſich kommen, und beſchrieb ihnen genau, wie ſie dieſe Fahne machen ſollten. Es war ein Kreuz, welches ſie mit Goldblech bedeckten, an deſſen Spitze eine aus Gold und Edelſteinen gearbeitete Krone befeſtigt war, in deren Mitte ſich die beyden ineinander geſchlungenen griechiſchen Anfangsbuchſtaben des Nahmens Chriſtus befanden: Buchſtaben, die der Kayſer auch nachmals auf ſeinem Helm trug. An der Queerſtange hieng eine aus Purpurfarbigter Seide gewebte, mit Edelgeſteinen beſezte, und mit Gold durchwürckte Fahne herab. Ueber derſelben aber, gleich unter dem Zeichen des Kreuzes ſahe man die goldenen Bilder des Kayſers und ſeiner Söhne. Dieſe Fahne, die unter dem feyerlichen Nahmen Labarum berühmt iſt, ließ Conſtantin ſeitdem immer bey ſeinen Heeren als eine Schutzwehr gegen alle Feinde vortragen,

und mehrere nach dieſem Muſter verfertigen. Aber er vergaß auch den Gott nicht, an den er ſich gewandt, und der ſich ihm gezeigt hatte. Entſchloſſen keinen andern als dieſen zu verehren, fragte er die Ausleger der Lehre deſſelben, was dieſes vor ein Gott ſey, und was jene Erſcheinung bedeute. Sie antworteten ihm, es wäre Gott, der einzige Sohn des einen und allein wahren Gottes; das Zeichen aber, welches er geſehen hätte, ſey ein Sinnbild der Unſterblichkeit, und ein Denckzeichen des Siegs, den dieſer Gott, da er ſich ehemals auf der Welt befand, über den Todt erhalten hätte. Sie lehrten ihn auch die Urſachen, warum derſelbe in die Welt gekommen ſey, und erklärten ihn die Art ſeiner Menſchwerdung ſehr genau. Conſtantin hörte ihre Reden lehrbegierig an, und bewunderte die göttliche Erſcheinung, die ihm zu Theil geworden war. Da er beydes mit einander verglich, wurde er in ſeinem Gemüthe geſtärckt; er zweifelte nun nicht mehr, daß ihm Gott ſelbſt dieſe Wiſſenſchaft ertheile. Darauf fieng er ſelbſt an die göttlichen Schriften zu leſen, und indem er die chriſtlichen Lehrer in ſeine Geſellſchaft aufnahm, hielt er den Gott, welchen er geſehen hatte, vor höchſt verehrungswürdig. Im Vertrauen auf denſelben gieng er nun auf den Tyrannen loß, um die Wuth deſſelben zu dämpfen.

So wird die Bekehrung Conſtantins zum Chriſtenthum beſchrieben: die einzige von ihrer Art in der ganzen chriſtlichen Geſchichte; eben ſo wunderbar als unerwartet. Dieſe Erzählung ſcheint über alle Zweifel hinausgeſezt zu ſeyn, weil Euſebius, (obgleich nicht in ſeiner Kirchengeſchichte, wo er eine ſehr bequeme Gelegenheit dazu hatte;

 ſon=

ſondern in dem Leben Conſtantins,) dieſelbe aus dem Munde des Kayſers ſelbſt aufzeichnete, der ihn ſogar die Wahrheit des am Himmel geſehenen Kreuzes mit einem Eide bekräftiget hat. Dieſer Geſchichtſchreiber, könnte man dencken, durfte es nicht einmal wagen, falſche Nachrichten darunter zu ſezen, weil ſehr viele Zeugen zu ſeiner Zeit noch lebten, die im Stande waren, ihn der Unwahrheit zu überführen. Die Begebenheit ſelbſt hat ſo groſſe Folgen nach ſich gezogen, daß man es wohl der göttlichen Weisheit würdig halten möchte, den Beherrſcher des mächtigſten Reichs dieſer Zeiten durch ein außerordentliches Mittel zur Annehmung der chriſtlichen Religion zu leiten. Die Denckmäler der oftgedachten Erſcheinung auf Fahnen und Münzen; die ſeitdem unveränderliche, immer wachſende und ausnehmende Gewogenheit Conſtantins gegen die Chriſten und ihre Religion, zu welcher er ſich endlich öffentlich bekannte; auch ſelbſt die Uebereinſtimmung der chriſtlichen Schriftſteller ſeit den Zeiten des Kayſers bis auf die lezten hundert Jahre, in dem Hauptinhalte dieſer Erzählung; alles dieſes ſcheint ihre Gewißheit noch mehr zu beſtätigen.

Gleichwohl ſind wenige Geſchichte ſo unglaublich als eben dieſe. Schon der Umſtand, daß ſie auf einem Wunder beruhet, und auf einem ſolchen, als in der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums nirgends vorkommt, erregt ein billiges Bedencken. Die Zeit, da Wunder zum Dienſte der chriſtlichen Religion geſchahen, war längſt vorbey: und wenn man auch unter einem der Nachfolger Conſtantins eine Art derſelben in den fürchterlichen Hinderniſſen findet, welche die Juden bey der verſuchten

Wieder-

Wiederaufbauung ihres Tempels zu Jeruſalem angetroffen haben, ſo war die Gelegenheit dazu von der äußerſten Wichtigkeit für die Ehre des Chriſtenthums. Damit aber kann die Bekehrung eines Fürſten nicht verglichen werden, der, wenn er würcklich Wahrheitsliebe beſaß, ſich der gewöhnlichen und vor ſeinen Augen liegenden Mittel bedienen konnte, dieſelbe in Anſehung des Chriſtenthums auszuüben. Durch dieſe offenbarte ſich Gott täglich den Heyden; allein Conſtantin bat, daß er ſich ihm beſonders zu erkennen geben ſollte, und er erhielt auch ein außerordentliches Zeichen. Man fühlt das Unwahrſcheinliche in dieſer Nachricht, da weit vortrefflichere heydniſche Kayſer als Conſtantin, die nicht weniger als er begierig waren, Gott zu kennen, auf keinem ſo übernatürlichen Wege zu ihm geführt worden ſind, und dieſer nicht einmal einer ſolchen Anleitung zu bedürfen ſchien. Was noch mehr iſt, Conſtantin fand nicht einmal dieſes Wunder deutlich genug zu der Abſicht, die Gott dadurch erreichen wollte: ein ſehr unerwarteter Zuſaz bey dieſer Geſchichte. Gott, deſſen Unterricht immer ſo hinlänglich iſt, läßt ihn das Zeichen des Kreuzes ſehen, das den Chriſten und ihrer Religion ſo eigenthümlich und ſo berühmt war; er erklärt es ſogar durch eine beygefügte Ueberſchrifft: und weder der Kayſer noch ſo viele andere, die es bemerckten, verſtanden die Bedeutung deſſelben. Noch muß ihm der Erlöſer der Welt im Traum erſcheinen, wenn er einigen Gebrauch von dem großen Wunder des Tages machen ſoll. Man vermuthet im voraus, daß Chriſtus ihm die Lehren ſeiner Religion offenbaren und Vorſchriften eines heiligen Lebens ertheilen werde. Nichts von dieſem geſchieht: er lehrt ihn bloß eine Fahne mit

ſeinem Nahmenszuge zum Schutze gegen ſeine Feinde verfertigen zu laſſen. Alles dieſes bringt den Leſer beynahe auf die Gedancken, daß es dem Urheber dieſer Nachrichten mehr um den abergläubiſchen Gebrauch des Kreuzes, als um die Religion ſelbſt zu thun geweſen ſey. Und noch immer wußte Conſtantin nach dieſen beyden Erſcheinungen nicht, was vor einen Gott er verehren ſollte, bis ihm die chriſtlichen Lehrer ſolches erklärt hatten. Er mußte alſo doch zu dem gewöhnlichen Mittel menſchlicher Unterweiſung ſeine Zuflucht nehmen, und das göttliche Wunder war gewiſſermaaßen ohne Nutzen.

Doch dieſe erſten Einfälle, die bey einer ſo ſonderbaren Erzählung aufſteigen können, und zum Theil in der That von ſcharfſinnigen Männern vorgebracht worden ſind, ſchwächen erſt alsdenn ihre Glaubwürdigkeit auf eine merckliche Art, wenn man auch auf die Zeugen derſelben mißtrauiſch wird. Und man muß dieſes werden, ſobald man ſieht, daß ſie über ihre vornehmſten Umſtände nicht mit einander einig ſind. An Statt der doppelten Erſcheinung bey Tage und im Schlafe, die Euſebius und nach ihm andere beſchreiben, ſezt ſie Laktantius, der gleichwohl an dem Hofe Conſtantins gelebt hat, bloß in einen nächtlichen Traum; oder er erzählt vielmehr nur, der Kayſer ſey während daß er ſchliefe, erinnert worden, die Schilde ſeiner Soldaten mit dem Kreuze zu bezeichnen, und alsdenn erſt dem Maxentius ein Treffen zu liefern; welches auch geſchehen ſey. Sozomenus, der ohngefähr hundert Jahre ſpäter ſchrieb, erzählt, Conſtantin habe im Traume das Kreuz am Himmel geſehen, und da er darüber erſtaunt

ſtaunt ſey, hätten die dabey ſtehenden Engel zu ihm geſagt: O Conſtantin! hierdurch ſollſt du überwinden. Philoſtorgius ſchrieb zu gleicher Zeit, die Bekehrung des Kayſers ſey durch ſeinen Sieg über den Maxentius bewürckt worden, und eben damals habe man in den Morgenländern ein ſehr glänzendes Kreuz am Himmel erblickt; die Sterne hätten es gleich einem Regenbogen umgeben, und die Worte mit lateiniſchen Buchſtaben gebildet: Hierinne überwinde! Aus allen dieſen Abweichungen der Geſchichtſchreiber von einander, kann man ſicher ſchließen, daß die Erzählungsart des Euſebius nicht durchgehends vor wahr gehalten worden ſey; oder wenigſtens, daß die ihr entgegen ſtehenden Gerüchte mit derſelben vereinigt worden ſind.

Freylich löſet ſich das Anſehen aller dieſer Zeugen zulezt in die Frage von der Zuverläßigkeit der Verſicherungen des einzigen Kayſers auf. Man darf hier wider ihn nicht dasjenige gebrauchen, was Zoſimus berichtet, daß Conſtantin öfters ſeinen Eid gebrochen habe: er wird alſo, könnte man hinzuſezen, auch eben ſo leicht falſch geſchworen haben. Dieſer Schriftſteller iſt nicht unpartheyiſch genug gegen den Kayſer, um ſeiner Beſchuldigung allein zu trauen. Aber iſt wohl ſelbſt der Eid eines Fürſten, dem man den Ruhm der Aufrichtigkeit und Treue zugeſteht, hinlänglich, eine von den unwahrſcheinlichſten Umſtänden begleitete Erzählung außer Streit zu ſezen? Auch gegen den rechtſchaffenſten Mann, der ein Kreuz und Buchſtaben am Himmel geſehen haben will, wird man erinnern, entweder ſeine Einbildungskraft habe ihn hintergangen, oder er habe nur davon geträumet: zumal,

wenn dieſes leztere unter ſeinen Zeitgenoſſen ein Schriftſteller ausdrücklich meldet. Antwortet man darauf, daß Conſtantin nicht allein, ſondern ſein ganzes Heer mit ihm das Kreuz am Himmel geſehen habe, und daß ſich ſchwerlich ſo viele tauſend Menſchen auf gleiche Art haben irren können: ſo entſteht eben, wenn man dieſes zugiebt, eine neue Art von Widerſpruche. Haben Conſtantins Soldaten einerley mit ihm geſehen, ſo war nichts überflüßiger als ſein Eidſchwur, die Erſcheinung zu beſtätigen: denn was acht und neunzig tauſend Menſchen von mehr als Einem Volcke, Alter, Religion, Einſicht und Neigung, vor eine gewiſſe Begebenheit vor ihren Augen halten, das gewinnt durch den Eid eines Kayſers nicht die geringſte Stärcke; und wenn er denſelben dabey vor nöthig befindet, ſo fängt man vielmehr an zu muthmaaßen, es möchten nicht alle, auf welche er ſich beruft, eben eine ſolche Meinung als er von derſelben haben. Der Gedancke, daß ſehr viele dem Euſebius eine Unwahrheit Schuld gegeben haben würden, wenn er die oftgedachte Begebenheit, auch ſelbſt nach der Erzählung des Kayſers anders berichtet hätte, als ſie würcklich vorgefallen iſt; dieſer Gedancke fällt nach einer mäßigen Ueberlegung von ſelbſt weg. Man weiß wohl, wie wenig eine Geſchichte, die ein Fürſt vor wahr angeſehen wiſſen will, die mit der herrſchenden Religion verbunden iſt, und die ſogar ein Wunder enthält, angegriffen werden darf. Man kann aber noch mehr ſagen: ſie hat in der That Widerſpruch erlitten, wie man bereits geſehen hat, und dieſes von einem Schriftſteller, der ſie eben ſo gut als Euſebius wiſſen konnte. Beyde hatten einen Hang zum Wunderbaren, und ſchrieben als Lobredner ihres Fürſten:

Laktantius drückt ſich ſo gar ſehr heftig gegen alle Reichsgenoſſen und Feinde des Kayſers aus; gleichwohl begnügt er ſich, jene Erſcheinung in einen bloßen Traum zu verwandeln.

Allein ſie mag ein nächtliches Geſicht des Kayſers, oder eine Erſcheinung am hellen Himmel vor einem Theile ſeiner Unterthanen geweſen ſeyn, ſo iſt man mit Rechte begierig zu erfahren, was ein ſo außerordentliches Mittel vor eine außerordentliche Veränderung hervorgebracht habe. Conſtantin, antworten die Schriftſteller, wurde dadurch ſogleich geneigt, die chriſtliche Religion anzunehmen. Man ſieht unterdeſſen doch nicht, daß er dieſes bald darauf gethan habe, und erſt mehrere Jahre darnach findet man einige gegründete Urſache, ihn einen Chriſten zu nennen. Eben derſelbe, fährt man fort, trug kurz nach dieſer Erſcheinung den vollkommenen Sieg über ſeinen Feind davon, der ihm durch dieſelbe verſprochen worden war. Allerdings beſiegte ihn Conſtantin gänzlich; aber wenn wir nichts von ſeiner Erſcheinung wüßten, ſo würden wir dieſen Sieg bloß aus der Ueberlegenheit erklären, die ein geübter und tapferer Feldherr über einen trägen, wollüſtigen und unerfahrnen Fürſten hat; ſo natürlich ſcheint jener Sieg erfolgt zu ſeyn. Fragt man nach andern großen Würkungen, die einer ſo wunderbaren Begebenheit würdig geweſen wären, die man augenſcheinlich aus derſelben hätte herleiten können, ſo ſieht man überall keine. Der Kayſer, für den Gott ſelbſt einen ſichtbaren Führer zur chriſtlichen Religion abgegeben haben ſoll, der beynahe ein Chriſt werden mußte, um das feindliche Heer zu beſiegen, wurde darum kein Beyſpiel einer erhabenen, der Vollkommenheit gleichen

Tugend;

Tugend; er legte, ohngeachtet eines ſolchen Lehrers, ſeine herrſchenden Laſter und Fehler, beſonders den von ſeinen frühen Jahren an mercklichen Hang zur Grauſamkeit nicht ab. Wenn Gott ſeinen Verſtand durch ein Wunder erleuchtete, wie kam es, daß nicht auch zugleich ſein Herz durchaus gebeſſert ward, durch welches Gott noch würdiger verehrt werden konnte? Noch eine beträchtliche Nebenfolge, die man von dieſem Wunder hätte erwarten können, wäre die Bekehrung vieler heydniſcher Soldaten von dem kayſerlichen Heere geweſen, die es angeſehen hatten, und die Bedeutung deſſelben ſehr bald, unter andern auch durch die Fahne, die vor ihnen hergetragen wurde, erfahren mußten. Doch davon ſagt die Geſchichte nichts, und bey ihrem Stillſchweigen iſt es überflüßig, mehrere Fragen aufzuwerfen. Man findet eher davon Spuren, daß die Erzählung von dieſer geprieſenen Erſcheinung, die abergläubiſche Neigung Wunder zu ſehen geſtärckt habe. Nachdem die Chriſten angefangen hatten zu glauben, daß ſich der Himmel durch ein Kreuz und durch griechiſche Worte einmal für den Conſtantin erklärt habe, zweifelten ſie bald nicht, daß dieſes auch mehrmals geſchehen ſey. Nicephorus verſichert, daß er nach der Ueberwindung des Licinius, und zum drittenmale in dem Kriege mit den Scythen, eben dieſes am Himmel geſehen habe. Lange nach ſeinem Tode ſollte ſich ſeinem Sohne Conſtantius in einem ſeiner Feldzüge ebenfalls ein Kreuz am Himmel zur Vorbedeutung des Siegs gezeigt haben. Endlich kam es ſo weit, daß auch andere Chriſten ähnliche Geſichter hatten; unter andern wurde Probianus, ein Arzt, dem es unglaublich vorkam, daß vom Kreuze das Heil des ganzen menſchlichen Geſchlechts her:

herſtammen ſollte, durch die Erſcheinung deſſelben, welche Gott veranſtaltete, davon überzeuget.

Von was vor einer Seite man alſo auch dieſe berühmte Erzählung betrachtet, ſo bleibt ſie entweder ungewiß oder verdächtig. Allein ſelbſt nach dieſer ſchärfern Unterſuchung ſcheint man noch nicht berechtiget zu ſeyn, ſie ganz und gar vor eine Erdichtung zu erklären. Immerhin mag man dem Kayſer zutrauen, daß er, wie zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft, alſo auch zur Empfelung derjenigen Religion, welche ihm gefiel, falſch und betrügeriſch möchte gehandelt haben: eine Vorausſezung, zu der man gleichwohl noch keinen Grund ſieht; — aber manche haben ſie angenommen, und nichts dadurch gewonnen. Wenn Conſtantin die oftgenannte Erſcheinung völlig erſonnen hat, ſo konnte er ſich unmöglich darauf berufen, daß auch ſein ganzes Heer dieſelbe geſehen habe; ein ſolcher Betrug wäre viel zu grob geweſen, und hätte keine Würckung gethan; und ſchwerlich würden, wenn er denſelben verſucht hätte, die heydniſchen Schriftſteller, welche ſeine Geſchichte beſchreiben, davon geſchwiegen haben. Es iſt daher glaublich, daß er und ſeine Soldaten würcklich etwas ihnen ungewöhnliches am Himmel erblickt haben.

Dieſe Vermuthung wird dadurch deſto wahrſcheinlicher, weil diejenigen, welche hier nichts als eine ſchlaue Erdichtung finden, die Abſichten ſehr gezwungen angeben, zu welchen ſie gebraucht worden ſeyn ſollte. Einige unter ihnen meinen, es ſey eine Kriegsliſt geweſen, durch welche der Kayſer ſeinen Soldaten Muth zu machen geſucht habe, indem er behauptet, er habe das Zeichen eines göttlichen

lichen Beyſtandes wider ihre Feinde am Himm
geſehen. Sie erinnern ſich aber nicht, daß Con
ſtantins Heer größtentheils aus Heyden, nemlic
aus den barbariſchen Völckern, wie ſie die Röme
nannten, beſtanden habe, die ihm in Germanien
Gallien und Britannien unterworfen waren; un
ſelbſt ſeine Römiſchen Soldaten kann man nicht vo
lauter Chriſten ausgeben. Bey dieſen Heyde
mußte die Ankündigung eines erſchienenen Kreuzes
von dem ſie nicht einmal etwas bemerckten, eine
ſchlechten Eindruck machen. Hätte ihr Feldhe
eine Krone, das Sinnbild des Siegs bey alle
Völckern, oder irgend einen von den heydniſche
Schutzgöttern geſehen, ſo würde dieſes weit kräfti
ger zu ihrer Aufmunterung gedient haben. S
gab einige Zeit darauf Licinius, als er dem
Maximinus ein Treffen liefern wollte, vor, ei
Engel Gottes ſey ihm im Traume erſchienen, un
habe ihn ein Gebet gelehrt, welches er mit ſeinem
Heere zu dem höchſten Gotte ſprechen ſollte, ſ
würde er den Sieg erhalten. Er that es, un
war Ueberwinder. Hier zweifelt wohl niemand
daß ein Betrug vorgegangen ſey; allein Liciniu
wollte nur allein den Engel geſehen haben, un
ſeine Erdichtung war gerade ſo beſchaffen, wie ſi
einem aus Chriſten und Heyden zuſammengeſe
ten Heere gefallen konnte.

Andere ſehen dagegen die Nachricht, welch
Conſtantin von der ihm wiederfahrnen Erſchei
nung ausgebreitet hat, vor einen Kunſtgriff an
der chriſtlichen Religion einen Vorzug zu verſchaf
fen, ſie im Römiſchen Reiche ehrwürdig und be
liebt zu machen. Die ſogenannten frommen ode
heiligen Betrügereyen, die dieſes Nahmens ſ

un

unwürdig ſind, waren damals unter den Chriſten ſchon lange üblich, und wurden vor einen erlaubten Dienſt angeſehen, den man der Wahrheit und Tugend erzeigte: darunter könnte alſo auch die gegenwärtige Erzählung gehören. — Allein Conſtantin war noch kein Chriſt, als er ſie bekannt machte; er ſtand vielmehr in der Ungewißheit, welche Religion er ergreiffen ſollte, und erſt lange nachher trat er zum Chriſtenthum. Nicht die Ausbreitung deſſelben, ſondern die glückliche Führung ſeines Kriegs, der die Religion nichts angieng, war damals ſein Hauptgeſchäfte. Wenigſtens kann man nach allen Spuren der Geſchichte nicht anders urtheilen, und geheime Abſichten zu beweiſen iſt mehr nöthig als eine Muthmaaßung.

Es giebt noch eine Entwickelung dieſer verworrenen Geſchichte: und man hat ſie gleichfals gebraucht. Die ganze Erſcheinung Conſtantins, ſagt man, war nur ein Traum: er bildete ſich im Schlafe ein, Chriſtum mit ſeinem Nahmenszuge in der Hand, der eine Art von Kreuze vorſtellte, zu ſehen: dieſes hielt er vor ein göttliches Geſicht, und vor eine Anzeige, daß ihm die Annehmung der chriſtlichen Religion den Sieg erwerben würde; die übrigen Umſtände aber ſezte er willkührlich hinzu, um ſich bey den Biſchöfen ein deſto größeres Anſehen zu geben. Durch dieſe Erklärung wird freylich das meiſte leicht und natürlich; die abgeſchmackten Umſtände fallen weg, und ſie ſtüzt ſich außerdem auf das Zeugniß des Laktantius, der auch eines bloßen Traumes gedenckt. Gleichwohl iſt es hart, die eidliche Verſicherung des Kayſers eine Vorſtellung, und den Antheil ſeines Kriegsheeres an dieſer Erſcheinung eine Lüge zu nennen:

und dieſes, weil man ihm eine Abſicht zuſchreibt, die er wenigſtens um die Zeit dieſer Begebenheit ſchwerlich gehabt hat. Es iſt auch nicht unmöglich, die Erzählungen des Euſebius und Laktantius mit einander zu vereinigen. Jener nahm ſeinen Bericht aus dem Munde des Kayſers mit allem Wunderbaren, das ſich dieſer dabey eingebildet hatte. Dieſer aber wählte von der gewöhnlichen Erzählung nur denjenigen Theil, der am erſten geglaubt werden konnte, und doch zu eben dem Endzwecke führte, als die vorgegebene Erſcheinung des Tages.

Nichts bleibt alſo übrig, als zu glauben, daß Conſtantin und ſeine Soldaten in der That etwas Außerordentliches am Himmel geſehen haben, das aber, an Statt aus der Naturlehre erklärt zu werden, als ein Wunder gedeutet worden iſt. Zu allen Zeiten haben ſeltene Lufterſcheinungen bey dem großen Hauffen Erſtaunen und Beſtürzung verurſacht, und gar zu leicht ſind ſie von demſelben in Wunderzeichen verwandelt worden. Wenn man hier ebenfals eine ſolche ungewöhnliche Veränderung am Himmel annimmt, ſo geſchieht es nur, nachdem man vergebens geſucht hat, die gemeine Erzählung zu retten. Man hat angemerckt, daß ein lichter Kreis um die Sonne, den man einen Hof um die Sonne zu nennen pflegt, dergleichen auch zuweilen den Mond umgiebt, ſich zu dieſer Begebenheit nicht übel ſchicken würde. Dieſes himmliſche Bild hat zuweilen einige Aehnlichkeit mit einem Kreuze, und für die Einbildungskraft braucht ſie nicht einmal ſehr groß zu ſeyn, um ihr ein würckliches Kreuz darzuſtellen, ſobald ſie mit dieſer Erſcheinung ganz unbekannt iſt. Ein ſolcher

Hof um die Sonne konnte noch natürlicher als eine Krone, und mithin als ein Vorbild des Siegs, angeſehen werden. Selbſt die Worte des Euſebius, die man zu überſezen pflegt: mit folgender um das Kreuz herumgehenden Schrift: Hierdurch überwinde! leiden auch gar wohl dieſe Ueberſezung: mit einem herumgehenden Gemählde, welches anzeigte: Hierdurch überwinde! Und unter dieſem Gemählde könnte eine Krone verſtanden werden, die auch Conſtantin auf ſeine Fahne ſezen ließ. Man wußte damals die Urſachen von den ſeltnern Abwechſelungen der Natur zu wenig, als daß man dieſe wie in unſern Zeiten hätte erklären können. Auch bey dem Einzuge des Kayſers Auguſtus in Rom, hatte ſich ein Hof um die Sonne gezeigt, und war vor eine Wundervolle Vorbedeutung gehalten worden. Mitten in einem Kriege, der ſich einer entſcheidenden Schlacht näherte, konnte eine ſolche Erſcheinung keinen geringern Eindruck auf den Conſtantin machen. Es iſt wahr, daß auch dieſe Erklärung ihre Schwierigkeiten hat; aber vielleicht ſind ſie nicht ſo groß und faſt unüberwindlich, als bey den übrigen. Daß man ihr noch durch einige Vermuthungen zu Hülfe kommen muß, würde ihr allein, unter ſolchen Umſtänden dieſer ganzen Geſchichte, nicht nachtheilig ſeyn: denn ſie ſind nicht unwahrſcheinlich. Vorausgeſezt, welches keines Beweiſes bedarf, daß ſich in dem Gefolge Conſtantins verſchiedene Chriſten befunden haben, ſo iſt es ſehr glaublich, daß ſie entweder den Kayſer darauf gebracht haben, in dieſer Geſtalt der Sonne das Kreuz und ein Sinnbild des bevorſtehenden Siegs zu entdecken; oder, daß ſie ihn, wenn er ſelbſt darauf gerieth, in dieſer Meinung mit allem Eifer be-

beſtärckt haben werden. Vom Kayſer gieng dieſe Vorſtellung deſto leichter auf ſein Kriegsheer über, da es würcklich etwas Außerördentliches am Himmel erblickte, und nur einer Anleitung nöthig hatte, wovor es daſſelbe halten ſollte. Daß endlich Conſtantin in einem Traume der darauf folgenden Nacht, bereits eingenommen und lebhaft gerührt von dieſem vermeinten Wunderzeichen, eben daſſelbe, noch einmal, und zu der beſondern Abſicht gebildet, die er ſich bereits vorgeſezt haben mochte, geſehen hat; dieſer Umſtand iſt noch leichter als andere zu begreifen.

Ueberhaupt würde die Erörterung dieſer Frage, ob Conſtantin ein Kreuz über der Sonne geſehen habe, eben ſo unbeträchtlich ſeyn, als die Prüfung anderer ungewiſſen Wunder, mit denen die chriſtliche Geſchichte angefüllt iſt, wenn dieſes nicht durch das Urtheil der Chriſten ſeit vielen hundert Jahren ein wichtiges Anſehen bekommen hätte. Man hat die Ehre des Chriſtenthums damit verbunden, zu glauben, daß der erſte Kayſer, welcher ſich zu demſelben bekannt, und um die Ausbreitung deſſelben unbeſchreiblich verdient gemacht hat, einen übernatürlichen göttlichen Winck bekommen habe, um dieſes zu thun. Und ein Fürſt, dem die Chriſten ſo vielen Danck ſchuldig ſind, ſcheinet auch viel von ſeinem Ruhme zu verlieren, wenn er dieſe Erſcheinung, wo nicht erſonnen, doch wenigſtens falſch ausgelegt, und durch ſeine Einbildung vergrößert hat. Allein viele ehrwürdige und vortreffliche Männer vor ſeinen Zeiten, die der chriſtlichen Religion durch ihre Lehren und Sitten faſt größere Dienſte als Conſtantin durch Macht und Geſeze geleiſtet haben, ſind zur Erkennt=

kenntniß derſelben auf dem ordentlichen, für jedermann offenen Wege des Nachforſchens, gelangt: man ſieht daher nicht, warum für ihn eine völlig neue Bahn hätte gebrochen werden ſollen, und es gereichte dem Chriſtenthum mehr zur Ehre, durch die Stärcke ſeiner Wahrheit Anhänger zu erhalten, als durch eine Erſcheinung für die Sinnen. Hat aber Conſtantin bey jener Erſcheinung geirrt, ſo hindert dieſes noch nicht, daß ſein Uebergang zum Chriſtenthum aufrichtig geweſen ſeyn könnte. Schwache Einſichten und eine hizige Einbildungskraft können gar wohl mit redlichen Abſichten beſtehen. Die Bekehrung dieſes Kayſers wird vielleicht zu ſtreng nach der Wahrheit dieſer Geſchichte abgemeſſen, die ihre vornehmſte Veranlaßung, aber nicht ihr einziger Bewegungsgrund geweſen iſt. Da unterdeſſen die erſten Spuren derſelben eben zu dieſer Zeit ſichtbar geworden ſind: ſo ſcheint auch hier der bequemſte Ort in ſeinem Leben zu ſeyn, um ihrem Urſprunge und ihrer wahren Beſchaffenheit nachzuſpüren

Conſtantin glaubte kaum, daß der Stifter der chriſtlichen Religion ihn durch das Sinnbild ſeines Todes zu ſich und zu einem gewiſſen Siege zu führen ſuchte, als er dieſe Religion allen andern vorzuziehen anfieng, ſich in derſelben unterrichten ließ, und ihr immer deutlichere Merckmale ſeiner Zuneigung gab. Zwar die Zeit, da er ſie öffentlich und feyerlich angenommen hat, kann nicht genau beſtimmt werden: und wenn man ſie von dem Tage ſeiner Tauffe an rechnen will, ſo gehört ſie erſt in die lezten Tage ſeines Lebens. Aber dieſen einzigen Umſtand ausgenommen, iſt nie ein Uebertritt zum Chriſtenthum unleugbarer geweſen als

der ſeinige. Alle übrige äußerliche Merckmale deſſelben ſind ſo häuffig und anhaltend durch ſein ganzes folgendes Leben verbreitet, und dieſes iſt ſo offenbar der eifrigſten Beförderung und Empfe-lung der chriſtlichen Religion durch alle Mittel, die in ſeiner Gewalt ſtanden, gewiedmet, daß man ihn nicht allein, wenn er dieſelbe nicht vor die einzige wahre gehalten hätte, den argliſtigſten und ſchändlichſten Heuchler unter allen Fürſten nennen müßte; ſondern auch nicht einmal einen hinlänglichen Grund von einer ſo langen und beſchwerlichen Verſtellung, die er täglich ohne Gefahr ablegen konnte, anzugeben im Stande wäre. An ſeinem ſichtbaren Bekenntniſſe des Chriſtenthums fehlte nichts, wenn er gleich den Nahmen eines Chriſten nicht völlig auf die gewöhnliche Art angenommen hat.

Dennoch haben es neuere Schriftſteller geleugnet, daß Conſtantin ein Chriſt geweſen ſey. Sie berufen ſich zuerſt darauf, daß er ſich erſt kurz vor ſeinem Tode habe taufen laſſen. Allein die Urſachen ſind ihnen nicht unbekannt, warum auch viele andere Chriſten jener Zeiten ihre Tauffe ſo lange verſchoben haben, und nur Catechumenen, oder Lehrlinge im Chriſtenthum, den größten Theil ihres Lebens hindurch, geblieben ſind. Es waren freylich Vorurtheile; gleichwohl zweifelte man an ihrer redlichen Ergebenheit gegen das Chriſtenthum nicht. Conſtantin handelte nach gleicher Denckungsart, und hatte noch einen eigenen Grund, wie man in dieſer Gegend ſeines Lebens ſehen wird. Aber, fährt man fort, er war ehrgeizig, grauſam, üppig, auch da er bereits ein Chriſt hieß; man kann ſogar behaupten, daß er es da-

mals in einem höhern Grade geweſen ſey, als da man ihm dieſen Nahmen noch nicht beylegte: würden aber wohl ſolche Laſter bey ihm herrſchend geblieben ſeyn, wenn er ſich ganz dem Chriſtenthum ergeben hätte? Dieſer Einwurf wird zwar ſehr übertrieben: es hat oft, wenn er vorgetragen wird, das Anſehen, als wenn das ganze ſpätere Leben Conſtantins eine unaufhörliche Reihe von Ausſchweifungen der Unmenſchlichkeit und Wolluſt geweſen wäre; unterdeſſen hat doch dieſe Beſchuldigung einigen Grund. Sie beweiſet jedoch nichts mehr, als daß das Herz des Kayſers nicht gebeſſert worden ſey, da er das Chriſtenthum annahm, und daß alſo ſeine Bekehrung ſchwerlich eine auſſerordentliche Würckung Gottes geweſen ſeyn könne; keineswegs aber folgt daraus, daß auch ſein Verſtand die Wahrheit der chriſtlichen Religion nicht eingeſehen habe. Unzähliche Beyſpiele von Chriſten, welche ihre Religion ehren, und für die einzige richtige halten, gleichwohl aber die Vorſchriften derſelben nicht beobachten, beſtätigen dieſes Urtheil: und wer den Kayſer eben ſo eifrig vertheidigen will, als er gehäßig angeklagt wird, der wird manche rühmliche und fromme Handlungen deſſelben ſeinen Fehlern entgegen ſtellen, um darzuthun, daß dieſe doch von jenen überwogen werden. Eben ſo wenig fließt aus der langen Nachſicht, welche Conſtantin gegen die Heyden und ihre Religion bezeigt hat, der Verdacht, daß er dem Chriſtenthum nicht aufrichtig zugethan geweſen ſeyn möchte. Die Klugheit rieth ihm dieſes Betragen an: und wenn auch ſeine Gefälligkeit hierinne zu weit gegangen ſeyn ſollte, ſo raubt ſie ihm noch nicht das Recht an den Nahmen eines Chriſten.

Er war würcklich ein Chriſt, ſagen andere; aber er hatte dieſe Religion nur aus Gründen der Staatsklugheit angenommen. Da er allein über das Römiſche Reich herrſchen, und ſo viele Mitbewerber aus dem Wege räumen wollte, ſo trat er auf die Seite der mächtigen Parthey der Chriſten, und wurde von derſelben ſo nachdrücklich unterſtüzt, daß ſeine Wünſche erfüllt wurden. Er kannte die Treue und Rechtſchaffenheit der Chriſten, die für ihren Glaubensgenoſſen und Beſchützer das Leben willig aufopferten. Durch eine gleiche verſtellte Neigung gegen die Chriſten, ſuchten auch Maximinus, Maxentius und Licinius ſich dieſelben günſtig zu machen; allein Conſtantinus war ſchlauer als ſie alle. Er verbarg ſeine wahren Geſinnungen, da ſie hingegen durch jedes Laſter dieſelben nur gar zu bald offenbarten. Alle ſeine Schritte beſtärckten die Chriſten in der Meinung, daß er zu ihrer Gemeine gehöre. Er ſezte ſich endlich in ihrer Gunſt durch manche politiſche Kunſtgriffe feſt, zu welchen beſonders dieſe gehörten, daß er ihrer Geiſtlichkeit viele Einkünfte und Rechte verſchaffte, ihr auf das ehrerbietigſte begegnete, und durch die Gewogenheit derſelben auch die Neigung des Volcks an ſich zog; dieſem aber eine erwünſchte Ruhe, Freyheit und Sicherheit der Beſitzungen ertheilte. Man vergißt auch hier wiederum nicht, die Ausbrüche der Laſter Conſtantins als Beweiſe anzuführen, daß ſein Chriſtenthum nur politiſch (ſo nennt man es,) geweſen ſey, weil er ſonſt ſeiner neuen Religion mehr Ehre gemacht haben würde.

Wenn man alles dieſes hört, ohne die Geſchichte und ihre Zeugen zu befragen, ſo hat es einen deſto größern Schein der Wahrheit, je mehr man

man dieſen Kayſer als einen Fürſten kennt, der vie-les aus Gründen der Staatskunſt, zu Befriedigung ſeiner Herrſchſucht gethan hat. Aber man hat alle Urſache, hier und bey einer Menge anderer Erzählungen, gegen die allzu weiſe und durchdringende Scharfſichtigkeit ſo mancher neuern Schriftſteller mißtrauiſch zu ſeyn, welche oft groſſen und berühmten Männern Bewegungsgründe und Abſichten einer tief verſteckt liegenden Staatsklugheit beymeſſen, von denen doch weder in dem Zuſammenhange ihrer Handlungen, noch bey den Geſchichtſchreibern, welche ſie am ſchärfſten beurtheilt haben, eine Spur anzutreffen iſt. Zu einer Uebung im Nachdencken, zur wizigen Vorbereitung auf die Geſchichtskunde, dienen ſolche Vermuthungen wohl; aber allein angewandt helfen ſie die Geſchichte unvermerckt verfälſchen. Dieſes iſt auch der Fall, (ich kann entſcheidend reden,) bey den geheimen Gründen der Bekehrung Conſtantins, die man entdeckt haben will. Frylich kann man von den chriſtlichen Schriftſtellern ſeiner Zeit nicht erwarten, daß ſie es ſagen ſollten, wenn ſie es auch wußten und glaubten, daß ihn der Ehrgeiz allein zu ihrer Parthey geführt habe. Aber es ſind noch heydniſche Schriftſteller aus ſeinen und den gleich folgenden Zeiten übrig, die ſeiner keineswegs geſchont haben: Zoſimus, ein ernſter Geſchichtſchreiber, und Julianus, ein feiner Spötter. Sie geben eine ſehr ſchimpfliche Urſache ſeines Uebertritts zu den Chriſten an, die bald genannt werden ſoll; allein daß er bloß aus herrſchſüchtigen Abſichten ein Chriſt geworden ſeyn ſollte, davon ſagen ſie nichts: und Zoſimus würde es am wenigſten verſchwiegen haben, wenn er es vor wahrſcheinlich gehalten hätte.

Conſtantins Geſchichte ſelbſt von dieſen Jahren begünſtigt die eben gedachte Muthmaaßung noch weit weniger. Ihm ſoll die Annehmung des Chriſtenthums dazu gedient haben, ſeine Mitkayſer deſto gewiſſer zu überwinden; und man ſieht doch nichts, was ſie dazu beygetragen haben könnte. Das Heer, mit welchem er dieſe Abſicht erreichen wollte, war größtentheils aus Heyden zuſammengeſezt; gleichwohl erklärt er ſich für die Chriſten. Man ſollte glauben, wenn hier ein Merckmal ſeiner Staatsklugheit gezeigt wird, er habe ſich gleich nach dem erſten Gedancken den Maxentius zu bekriegen, öffentlich zu der chriſtlichen Religion bekannt, die Chriſten hätten ſich darauf von allen Seiten zu ihm geſchlagen, und ein fürchterliches Heer ausgemacht, durch deſſen Hülfe Conſtantin Sieger geworden wäre. Ganz willkührlich macht man ferner die Chriſten zu einer ſo mächtigen Parthey im Staate, daß ſie dieſen Fürſten zum einzigen Beherrſcher deſſelben hätten machen können. Sie waren gewiß nicht nur an der Anzahl der ſchwächere Theil der Einwohner; ſondern es waren auch die höchſten Würden und Bedienungen, Reichthum und Anſehen meiſtentheils in den Händen der Heyden. Die eifrigſte Beſchützung alſo der heydniſchen Religion, deren Anhänger ſo ſehr das Uebergewicht auf ihrer Seite hatten, würde ein weit kräftigeres Mittel geweſen ſeyn, durch welches ſich Conſtantin über ſeine Mitbewerber hätte empor ſchwingen können. Immerhin mag man auch behaupten, daß er den Krieg wider den Maxentius mit ehrgeizigen Abſichten angefangen habe; er wurde doch zu demſelben genöthigt, hatte die Gerechtigkeit und die Wünſche des beſſern Theils der Römer auf ſeiner Seite, und außerdem

ſo viele andere Vorzüge vor ſeinem Feinde, die ihm den Sieg verſprachen, daß man deſto weniger begreifen kann, warum er ſich um die Unterſtüzung der Chriſten beworben haben ſollte. Es fehlt ſogar, wie bereits angemerckt worden iſt, viel daran, daß Conſtantin gleich zu der Zeit, da er des Beyſtandes der Chriſten am meiſten benöthigt geweſen ſeyn ſoll, ihre Religion würcklich angenommen, oder ſie nur öffentlich über die heydniſche erhoben hätte. Man kann ſicher aus dieſem allem den Schluß ziehen, daß Conſtantin bey dieſem Kriege von der Annehmung des Chriſtenthums keine Vortheile erwartet habe, und daß die Verſtellung in Anſehung deſſelben am wenigſten ein Kunſtgriff ſeiner Staatskunſt geweſen ſeyn könne. Das Beyſpiel der übrigen Kayſer, womit man das ſeinige vergleicht, iſt hier ſehr übel angebracht. Sie gaben ſich auf eine kurze Zeit das Anſehen der Gerechtigkeit und Gewogenheit gegen die Chriſten, die ſie nicht verfolgt wiſſen wollten, um den Ruhm der Güte zu erlangen, und ſich auch bey ihnen beliebt zu machen. Allein vor Chriſten wollten ſie niemals gehalten ſeyn; man ſahe ſie auch nicht davor an, und ihre fälſchlich angenommene Geſinnungen verloren ſich bald wieder. Conſtantin hingegen fiel ſo wenig in den Verdacht, als wenn ſeine Neigung gegen die chriſtliche Religion erdichtet wäre, daß er vielmehr von Jahren zu Jahren als ein eifrigerer Freund deſſelben betrachtet wurde. War dieſes nur eine Frucht ſeiner Staatsklugheit, ſo iſt es ſehr ſchwer zu glauben, daß man ſeine Verſtellung nie entdeckt habe, und daß er ſelbſt ihrer endlich nicht müde geworden ſey. Die Anſtalten, welche er getroffen hat, um die Gunſt der chriſtlichen Geiſtlichkeit und der Chriſten überhaupt

zu erhalten, laſſen ſich immer natürlicher aus einer wahren Liebe gegen ſie, als aus den Staatsabſichten eines Fürſten erklären, deſſen Regierung ſo feſt gegründet war, daß ſie ſolcher Mittel gar nicht bedurfte. Und aus den Laſtern, die er nach ſeiner Bekehrung verübt hat, folgt auch nicht, daß dieſe nur zum Schein, um ſeine Unternehmungen zu befördern, angeſtellt worden ſey. Alles dieſes wird jedoch nicht in der Abſicht angeführt, um es ganz unglaublich zu machen, daß Conſtantin neben der Einſicht, die ihm das Chriſtenthum annehmungswürdig vorſtellte, durch keine Betrachtungen der Staatsklugheit in dieſer Geſinnung geſtärckt worden ſey; wenn man nur dieſelben nicht vor die einzigen Triebfedern ſeines Entſchluſſes erklärt. Er könnte gar wohl durch die Umſtände gerührt worden ſeyn, daß die chriſtliche Religion dem Staate treue und ruhige Bürger verſchafft habe; daß ihre Anzahl ſehr groß ſey, und daß die Neigung zu ihrem Glauben ſich immer weiter ausbreite; daß er ſie begünſtigen könne, ohne die Heyden zu verfolgen, und daß auf dieſe Art alle ſeine Unterthanen mit ihm zufrieden ſeyn würden.

Doch die Heyden jener Zeiten gaben einen ganz andern Bewegungsgrund an, durch welchen Conſtantin genöthigt worden ſey, ein Chriſt zu werden. Sie ſagten nach dem Berichte des Sozomenus, der gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts zu Conſtantinopel lebte, der Kayſer hätte aus Reue über die Hinrichtung ſeines Sohnes und anderer aus ſeiner Familie, den Philoſophen Sopater, den vornehmſten Platoniſchen Lehrer dieſer Zeit, um Rath gefragt, wie er ſich wegen dieſer Verbrechen reinigen und mit den Göttern ausſöh-

nen

nen laſſen ſollte; dieſer aber hätte geantwortet, für ſo grobe Verbrechen gebe es gar keine Reinigung. Da der Kayſer hierdurch, fahren ſie fort, ſehr beunruhigt worden ſey, wäre er mit chriſtlichen Biſchöfen bekannt worden, die ihm verſprochen hätten, ihn durch die Buße und die Tauffe von allen Miſſethaten völlig zu reinigen; und dieſe Erklärung, die ſo ſehr nach ſeinem Wunſche geweſen wäre, hätte ihn ganz zum Freunde der chriſtlichen Religion gemacht. Der Kayſer **Julian**, der nicht lange nach dem **Conſtantin** regierte, folgte eben dieſem Gerüchte in der Spottſchrift auf ſeine Vorgänger in der Regierung. Er läßt in dem Sitze der Weichlichkeit und Ueppigkeit, welche er dem **Conſtantin** zu ſeinen Schutzgöttinnen giebt, im Nahmen derſelben, und vielleicht gar durch den Stifter des Chriſtenthums, folgendes ankündigen: „Jeder Hurer, jeder Mörder, jeder verwünſchte „und abſcheuliche Verbrecher, komme getroſt hier„her! Denn ſobald er mit dieſem Waſſer wird ab„gewaſchen ſeyn, werde ich ihn ſogleich ganz rein „machen. Und ſollte er ſich abermals ſolcher „Schandthaten ſchuldig machen, ſo will ich ihn „aufs neue reinigen, wenn er ſich nur an die „Bruſt und an den Kopf ſchlägt.„ Endlich ſtimmt auch **Zoſimus**, welcher zu gleicher Zeit mit dem **Sozomenus** lebte, mit demſelben in ſeinem Berichte größtentheils überein. Nur ſezt er zu den Verbrechen **Conſtantins** noch ſeinen häuffigen Meineyd, läßt ihn die Prieſter fragen, wie er ſich ausſöhnen laſſen ſollte, und verſichert, derjenige, welcher dem Kayſer die Meinung beygebracht habe, daß durch die chriſtliche Religion alle Sünden vernichtet würden, ſey ein Egyptier geweſen, der aus Spanien nach Rom gekommen, mit dem

Frauen-

Frauenzimmer im kayſerlichen Palaſte bekannt geworden ſey, und ſich mit dem Kayſer ſelbſt unterredet habe.

Ob es gleich Heyden ſind, welche dieſe Nachricht geben; ſo kann ſie doch darum nicht ſchlechterdings vor eine Lüge erklärt werden. Lange war es ſchon unter den Heyden bekannt, daß die Chriſten ihre Tauffe als ein Mittel, die Vergebung aller Sünden von Gott zu erlangen, betrachteten; Conſtantin konnte dieſes leicht erfahren, und dadurch in ſeiner Neigung gegen das Chriſtenthum vorzüglich beſtärckt werden: die übrigen Umſtände würden in dieſem Falle von den Heyden hinzugedichtet worden ſeyn. Man hat ſogar gemuthmaßt, daß der Egyptier, deſſen Zoſimus gedenckt, der Biſchof Hoſius aus Cordua geweſen ſeyn möchte, der bey dem Kayſer ſehr beliebt worden iſt. Allein dieſe Erzählung kann überhaupt nicht wohl vertheidigt werden. Es war ein früher Vorwurf der Heyden gegen die Chriſten, den man ſchon beym Celſus im zweyten Jahrhunderte findet, daß ſie alle Sünder, Thoren und Verbrecher in ihre Gemeinen mit dem Verſprechen einzuladen pflegten, es ſollte ihnen alles vergeben werden; da ſie hingegen, ſagten die Heyden, nur reine und unbefleckte Perſonen zu ihren Opfern zuließen. Eine entweder aus Unwiſſenheit oder aus Bosheit entſtandene Mißdeutung der Vergebung der Sünden, welche das Chriſtenthum anbot, auch mancher Stellen der Evangeliſchen Geſchichte. Dieſe Beſchuldigung wurde offenbar auf die Religionsveränderung Conſtantins angewandt. Aber unglücklicher Weiſe heftete man zween falſche Umſtände an dieſelbe. Der erſte war dieſer, daß die Hinrichtung ſeines Sohns

Sohns und ſeiner Gemahlinn, die er anbefohlen hatte, die Veranlaſſung zu dieſem Schritte geweſen ſey. Gleichwohl ließ er beyde erſt viele Jahre nach ſeinem Kriege mit dem Maxentius, zu einer Zeit ums Leben bringen, da ſchon lange niemand daran zweifelte, daß er das Chriſtenthum angenommen habe. Will man ſagen, (oder man hat es vielmehr würcklich geſagt,) daß Conſtantin bis auf dieſe Zeit die heydniſchen Begriffe von der Religion noch nicht gänzlich abgelegt habe, und alſo wohl eine ſolche Nachricht von dem Chriſtenthum für ihn entſcheidend habe werden können: ſo räumt man mehr ein, als nach der Geſchichte verlangt werden kann, indem Conſtantin, ohngeachtet aller Unvollkommenheit ſeines Religionsbekenntniſſes, doch mit Rechte längſtens als ein Chriſt angeſehen wurde, der nicht erſt ſo ſpät lernen durfte, daß durch den Glauben an Chriſtum Vergebung der Sünden erhalten würde. Aber auch das iſt unrichtig, daß es in der heydniſchen Religion keine Ausſöhnungsmittel für ſolche Verbrechen, als der Kayſer begangen hatte, gegeben habe. Man hat dagegen das Beyſpiel des Hercules angeführt, der für den Mord an ſeinen Kindern durch die geheiligten Gebräuche der Göttinn Ceres zu Athen gereinigt worden iſt. Und an ſich iſt es ſchon unwahrſcheinlich, daß die Prieſter einer Religion, die dem Lauf der Laſter einen ſehr ſchwachen Damm entgegen ſezte, einen mächtigen Fürſten ſollte abgewieſen haben, der ſich ihren nichts bedeutenden Reinigungsgebräuchen unterwerfen wollte, von deſſen Rache und Gewalt ſie alles zu befürchten hatten; zumal da eine andere weit vernünftigere Religion ſich ſchon lange neben der ihrigen ausgebreitet hatte, und ihr täglich größern Abbruch that.

Man hat noch andere wenig wahrſcheinliche Umſtände in jener Erzählung bemerckt, wie unter andern die Unterredung des Conſtantin mit dem Sopater, der von den Gegenden ſo weit entfernt war, in welchen ſich derſelbe für die Chriſten zu erklären anfieng.

Man kann es daher immer die ſicherſte Meinung nennen, durch welche, wo nicht alle Schwierigkeiten dieſer Geſchichte, doch die meiſten erheblichen gehoben werden, daß Conſtantin um die Zeit, da er wider den Maxentius ins Feld rückte, einige genauere Kenntniß von der chriſtlichen Religion erhalten habe, und ihr günſtig geworden ſey; daß er eine natürliche Begebenheit am Himmel als eine Aufmunterung zu derſelben betrachtet, ſolches durch ein öffentliches Denckmal vor den Augen ſeiner Soldaten zu erkennen gegeben habe; daß die Chriſten, welche zu ihm Zutritt hatten, an dieſen ſeinen Geſinnungen vielleicht noch größern Antheil gehabt haben mögen als er ſelbſt; und daß er gleichwohl noch eine Zeitlang auf dem Mittelwege zwiſchen der heydniſchen und chriſtlichen Religion, doch näher an der leztern, geſtanden habe. Ein griechiſcher Schriftſteller des vierzehnten Jahrhunderts, Codinus, verſichert, daß Conſtantin durch ſeinen Hofbedienten Euphrates zum Chriſtenthum bekehrt worden ſey. Dieſe Nachricht kommt freylich ſehr ſpät; unterdeſſen könnte ſie eine aufbehaltene alte Sage ſeyn, und würde ſelbſt zur Beſtätigung des vorhergehenden Urtheils dienen. Denn daraus, daß Euphrates ein Kammerherr oder mit irgend einer andern Hofbedienung bekleidet geweſen iſt, zu ſchließen, daß er den Kayſer bloß durch Staatsgründe überredet habe, ſich das An-

Anſehen eines Chriſten zu geben, dieſes würde ein allzuwillkührliches Verfahren mit der Geſchichte heißen. Es iſt überhaupt beynahe unbegreiflich, warum es ſo viele Neuere nicht glauben können, daß Conſtantin die chriſtliche Religion aus Ueberzeugung von ihrer Wahrheit angenommen habe. Nichts war für ihn leichter als dieſe Ueberzeugung zu erlangen. Sein Vater war ſchon auf dem Wege zu derſelben begriffen; ſein Hof, ſein Heer, alle Bedienungen ſeines Staats, und alle Stände deſſelben waren mit Chriſten angefüllt; die nähern Hülfsmittel dazu konnten ihm nicht unbekannt ſeyn; und alles, was er in der Folge für die Chriſten und ihre Religion that, ſchien aus dieſer immer wachſenden Ueberzeugung zu entſpringen. Die Zweifel, die man dagegen erregt, beweiſen bald zu viel, bald zu wenig. Man iſt vielleicht am meiſten abgeneigt zuzugeben, daß dieſer Kayſer auf eine auſſerordentliche, von Gott veranſtaltete Art in jener Einſicht und Neigung befeſtigt worden ſey. Und eben dieſes hat man auch am wenigſten nöthig zu glauben. Dennoch trifft man ſelbſt bey dem heydniſchen Redner Nazarius, deſſen Lobrede auf den Kayſer noch vorhanden iſt, eine Spur an, daß man es vor gewiß gehalten habe, Conſtantin habe eine ungewöhnliche Lufterſcheinung geſehen. Es iſt, ſagt er, in ganz Gallien bekannt, daß ſich Kriegsvölcker in der Luft gezeigt haben, die ihre göttliche Sendung deutlich bezeigten. Alles ſoll an ihnen bewundernswürdig geweſen ſeyn, und beſonders ſollen ihre Waffen einen fürchterlich feurigen Glanz von ſich geworfen haben; ja ſie ſelbſt ſollen die Worte haben hören laſſen: Wir ziehen zum Conſtantin; wir kommen ihm zu Hülfe. Irre ich nicht, ſo iſt dieſe Erzählung aus dem Geſich-

te, deſſen ſich der Kayſer rühmte, entſtanden. Den Chriſten war es ein Kreuz; den Heyden ein Heer, das die Götter abgeſchickt hätten. So haben Leichtgläubigkeit, Unwiſſenheit, Aberglauben und Einbildungskraft zu allen Zeiten ſeltene Veränderungen des Himmels in Wunderzeichen verwandelt, und deſto mehr mit Zuſäzen vergrößert, je weiter ſie ſich fortpflanzten.

Aber es iſt Zeit, den **Conſtantin** aus Gallien, wo ihn dieſe lange, doch nothwendige Ausſchweifung bisher aufgehalten hat, mit ſeinem Heere über die Alpen ziehen zu ſehen. Voll Vertrauen auf den Gott der Chriſten, den er eben erkannt hatte, ſagt **Euſebius**, und unter Vortragung des Kreuzes in ſeiner Fahne, das ihm den Sieg verkündigt hatte; aber wider den Rath faſt aller ſeiner Feldherrn und Großen, die ihr Mißvergnügen über dieſen Feldzug durch öffentliche Merckmale der Furcht verriethen, auch wider die Erinnerungen der Wahrſager, (wie ein ungenannter Lobredner des Kayſers berichtet,) rückte er im Jahr 312 in Italien ein, indem er zugleich eine Flotte gegen die Italiäniſchen Häfen abſandte. **Maxentius** hatte die Feſtungen gegen die Alpen zu ſtarck beſezt: daher fand **Conſtantin** gleich an der Stadt Suſa einen muthigen Widerſtand. Allein er ließ Feuer an die Thore derſelben, und die Sturmleitern an ihre Mauern anlegen: ſo wurde ſie gleich am erſten Tage des Angriffs erſtiegen; doch verhütete er, daß ſie nicht geplündert wurde, und daß ſich das Feuer nicht weiter darinne ausbreiten konnte. Dieſes iſt die Erzählung des **Nazarius**; **Zoſimus** hingegen ſcheint anzuzeigen, daß der Kayſer ſowohl dieſe Stadt als alle andere, die ſich ihm wi-

der-

derſezten, zerſtört habe. Als Conſtantin hierauf gegen Turin fortzog, traf er in der Ebene bey dieſer Stadt ein anſehnliches Heer an, das beſonders durch einen großen Hauffen Küraßirer fürchterlich war, die ſowohl ſelbſt als ihre Pferde ganz mit Eiſen bedeckt waren. Hier befohl er, daß ſich ſein Heer öffnen, und dieſe vor unüberwindlich gehaltene Reiterey, die den heftigſten Angriff that, in ſeine Mitte aufnehmen ſollte: nachdem dieſes geſchehen war, ſchloß ſich das Heer wieder zuſammen, und die Küraßirer, welche nicht verwundet werden konnten, empfiengen deſto ſtärckere Schläge mit Streitkolben an ihre Köpfe, von denen ſie ermüdet zu ſincken anfiengen; ihre ſchwere Rüſtung erlaubte ihnen nicht, ſich durch eine geſchwinde Bewegung zu retten, und ſie wurden endlich alle getödtet. Ihre Niederlage zog die Ueberwindung der übrigen, und die Ergebung von Turin nach ſich. Alle Städte längſt dem Po, und Meyland inſonderheit, öffneten ihm gleichfals freywillig ihre Thore. Er zerſtreuete auch einen Hauffen Reiterey bey Breſcia; aber zu Verona verſammlete ſich unter der Anführung des Ruricius Pompejanus, eines der beſten Feldherren des Maxentius, ein beträchtliches Heer. Es kam zu einer der hizigſten Schlachten, die tief in die Nacht hinein fortdauerte; Pompejanus verlor das Leben, und Conſtantin erhielt einen vollkommenen Sieg. Dieſer hatte ſo ſehr mit der Tapferkeit eines Soldaten gefochten, und ſich einer ſo augenſcheinlichen Lebensgefahr ausgeſezt, daß ihm ſeine Befehlshaber darüber nach der Schlacht Vorwürfe machten, die von ihrem Eifer für ſeine Sicherheit zeugten. Verona wurde bald darauf erobert, und gänzlich zu Grunde gerichtet. Auch der übrige Theil des obern Ita-

lien unterwarf ſich in kurzem dem Conſtantin. Die Menge der Kriegsgefangenen war ſo groß, daß ſeine Soldaten wegen der Bewachung derſelben in Verlegenheit geriethen: daher ließ er aus den Degen derſelben Bande verfertigen, mit welchen ihre Hände angeſchloſſen wurden.

Nun hinderte den Kayſer nichts mehr, auf Rom ſelbſt loszugehen. Laktantius läßt ihn einmal der Gegenparthey ein unglückliches Gefechte liefern; allein die übrigen Schriftſteller wiſſen von demſelben nichts, und es müßte alſo wenigſtens unerheblich geweſen ſeyn. Genug, er lagerte ſich in der Nähe der Hauptſtadt, auf einer Ebene, der Milviſchen Brücke über die Tiber gegen über. Er befürchtete jezt nichts mehr, als daß Maxentius in der Hauptſtadt bleiben und ſich eine geraume Zeit vertheidigen möchte: denn er hatte einen unermeßlichen Vorrath von Lebensmitteln daſelbſt zuſammengetragen. Roms Eroberung war nichts leichtes, und der Krieg würde dadurch ſehr verlängert worden ſeyn. In der That hatte Maxentius bisher gar keine Neigung gehabt, die Stadt zu verlaſſen, er wünſchte ſogar öffentlich, daß Conſtantin ſo weit heran rücken möchte: entweder im Vertrauen auf ſeine Macht; oder weil er hoffte, daß denſelben ſeine Soldaten, eben ſo wie ehemals den Severus die ſeinigen, verlaſſen würden. Dazu kam noch, daß ihm die Wahrſager, vielleicht eben weil ſie dieſe ſeine Geſinnung kannten, den Untergang verkündigt hatten, wenn er ſich aus Rom begäbe. Unterdeſſen ſtellte er doch ſein Heer dem Conſtantin entgegen, und ließ oberhalb der Milviſchen Brücke eine Schiffsbrücke bauen, die in eiſernen Hacken und Bändern der-

geſtalt

geſtalt in der Mitte zuſammenhieng, daß ſie, wenn dieſe weggeriſſen wurden, plözlich einſtürzte. Seine Abſicht war dabey, (wie er auch den Baumeiſtern die dahin gehörigen Befehle gab,) daß die Brücke zerreißen ſollte, während daß Conſtantin mit einem Theile ſeiner Soldaten darüber ziehen würde.

In dieſer Verfaſſung bekam Conſtantin, wenn man dem Laktantius glauben will, in der Nacht vor dem Treffen, oder vor dem 28 Oktober des Jahrs 312 durch einen Traum den göttlichen Befehl, die Schilde ſeiner Soldaten mit dem Bilde des Kreuzes dergeſtalt zu bezeichnen, daß zugleich die Anfangsbuchſtaben des Nahmens Chriſti (XP) herauskämen: und er that dieſes gleich am andern Morgen. Daß er dieſes würcklich gethan habe, leidet wohl keinen Zweifel: es könnte ihm auch füglich davon geträumt haben; allein daß es der Wille Gottes geweſen ſey, erfordert einen ſtärckern Beweis als das Zeugniß des gedachten Schriftſtellers. Die Neuigkeit der Sache war nach der berühmten Erſcheinung am Himmel, und mit dem bisherigen ausnehmenden Glücke ihres Kayſers verbunden, wohl hinlänglich, den Soldaten vielen Muth einzuflößen. Darauf folgte die entſcheidende Schlacht, von der man aber nicht völlig übereinſtimmende Nachrichten hat. Laktantius verſichert wiederum allein, daß die beyden Heere bereits mit einander gefochten hätten, als Maxentius immer noch zu Rom geblieben ſey; das Volck aber, vor welchem er eben Spiele anſtellte, habe ihn einen Verräther des Vaterlandes genannt, und ausgerufen, Conſtantin ſey unüberwindlich; dadurch erſt, und durch die Auſſage der Sybilliſchen

Bücher, daß an dieſem Tage der Feind der Römer umkommen ſollte, ſey er bewogen worden, ſich zu ſeinem Heere zu verfügen. Doch nach dem Berichte anderer Schriftſteller, welche mehr Glauben verdienen, führte Maxentius ſein Heer ſelbſt über die von ihm errichtete Schiffbrücke; ſtellte es aber mit dem Rücken ſo nahe an die Tiber, daß es ſich, wenn es fliehen wollte, in dieſen Fluß ſtürzen mußte. Conſtantin griff dieſes dem ſeinigen an Menge weit überlegene Heer an, wie er immer zu thun pflegte, als Feldherr und als Soldat, und ſeine Reiterey ſchlug zuerſt die feindliche. Die Römer und die Italiäniſchen Bundsgenoſſen, die unter dem Maxentius dienten, fochten weniger tapfer als ſeine übrigen Kriegsvölcker, weil ſie von ſeinen Gewaltthätigkeiten befreyet zu werden wünſchten. Allein der Sieg blieb lange zweifelhaft, bis die Reiterey des Maxentius gänzlich in die Flucht getrieben war, der ſelbſt, indem er ſich zu retten ſuchte, von der zerbrochenen Brücke in die Tiber ſtürzte.

Sein Todt endigte dieſen Krieg, und öffnete dem Conſtantin die Hauptſtadt, in welcher er mit ungemeinen Freudensbezeigungen aufgenommen wurde. Der Senat und das Volck giengen ihm entgegen; die Einwohner Roms konnten ſich nach allem, was ſie ſechs Jahre hindurch gelitten hatten, an dem Anblicke ihres Erretters nicht ſättigen; einige verlangten ſogar laut, daß er außerhalb des Palaſtes ſtehen bleiben ſollte. Er zog verſchiedene Senatoren aus dem Gefängniſſe hervor, in welches ſie Maxentius geworfen hatte, und gab allen Römern das ihnen von demſelben entriſſene wieder. Faſt allen Anhängern dieſes grauſamen Fürſten ver-

verzieh er, und einigen derſelben ertheilte er neue Bedienungen. Vergebens forderte das Volck öffentlich, daß eine Anzahl von ihnen hingerichtet werden ſollte. Doch ließ er wenige Vertraute deſſelben, und, wie einige glauben, auch ſeinen Sohn, umbringen. Die Soldaten des Maxentius wurden beybehalten; aber an den Rhein und die Donau geſchickt, um die Gränzen des Reichs gegen die ſogenannten barbariſchen Völcker zu vertheidigen. **Conſtantin** hob auch die zahlreiche kayſerliche Leibwache auf, welche nicht nur ſeinem Feinde ſehr ergeben geweſen war; ſondern auch ſehr oft die Wahl und Abſezung der Kayſer an ſich geriſſen hatte. Da die große Staatsveränderung, die er im Reiche geſtiftet hatte, der verhaßten Art von Leuten, welche Angeber hießen, Gelegenheit gab viele anzuklagen, die unter der vorigen tyranniſchen Regierung ihre Mitbürger bedrückt hatten: ſo verbot er bald darauf, daß die Obrigkeit ihnen kein Gehör geben ſollte, und ſezte Strafen feſt, mit denen ſie belegt werden ſollten. Im übrigen hatte er eben ſowohl als andere Römiſche Kayſer eigene Leute, welche die begangenen Verbrechen ausſpähen und den Richtern hinterbringen mußten; aber unter weiſen und nüzlichen Einſchränckungen.

Der Senat, deſſen Anſehen **Conſtantin** wieder herſtellte, und den er mit vielen würdigen Männern vermehrte, ertheilte ihm aus Danckbarkeit den erſten Rang unter den Kayſern, den ſich Maximinus zueignete. Er ließ auch ihm zu Ehren einige Jahre darauf einen Triumphbogen aufrichten, den man noch zu Rom ſieht. Verſchiedene Zierrathen deſſelben wurden von den ähnlichen Denckmälern des Marcus Aurelius und anderer Kayſer genom-

men, zu deren Zeit die Künſte weit vollkommener blühten als damals, und es ward die Aufſchrift darauf geſezt, daß der Senat und das Volck dem Kayſer dieſen Triumphbogen errichtet hätten, weil er auf Antrieb der Gottheit, und durch die Größe ſeines Geiſtes, den Staat ſowohl an dem Tyrannen als an ſeiner ganzen Parthey zu Einer Zeit mit gerechten Waffen gerächt habe. Es wiederfuhren ihm noch andere Ehrenbezeigungen, wie es bey ſolchen Fällen gewöhnlich iſt; und er ſeiner Seits ſchmückte Rom mit vielen Bildſäulen aus, bauete öffentliche Bäder daſelbſt, und gab den bereits vorhaudenen Gebäuden, die zum gemeinen Gebrauche und Vergnügen beſtimmt waren, neue Feſtigkeit und Pracht. Dieſes Betragen, die Leutſeeligkeit, mit welcher er ſo viele Menſchen aufnahm, die aus ganz Italien nach Rom kamen, um ihn zu ſehen, und ſeine freygebige Sorgfalt, dem Verluſte und den Beſchwerden eines jeden abzuhelfen, dieſes alles, ſagt Nazarius, vermehrte die Liebe des Volcks gegen ihn ungemein, und er konnte es daher durch ſeine ſanfte Regierung lenken wie es ihm gefiel.

Aber zugleich gab er auch ausnehmende Merckmale ſeiner Ergebenheit gegen das Chriſtenthum. Eines der vornehmſten war dieſes, daß er mitten in Rom ſeine Bildſäule mit dem Kreuze in der Hand aufrichten, und folgende Worte darunter ſezen ließ: „Durch dieſes heilſame Zeichen, einen „wahren Beweis der Tapferkeit, habe ich eure „Stadt von dem Joche einer tyranniſchen Herr„ſchaft errettet und in Freyheit geſezt; über dieſes „habe ich den Römiſchen Senat und das Volck „durch dieſe Befreyung völlig wieder in ihr altes

„An=

„Anſehen und in ihren ehemaligen Glanz verſezt.„ Bey dieſem öffentlichen Bekenntniſſe, das er ablegte, unterließ er deſto mehr die feyerliche Gewohnheit der Kayſer und Feldherren, die nach einem ausnehmenden Siege ihren Einzug zu Rom hielten, dem Jupiter im Capitol dafür Danck abzuſtatten. Es iſt wahr, daß er gleichwohl bald darauf den Nahmen und das Kleid des höchſten Prieſters der Römiſchen Religion (Pontifex maximus) angenommen hat. Allein dieſe Staatscärimonie war damals überhaupt, und noch mehr bey ihm, in Abſicht auf den eigentlichen Religions-Eifer ſehr unbedeutend. Man hat vergebens verſucht, dieſe Handlung des Kayſers zu leugnen. Bald ſollte Zoſimus, der ſie berichtet, kein glaubwürdiger Zeuge ſeyn; bald wollte man bemerckt haben, daß ſich Conſtantin zwar dieſe Würde in öffentlichen Denckmälern habe beylegen laſſen; daß aber aus dieſer Nachſicht nicht folge, er habe ſie ſelbſt übernommen. Es kann jedoch nicht daran gezweifelt werden, daß Conſtantin, und nach ihm mehrere chriſtliche Kayſer, ſich des gedachten Ehrennahmens bedienet haben. Seit dem Auguſtus hatten die Kayſer, indem ſie alle wichtige Würden des ehemaligen freyen Römiſchen Staats in ihrer Perſon vereinigten, auch das Amt eines Römiſchen Oberprieſters ſich ausdrücklich von dem Senate ertheilen laſſen: und es wurde immer als eine mit der kayſerlichen nothwendig verbundene Würde betrachtet. Sie ſchloß nicht allein die höchſte Aufſicht über alle Religionsgebräuche und ſo viele Perſonen, welche dieſelben vollziehen mußten, in ſich; ſondern wurde auch dadurch ſehr anſehnlich, und bey nahe fürchterlich, weil derjenige, welcher ſie beſaß, durch Hülfe und unter dem Vorwande der

Religion, die wichtigſten Angelegenheiten beför-dern oder gänzlich hintertreiben konnte. So wenig alſo Conſtantins Vorgänger dieſelbe einem andern überlaſſen durften: ſo natürlich wurde ſie auch auf ihn, gleich beym Antritte der Regierung zu Rom, fortgepflanzt. Als ein Freund des Chriſtenthums, und alſo einer Religion, die der herrſchenden im Staate völlig entgegen geſezt war, brauchte er die-ſe höchſte Gewalt in Religionsſachen, die gewiſſer-maaßen von dem Senate und dem Volcke unabhän-gig war, noch weit mehr. Er und ſeine chriſtli-chen Nachfolger erhielten gleichſam damit ein bey den Heyden ſelbſt ehrwürdiges Recht, Verände-rungen bey der Religion vorzunehmen. Conſtan-tins Macht wurde dadurch vergrößert und befe-ſtigt; zu abgöttiſchen Verrichtungen nöthigte ihn dieſe Ehrenſtelle nicht: und da er ſo vielen andern heydniſchen Aberglauben während ſeiner ganzen Re-gierung geduldet hat, ſo iſt die Beybehaltung dieſes Nahmens faſt am leichteſten zu entſchuldigen.

Indem er dieſes that, offenbarte er dagegen ſeine Gewogenheit gegen die Chriſten immer deut-licher. Noch im Jahr 312 gab er gemeinſchaft-lich mit dem Kayſer Licinius eine Verordnung, durch welche ihnen eine vollkommene Religions-freyheit zugeſtanden wurde. Sie iſt nicht mehr vorhanden; allein man weiß, daß ſie nicht ganz die gewünſchte Würckung gethan hat. Denn da in derſelben jene Freyheit nicht allein den rechtgläu-bigen Chriſten, ſondern auch allen mit ihnen äußer-lich verwandten Sekten und Religionspartheyen ertheilt worden war: ſo ſcheinen die erſtern durch dieſe Vermiſchung beſchimpft worden zu ſeyn, und die Verordnung, in der auch ſonſt noch einiges ge-

nauer

nauer zu beſtimmen war, wurde nicht von allen, für welche ſie gehörte, gebraucht und beobachtet. Vielleicht waren auch die Heyden mit dieſem Befehl nicht zufrieden, weil er, wie man wenigſtens gemuthmaaßt hat, den Chriſten zu günſtig und rühmlich ſeyn mochte. Daher gaben Conſtantinus und Licinius im Jahr 313 zu Meyland ein anderes etwas verändertes Geſez zum Beſten der Chriſten. Sie geſtehen im Eingange deſſelben, daß ſie glauben, es müſſe kein Menſch in Anſehung der Religion, die er wählen wolle, im geringſten gezwungen werden; gedencken ihrer erſten Verordnung mit den ſchon angeführten Umſtänden, und befehlen darauf als das gemeinnüzigſte und nothwendigſte was ſie nur anordnen könnten, daß die Chriſten und alle andere Unterthanen einer völligen Freyheit genießen ſollten, eine Religion zu bekennen, welche ihnen gefiele; damit, ſagen ſie, jede Gottheit und jedes himmliſche Weſen uns und allen, die unter unſerer Herrſchaft ſtehen, gnädig ſeyn könne. Es ſoll alſo auch niemand gehindert werden, zum Chriſtenthum zu treten, und daſſelbe ohne alle Einſchränckung auszuüben; nur die kezeriſchen Sekten werden nunmehro von dieſem Vorrechte ausgeſchloſſen. Die beyden Kayſer ſezen hinzu, dieſe allgemeine Religionsfreyheit ſey zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe dienlich; und ſie hätten dieſelbe auch deswegen eingeführt, damit es nicht ſcheinen möchte, als wenn ſie irgend eine Art Gott zu verehren herabſezen wollten. Sie befehlen ferner, daß den Chriſten ihre ehemaligen Verſammlungshäuſer zum Gottesdienſte ſogleich zurückgegeben werden ſollen; wenn gleich jemand dieſelben von der kayſerlichen Kammer oder von einem andern gekauft, oder auch ge-

ſchenckt erhalten hätte, ſo ſollten ſie doch die Chriſten ohne alle Wiedererſtattung zurück bekommen: nur ſollte es denen, welche wegen dieſes Verluſtes eine Vergütung begehren wollten, freyſtehen, ſich darum bey dem Statthalter jeden Landes zu melden. Unter eben dieſen Bedingungen ſollten den Chriſten auch alle andere entriſſene Plätze und Gründe wieder eingeräumt werden, die einer ganzen Gemeine derſelben zugehört hätten. Alles, wie ſie nochmals verſichern, in der vornehmſten Abſicht, damit ſie der Vorſorge Gottes, welche ſie ſchon bey vielen Gelegenheiten erfahren hätten, auf immer gewiß ſeyn möchten. Gleich darauf folgte ein kürzerer Befehl zur Beſtätigung des vorhergehenden, und um es beſonders dem Oberſten von der Leibwache, (der zugleich der höchſte Staatsbediente war,) nochmals einzuſchärfen, daß die Kayſer die gedachte Wiedererſtattung nur den rechtgläubigen Chriſten, oder, wie man ſich ſchon lange ausdrückte, der catholiſchen, das heißt, der allgemeinen den Ketzern entgegen ſtehenden Kirche, beſtimmt hätten.

In dieſem Befehle Conſtantins, (denn er hat ohne Zweifel den meiſten Antheil daran gehabt,) iſt nicht nur der Grundſaz ungemein merckwürdig, auf welchen er denſelben gebauet hat, daß kein Menſch in Abſicht auf die Religion einigem Zwange unterworfen ſeyn müſſe: ein ſehr richtiger und ſehr menſchlicher Grundſaz, den ihm die Vernunft allein lehrte, den er aber zum Theil ſelbſt in der Folge, und noch mehr die Chriſten aller ſpätern Jahrhunderte, von dem ſeinigen an, auf die Seite gelegt haben. Es dient aber auch dieſer Befehl weit mehr zur gewiſſen Beurtheilung der damaligen Geſinnungen dieſes Kayſers, als viele andere Er-

zählun-

zählungen. Weit gefehlt, daß er darinne die chriſtliche Religion vor die einzige wahre erklären, und aus dieſer Urſache ihr eine gleich freye Ausübung mit der heydniſchen ſchencken ſollte, ſo iſt es vielmehr nur die politiſche Verträglichkeit eines gegen alle ſeine Unterthanen gerechten und gnädigen, ihre verſchiedenen Religionen aber einander gleich ſchäzenden Fürſten, die ihn zu dieſem Entſchluße gebracht hat. Er will jede Gottheit verehrt wiſſen, um ihren Schutz und ihre Gnadenbezeigungen nicht zu verlieren. Zwar ſagt er nicht ausdrücklich, daß er dieſes auch von den Göttern, die von den heydniſchen Römern angebetet wurden, erwarte; aber die ganze Verbindung ſeiner Worte leidet kaum eine andere Erklärung. Will man gleich ſagen, daß er den Licinius und ſeine heydniſchen Unterthanen habe ſchonen müſſen; ſo ſcheint es doch, daß man etwas größeres von einem Fürſten habe erwarten können, der Chriſto ſeinen Sieg zueignete. Daraus folgt, daß Conſtantin damals den Gott der Chriſten zwar vorzüglich geehrt; aber das Heydenthum noch nicht gänzlich verlaſſen habe.

Er und Licinius ſchickten die erſte dieſer Verordnungen an den Maximinus, der über die Morgenländer regierte, in der Abſicht, daß er, der vor ihren Freund gehalten ſeyn wollte, auch in ſeinem Gebiete den Chriſten auf gleiche Art begegnen möchte. Dieſer Fürſt, ein grauſamer Verfolger derſelben, und ein geheimer Bundsgenoſſe des Maxentius, befand gleichwohl vor gut, ſich den beyden vereinigten Kayſern gefällig zu bezeigen: er gab daher einen ähnlichen Befehl für ſeine chriſtlichen Unterthanen, durch welchen ſie aber nur eine ſehr ein=

ge=

geſchränckte Freyheit erlangten. Bald darauf legte er die Verſtellung ab, bekriegte den Licinius im Jahr 313, erlitte aber eine gänzliche Niederlage von demſelben, und ſtarb noch in eben dieſem Jahre, nachdem er vorher, während ſeiner tödtlichen und äußerſt ſchmerzlichen Kranckheit, eine neue Verordnung ausgefertiget hatte, die den Chriſten eine vollkommene Religionsfreyheit ertheilte. Daß Licinius ihn beſiegte, wurde dem Gebete zugeſchrieben, das er und ſein Heer nach der Vorſchrift, die ihm ein Engel im Traum gegeben hatte, an den wahren Gott richteten: eine zu geſchwinde und zu verdächtige Nachahmung von der Erſcheinung, auf welche ſich Conſtantin berief. Licinius war eben ſo wenig ein Chriſt oder ein Freund der Chriſten als Maximinus; er wurde es auch ſeit dieſer Begebenheit nicht, und verfolgte die Familie und die Anhänger des gedachten Kayſers, auch ſelbſt der vorhergehenden mit unmenſchlicher Wuth; allein aus Achtung gegen den ſiegenden Conſtantin, deſſen Schweſter er eben jezt zur Gemahlinn bekam, und um ſich mit ihm wider ihren gemeinſchaftlichen Feind zu verbinden, nahm er auf kurze Zeit den Schein an, als wenn er völlig gleichgeſinnt mit ihm wäre.

Unterdeſſen beſchäftigte ſich Conſtantin anfänglich zu Rom mit Handlungen der Freygebigkeit und des Wohlthuns gegen Dürftige jeder Art, beſonders aber gegen die Chriſten. Ihren Lehrern erwies er viele Hochachtung, zog ſie an ſeine Tafel, und hatte ſie immer in ſeiner Geſellſchaft; er unterſchied ſie auch ſchon damals von den übrigen Unterthanen durch gewiſſe Freyheiten, die er ihnen ertheilte. Eine Anzahl chriſtlicher Kirchen erweiterte

terte und vergrößerte er; andern machte er prächtige Geſchencke. Die Chriſten der folgenden Zeiten haben ihn daher zum Stifter von einer Menge Kirchen zu Rom und anderwärts angegeben; aber alle dieſe beſondern Umſtände ſind ungewiß, ſo wie auch dieſer, daß er den Römiſchen Biſchöfen den Lateranenſiſchen Palaſt geſchenckt haben ſollte. Darauf vermählte er im Jahr 313 ſeine Schweſter zu Meyland mit dem Licinius: und zu dieſer Feyerlichkeit ladeten beyde Fürſten den alten in ſeiner Einſamkeit ruhenden Diocletian ein; da er es aber abſchlug zu ihnen zu kommen, machten ſie ihm ſo harte und drohende Vorwürfe darüber, er hätte den Maxentius und Maximinus begünſtigt, daß dieſe unverdiente Begegnung ſeinen Todt beſchleunigt haben ſoll. Conſtantin, den gleich darauf ein neuer Einfall, mit welchem die Francken Gallien bedrohten, in dieſe Gegenden rief, ſezte ſich ihnen ſo geſchwind am Rhein entgegen, daß ſie nicht allein zurück gehalten, ſondern auch bald in einem Hinterhalte geſchlagen, und ihm dadurch der Weg zur Verwüſtung ihres Landes geöffnet wurde. Aus dieſem führte er eine große Menge Gefangene weg, und warf ſie mit ſeiner gewöhnlichen Grauſamkeit beym öffentlichen Schauſpiel den wilden Thieren vor.

Jezt war das Römiſche Reich zwiſchen dem Conſtantin und dem Licinius getheilt. Jener, welcher die Abendländer beherrſchte, hatte nach der Eroberung Italiens, auch Africa und die Inſeln des Mittelländiſchen Meeres ohne alle Gewalt unter ſeine Botmäßigkeit gebracht. Eine beträchtliche Stadt in dem gedachten Welttheil, Cirta, nahm aus Danckbarkeit gegen die Sorgfalt, mit wel-

welcher er ſie wiederhergeſtellt und ausgeſchmückt hatte, den Nahmen Conſtantine an, den ſie noch in unſern Zeiten, da ſie zu dem Staate von Algier gehört, führet. Allein Conſtantinus und Licinius waren nach dem Urtheil des Aurelius Victor, von einer viel zu unähnlichen Gemüthsart, als daß ſie lange mit einander hätten einig bleiben können: denn jener, ſagt er, liebte die Pracht, und ließ ſeinen Feinden ihre Güter und Ehrenſtellen; dieſer aber war auf eine niederträchtige Art ſparſam, und marterte ſelbſt unſchuldige Weltweiſen zu Tode, wie er überhaupt ein erklärter Feind der Gelehrſamkeit war. Im Grunde hatten ſie jedoch beyde in Anſehung des Ehrgeizes, der Herrſchſucht, und des eiferſüchtigen Mißtrauens, mit welchem einer die Macht des andern beobachtete, vieles mit einander gemein. Es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von beyden hauptſächlich ihre kurze Verbindung getrennt habe. Zoſimus verſichert, Conſtantin habe, wie er immer gewohnt geweſen ſey, dasjenige, worüber ſie ſich mit einander verglichen hätten, nicht redlich genug erfüllt; er habe inſonderheit verſucht, einige dem Licinius unterworfene Länder zu ſeinem Gebiete zu ziehen. Mit ihm ſtimmt Eutropius ziemlich überein, indem er meldet, daß Conſtantin als ein Fürſt, dem es an Muth und Entſchloſſenheit nicht fehlte, ſeine großen Entwürfe auszuführen, in der Abſicht die Herrſchafft der Welt an ſich allein zu reißen, den Licinius bekriegt habe. Aber andere Schriftſteller leiten den Urſprung ihrer Feindſchaft vom Licinius her, und ein Ungenannter erzählt davon folgende Umſtände. Conſtantin wollte den Baſianus, den er mit ſeiner Schweſter Anaſtaſia vermählt hatte, zum Cäſar erklären, und ihm die Regierung von Italien über-

übergeben: er erſuchte daher den Licinius um ſeine Einwilligung dazu. Dieſer aber reizte zu eben derſelben Zeit den Baßianus zu einer Verſchwörung wider den Conſtantin, wozu er ſich des Senecio, der Baßians Bruder war, bediente. Nachdem Conſtantin dieſes entdeckt hatte, ließ er den Baßian hinrichten; allein den Senecio forderte er vergebens vom Licinius, zu welchem ſich derſelbe geflüchtet hatte. Man ſezt noch hinzu, daß Conſtantin berechtigt geweſen ſey, von dem Licinius, nachdem er den Maximinus überwunden hatte, zu verlangen, daß derſelbe in eine neue Theilung des Reichs willigen möchte, weil nunmehro der Antheil des Licinius weit beträchtlicher als ſeiner geweſen ſey. Selbſt ihre gemeinſchaftliche Regierung habe eine völlige Gleichheit zwiſchen ihnen erfordert, und Conſtantin habe die Eroberungen ſeines Mitregenten dadurch geſichert, daß er das Reich auf einer andern Seite gegen die Einfälle der Barbaren vertheidigt habe. Allein da Licinius ſich geweigert habe, eine neue Theilung vornehmen zu laſſen, ſey er mit deſto größerm Rechte bekriegt worden. Dieſes Urtheil der Neuern hat einen großen Schein; aber es kann nicht hinlänglich bewieſen werden, und es fehlt inſonderheit an einer Nachricht, was beyde Fürſten über die Provinzen, welche ſie dem Maxentius und Maximinus entreißen würden, vor eine Abrede getroffen hatten. Der Bericht des Ungenannten kann glaubwürdig ſeyn, und hebt doch nicht allen Verdacht auf, daß auch Conſtantin Gelegenheit zu dieſem Kriege mag gegeben haben.

Er brach im Jahr 314 zwiſchen ihnen aus. Conſtantin rückte in das Gebiete des Licinius, in

in Nieder-Pannonien, ein, wo ſich derſelbe bey der Stadt Cibalis, (in der heutigen Landſchaft Sclavonien) gelagert hatte. Hier fiel eine der hartnäckigſten Schlachten zwiſchen beyden Heeren vor, die vom Aufgange der Sonne bis zum Abend fortdauerte: Römer ſtritten gegen Römer, und Licinius gab als Feldherr betrachtet dem Conſtantinus wenig nach; aber endlich wurde er geſchlagen, und flüchtete ſich mit dem übrig gebliebenem Theile ſeines Heeres nach Thracien, welches jezt Romanien heißt, um daſelbſt friſche Kriegsvölcker an ſich zu ziehen. Die Geſchwindigkeit im Kriege war dem Conſtantin vorzüglich eigen: er verfolgte daher den Licinius mit vieler Hitze, bis er zu Philippopolis in Thracien angekommen war. Daſelbſt ließ ihm Licinius den Frieden anbieten; allein dieſer hatte auf ſeiner Flucht, vermuthlich um ſich eine neue Stütze zu verſchaffen, einen gewiſſen Valens zum Cäſar ernannt: dieſer Schritt mußte dem Conſtantin mißfallen, und hinderte den Vergleich. Es folgte alſo eine neue Schlacht zwiſchen Philippopolis und Adrianopolis; allein obgleich mitten unter dem Gefechte eine Schaar von Conſtantins Kriegsvölckern ankam, und dem Heere des Licinius in die Seite zu fallen verſuchte, blieb der Sieg doch unentſchieden. Man erzählt ſogar, daß der leztere durch eine geſchickte Wendung dem erſtern in den Rücken gekommen ſey; ingleichen, daß Conſtantin ſein Geräthe in einem Hinterhalte verloren habe. Genug, beyde waren geſchwächt, und in einem zweydeutigen Zuſtande; Conſtantin hatte zwar mehr Vortheile auf ſeiner Seite, zumal da er den Krieg tief im feindlichen Lande führte; allein Licinius war auch im Stande, denſelben noch eine Zeitlang fortzu-

ſezen.

ſezen. Alles dieſes erleichterte den Frieden, der noch im Jahr 314 auf die Bedingung geſchloſſen wurde, daß Valens nicht mehr Cäſar ſeyn; Conſtantin aber Illyrien, Griechenland, Macedonien, und alle andere Europäiſche Länder jener Gegenden bis auf die jezt ſo genannte Bulgarey und Romanien, (damals Nieder-Möſien und Thracien) welche dem Licinius verblieben, bekommen ſollte.

Während dieſes Feldzugs, und noch vorher, wandte Conſtantin auf die heftigen Streitigkeiten, welche die Chriſten in Africa mit einander führten, eine beſondere Aufmerckſamkeit. Sie waren ſeit dem Jahr 311 über die Wahl des Cäcilianus zum Biſchof von Carthago entſtanden. Eine groſſe Parthey behauptete, daß er dieſe Stelle mit Unrecht bekleide: nicht allein, weil er von einem Biſchof Felix geweiht worden ſey, der in der lezten heydniſchen Verfolgung einen Traditor abgegeben, das heißt, die heiligen Schriften der Chriſten an die Heyden ausgeliefert habe, welche ſie verbrennen ließen; ſondern daß er auch ſelbſt dieſes Verbrechen begangen habe. Dieſe Parthey trennte ſich von der Kirchengemeinſchaft des Cäcilianus und ſeiner Anhänger; ſie ſtiftete eine beſondere Gemeine, die von einem ihrer vornehmſten Lehrer Donatus den Nahmen der Donatiſtiſchen Sekte bekam; da hingegen die Gemeine des Cäcilianus ſich die Catholiſche nannte. Von den Vorwürfen gegen die Perſonen kam es zu Zwiſtigkeiten über die Lehre ſelbſt: und da die Donatiſten es zu einem Kennzeichen der wahren Kirche machten, daß in derſelben gar keine Sünder geduldet würden; ſo legten ſie ſich dieſen Vorzug vor allen

andern chriſtlichen Gemeinen in der Welt bey. Die Beſchuldigungen, auf welche ſich dieſe allgemeine Spaltung unter den Chriſten in Africa, ſo weit es von Egypten unterſchieden wurde, gründete, wurden endlich zu einer gerichtlichen Unterſuchung gebracht. Conſtantin erklärte ſich, ſobald ſich ihm Africa unterworfen hatte, für die Catholiſchen; befohl, daß ihnen alle entriſſene Kirchengüter zurückgegeben werden ſollten, und ließ dem Cácilianus mehr als ſiebzig tauſend Thaler (nach unſerer Art zu rechnen) auszahlen, damit er ſie nach einer Vorſchrift, die der Biſchof Hoſius aufgeſezt hatte, unter die catholiſchen Lehrer in dem eigentlichen Africa, Mauritanien und Numidien austheilen möchte; er erbot ſich auch noch mehr Geld zu dieſer Abſicht anzuweiſen, wenn dieſes nicht hinlänglich ſeyn ſollte. Es iſt glaublich, daß er dieſen Lehrern dadurch den Schaden erſezen wollte, den ſie entweder durch die Donatiſten, oder noch unter der Regierung des Maxentius erlitten hatten. Zugleich gab er dem Statthalter in Africa Befehl, diejenigen im Zaum zu halten, welche die catholiſche Kirche in Verwirrung ſezen wollten, und Cácilianus ſollte dieſe Leute bey demſelben angeben. Da die Donatiſten ſahen, daß ihre Gegenparthey völlig die Oberhand gewinne, baten ſie den Kayſer, ihre Streitſache durch Richter aus Gallien unterſuchen zu laſſen, weil die Verfolgung nicht in dieſes Land gedrungen war, und alſo mehr Unpartheylichkeit von den dortigen Biſchöfen bey der Prüfung des vorgeworfenen Verbrechens eines Traditor erwartet werden konnte.

Er bewilligte ihnen dieſe Bitte. Es wurde dem Melchiades (oder, wie ihn andere nennen, Miltia-

Miltiades) Biſchof von Rom aufgetragen, die verlangte Unterſuchung mit drey galliſchen und einigen italiäniſchen Biſchöfen, in Gegenwart von Abgeordneten beyder Partheyen, anzuſtellen. Dieſes geſchah auch zu Rom im Jahr 313 in dem lateranenſiſchem Palaſte der Kayſerinn Fauſta; die Verſammlung erklärte den Cäcilianus vor unſchuldig, und fand überhaupt keine Urſache, warum die Chriſten die Kirchengemeinſchaft mit ihm nicht unterhalten ſollten. Allein die Donatiſten waren mit dieſem Ausſpruche nicht zufrieden: ſie beklagten ſich über die geringe Anzahl der Biſchöfe, von denen er herrührte, und nannten ihn übereilt. Daher ſchrieb Conſtantin eine allgemeine Verſammlung aller Biſchöfe ſeines Reichs nach Arles aus, bey welcher ſich ein jeder mit zween Aelteſten und drey Bedienten, alles auf kayſerliche Koſten, einfinden ſollte. Dieſe Kirchenverſammlung wurde im Jahr 314 gehalten: es erſchienen zwar nicht alle Biſchöfe bey derſelben; aber doch war ihre Anzahl ſehr beträchtlich. Sie ſprachen ebenfals den Cäcilianus von allen Beſchuldigungen frey. Auch durch dieſes Urtheil nicht beruhigt, beriefen ſich die Donatiſten auf die Entſcheidung des Kayſers ſelbſt. Er verhörte würcklich beyde Partheyen im Jahr 316 zu Meyland; allein die Klage der Donatiſten wurde auch von ihm abgewieſen.

Dieſe Angelegenheit beſchäftigte ihn weit mehr, als es der Mühe werth iſt, ſolches nach allen Umſtänden zu erzählen. Bald wollte er ſelbſt nach Africa reiſen, um ein deſto richtigeres Urtheil darüber fällen zu können; bald ſchickte er Biſchöfe hin, welche den Ausſpruch der zu Rom verſammleten

Biſchöfe beſtätigen ſollten: er ließ eben daſelbſt die Beſchuldigung wider den Felix unterſuchen, und ſie wurde falſch befunden. Beyde Theile ſezten allerley Mittel in Bewegung, um den Kayſer auf ihre Seite zu ziehen: er war zuweilen mit ſich ſelbſt uneins, wie er dabey verfahren ſollte; und die Donatiſten beſchuldigten den Biſchof Hoſius, daß er ihn ganz für ihre Gegner eingenommen habe. Die Sache ſelbſt war wegen der weit ausgebreiteten Trennung, die daraus entſtanden war, wichtig genug, um dem Kayſer einige Unruhe zu verurſachen. Allein er war ein zu neues und ungeübtes Mitglied der chriſtlichen Gemeinen, als daß er ſich nicht in Anſehung der Maaßregeln, die er dabey zu beobachten hätte, von den catholiſchen Biſchöfen hätte leiten laſſen ſollen. Ob es gleich eine Kirchenſtreitigkeit war; ſo hatte ſie doch eine Anklage zum Grunde, die von weltlichen Richtern, mit Zuziehung einiger Biſchöfe, füglich unterſucht werden konnte. Dennoch glaubte Conſtantin, daß ſie nur vor einem geiſtlichen Gericht und ſogar vor einer allgemeinen Kirchenverſammlung entſchieden werden könnte. Schon fieng er an, ſich ſeiner eigenen Rechte zu begeben, indem er in einem Schreiben an die catholiſchen Biſchöfe ſagt, es komme ihm ſonderbar vor, daß man ſich hierbey auf ihn berufen habe, da in ſolchen geiſtlichen Streitſachen, welche die Biſchöfe nach den Vorſchriften Chriſti beylegen ſollten, keine Berufung auf weltliche Gerichte ſtatt finden könnte. Er bat ſogar in der Folge die Biſchöfe um Verzeihung, daß er hierinne einen Richter abgegeben habe, nachdem ſie bereits einen Ausſpruch gefällt hätten. Man kann dieſes einen der erſten Schritte nennen, den die Geiſtlichkeit unter ſeiner Regierung zur Erlangung einer

einer beſondern Gerichtsbarkeit im Staate, die nachmals Fürſten und Unterthanen ſo fürchterlich geworden iſt, gethan hat. Unterdeſſen übte doch Conſtantin bey dieſen Händeln die Gewalt eines oberſten Richters völlig aus; und man ſieht in dieſer Geſchichte nicht die geringſte Spur, daß dieſes Anſehen dem Römiſchem Biſchof zugehört hätte; er gehorchte wie die übrigen Biſchöfe den Befehlen des Kayſers.

Um dieſe Zeit begünſtigte Conſtantin überhaupt die chriſtlichen Lehrer mit mancherley Rechten und Wohlthaten. Darunter gehört beſonders ſeine Verordnung vom Jahr 313, durch welche er die rechtgläubigen Lehrer in Africa von der Verbindlichkeit, öffentliche Bedienungen zu bekleiden, gänzlich loßbindet, damit ſie nicht durch ſolche Zerſtreuungen von den Pflichten ihres Amts abgezogen würden: eine Freyheit, die er nachmals auf alle andere Lehrer dieſer Art in ſeinem Reiche erſtreckte. Die Aemter und Pflichten, die man in dieſen Zeiten dem Staate ſchuldig war, beſtanden theils aus Ehrenſtellen, die mit vielem Aufwande verknüpft waren; theils aus den ſo genannten verächtlichen und niedrigen Dienſtleiſtungen, welche allerhand Frohndienſte und Handarbeiten in ſich begriffen. Sie wurden auch in die perſönlichen eingetheilt, zu welchen nur gewiſſe Perſonen verpflichtet waren, und in diejenigen, welche auf gewiſſen Grundſtücken hafteten. Von allen ohne Ausnahme wurde nun die Geiſtlichkeit befreyet. Von allen ohne Ausnahme befreyete Conſtantin die chriſtlichen Lehrer, auch die geringern Kirchenbedienten, die zu ihrem Stande gerechnet wurden; ohne darauf zu ſehen, ob ſie ſelbſt Vermögen beſäßen, oder von den Gü-

tern der Kirche unterhalten würden. Er ſchützte ſie auch bey dieſem Rechte, als die Donatiſten ſie zu hindern ſuchten deſſelben zu genießen. Aber dieſe Vergünſtigung gab doch zu gegründeten Beſchwerden Anlaß. Die anſehnlichſten Bürger in jeder Stadt trugen durch die Verwaltung der öffentlichen Aemter das ihrige zu den gemeinen Ausgaben zu: und dieſe Laſt mußte ihnen weit beſchwerlicher werden, nachdem ſie einem ſo großen Theil ihrer Mitbürger abgenommen worden war. Viele reiche Bürger ließen ſich ſogar die unterſten Kirchenbedienungen ertheilen, damit ihnen dieſe Befreyung von allen Aemtern auch zu Statten kommen möchte. Daher befohl Conſtantin, daß Reiche, die zur Annehmung der Ehrenſtellen verbunden wären, nicht in den geiſtlichen Stand treten ſollten, ſondern nur Perſonen von geringem Vermögen, welche billig, ſagte er, von den Reichthümern der Kirche ernährt würden; auch ſollten keine neue Geiſtliche beſtellt werden, wenn nicht Stellen für ſie durch den Todt erledigt wären. Dieſe Einſchränckung des geiſtlichen Standes auf weniger vermögende Perſonen war im Grunde eine nicht viel geringere Unbequemlichkeit als diejenige, welche aus der allgemeinen Befreyung der Geiſtlichkeit von öffentlichen Dienſten entſtand. Es ſcheinet jedoch, daß dieſe Freyheit hätte Statt finden, und daß immer zugleich von vermögenden Geiſtlichen ein Beytrag zu den Bedürfniſſen des Staats hätte geleiſtet werden können.

Aber auch von dem größten Theil der öffentlichen Abgaben ſprach Conſtantin die Geiſtlichkeit frey: von der ordentlichen Steuer ſowohl, als von den neuen und außerordentlichen Auflagen. Nur

für

für die liegenden Gründe und Aecker, welche ſie beſaß, zahlte ſie das gewöhnliche Geld wie andere Unterthanen. Auf dieſe erſte Befreyungen bauete ſie ſeitdem immer glücklicher, wußte ſelbſt die geringe übrig gebliebene Laſt abzuwerfen, und wurde auch von dieſer Seite dem Staate deſto beſchwerlicher, je geſchwinder ihre Güter und Reichthümer zunahmen, ſich endlich bis ins Unermeßliche erweiterten. Auch dazu hat Conſtantin den erſten Grund gelegt. Denn gegen das Jahr 321 erlaubte er durch ein beſonderes Geſez, Vermächtniſſe an die rechtgläubige Kirche zu ſtiften, und ſie zur Erbinn einzuſezen. Nach ſeiner Abſicht ſollten dieſe Schenckungen der Kirche überhaupt hinterlaſſen, und durch öffentliche Anſtalten zu ihrem Dienſte und zur Ehre der Religion angewandt werden. Allein mit einem offenbaren Mißbrauche zog die Geiſtlichkeit dieſelben an ſich, und nüzte ſie nach ihrem Gefallen. Der Aberglaube führte die Meinung ein, daß man ſich bey Gott dadurch vorzüglich beliebt machen könne, wenn man ſeiner Kirche und ihren Dienern (ja eben dadurch, wie man ſich öfters ausdrückte, Gott und Chriſto ſelbſt,) viele Einkünfte ſchenckte: daher ward endlich derjenige Stand der reichſte unter allen, der nach ſeiner Beſtimmung allen andern ein Beyſpiel der Mäßigung in Anſehung der Güter dieſes Lebens abgeben ſollte; und vor allen in demſelben die Biſchöfe, welche die Aufſicht über die Schätze der Kirche führten.

Andere Geſeze dieſer Zeit, welche Conſtantin vom Jahr 314 an gab, bezeichneten entweder ſeine Ehrerbietung gegen das Chriſtenthum, oder die gütigen Geſinnungen, welche er gegen ſeine Untertha-

terthanen hatte. Er verordnete, daß allen, welche durch die Ungerechtigkeit der vorigen Regierung Sclaven geworden waren, ſogleich wieder von ihren Herren die Freyheit ertheilt werden ſollte: er erklärte ſich ſogar, daß nicht einmal eine Verjährung von ſechszig Jahren hinlänglich ſeyn ſollte, jemanden gänzlich um ſeine Freyheit zu bringen. Zur Ehre des Kreuzes Chriſti verbot er, daß künftig unter den Lebensſtrafen die Kreuzigung niemals mehr gebraucht werden ſollte. Er hob auch das Zerſchlagen der Beine auf, welches, ſo wie jenes, eine Strafe für die Sclaven war. Er wollte nicht, daß man diejenigen an der Stirne brandmarcken ſollte, welche zu dem Kampfe mit wilden Thieren, oder zur Arbeit in den Bergwercken verurtheilt waren, damit nicht das Geſicht geſchändet würde, welches, wie er hinzu ſezte, ein Bild von göttlicher Schönheit ſey. Die Armuth der Eltern verurſachte damals öfters, daß ſie ihre zarten Kinder umbrachten. Um dieſes zu verhüten, befohl Conſtantin, daß, wenn ein Vater ſein Kind, das er nicht ernähren konnte, zu der Obrigkeit bringen würde, ſogleich aus dem öffentlichen Schatze oder aus den Einkünften der kayſerlichen Kammergüter das nöthige Geld zur Erziehung des Kindes genommen werden ſollte. Einige Jahre darauf ſuchte er auch der traurigen Nothwendigkeit vorzubeugen, in welcher ſich manche Väter befanden ihre Kinder zu verkauffen, oder an Statt eines Pfandes hinzugeben. Seine Statthalter und Einnehmer erhielten Befehl, ſolchen Vätern bey Zeiten aus den öffentlichen Kornböden Hülfe zu leiſten. Den Ackerbau munterte er ſo nachdrücklich auf, daß er bey Lebensſtrafe verbot, weder Knechte noch Vieh, welches dabey gebraucht wurde, um Schulden wegen

gen anzuhalten. Er beſtätigte auch alle diejenigen, welche einen Theil ſeiner Kammergüter durch Schenckung oder auf eine andere rechtmäßige Art erhalten hatten, in dem Beſitze derſelben. An Statt daß die Sclaven bisher nur vor der Obrigkeit unter vielen feyerlichen Umſtänden frey geſprochen werden konnten, erlaubte er, daß ſolches auch in den Kirchen, in Gegenwart der Gemeine, geſchehen könnte; die Biſchöfe, welche ſie daſelbſt loßgaben, brauchten nur ein ſchriftliches Zeugniß darüber auszuſtellen, und überhaupt wurde der Geiſtlichkeit auch ſonſt die Ausübung dieſes Rechts ſehr erleichtert.

Deſto ſchärfere Verordnungen gab er bey andern Gelegenheiten. Die Juden verfolgten diejenigen, welche von ihrer Gemeine zum Chriſtenthum übergiengen, mit der äußerſten Erbitterung. Conſtantin verbot ihnen dieſes bey der Strafe des Feuers, und er ſezte andere Strafen darauf, wenn jemand die jüdiſche Religion annehmen würde. Er gab nicht zu, daß Juden oder Heyden chriſtliche Sclaven hatten. Und da die Juden wider die Befehle der vorigen Kayſer, auch ohne ſeine Erlaubniß, verſuchten den Tempel zu Jeruſalem wieder aufzubauen, und ihre ehemalige Staatsverfaſſung einigermaaßen von neuem aufzurichten: ließ er allen, die daran Antheil gehabt hatten, die Ohren abſchneiden, und ſie darauf herumführen, um andere ihres Volcks von ähnlichen Unternehmungen abzuſchröcken. Conſtantin war überhaupt den Juden nicht günſtig: er nahm ihnen auch die Befreyung, welche ſie bis auf ſeine Zeit von den beſchwerlichen Ehrenſtellen der Städte genoſſen hatten, gröſtentheils. Es iſt wahr, daß ſie die erſten und heftigſten Feinde des Chriſtenthums geweſen

ſen ſind, und es ſcheint, daß ſich die Chriſten für alles, was ſie ehemals durch ſie gelitten hatten, jezt unter einem Fürſten ihres Glaubens zu rächen geſucht haben. Allein der Kayſer war doch allen ſeinen Unterthanen gleiche Billigkeit ſchuldig: eine zu merckliche Abneigung gegen eine Art derſelben, ſezte dieſe zu leicht Beleidigungen von Seiten der übrigen aus. In der That liebte er auch ſonſt die Gerechtigkeit ohne Unterſcheid der Perſonen, und zuweilen bis zur Härte. So befohl er unter andern, daß Frauenzimmer, wenn ſie gleich wider ihren Willen entführt worden wären, doch ihres väterlichen und mütterlichen Erbtheils verluſtig seyn ſollten, weil er vorausſezte, daß ihr Betragen gegen ihre Räuber nicht vorſichtig genug geweſen seyn möchte.

Conſtantin war in dieſen ruhigen Zeiten ſeiner Regierung bis zum Jahr 322 außerordentlich geſchäftig, die Zufriedenheit, Sittſamkeit und Wohlfahrt ſeiner Unterthanen durch Geſeze zu befeſtigen. Er erleichterte ihnen das Recht ihren lezten Willen aufzuſezen, das bisher durch eine Menge von Beſtimmungen der Rechtsgelehrten ſchwer zu brauchen geworden war. Er ſorgte ungemein dafür, daß niemand ſo leicht in die Leibeigenſchaft gerathen möchte. Den Gläubigern verbot er, ſich der Güter ihrer Schuldner nicht mehr zu bemächtigen; und den Ehemännern, Beyſchläferinnen zu halten. Selbſt auf die Gefangenen erſtreckte ſich ſeine Aufmerckſamkeit: er wollte nicht, daß ſie von den Aufſehern der Gefängniße gemißhandelt, beſonders in ungeſunde Oerter geworfen werden ſollten. Er ließ auch nicht geſchehen, daß diejenigen, welche der kayſerlichen Kammer etwas

ſchuldig

ſchuldig waren, wie bisher, in die ordentlichen Gefängniße eingeſperrt wurden. Aber zwey ſeiner Geſeze aus dieſem Zeitraum ſind vor andern merckwürdig. Durch das erſtere hob er die alten Geſeze wider den eheloſen Stand auf. Die Römer hatten zur Bevölckerung ihres Staats das Heyrathen aufgemuntert; und daher das eheloſe Leben mit Beſchimpfung und Strafe belegt. Inſonderheit hatte der Kayſer Auguſtus zuerſt im Juliſchen, und nachmals noch genauer im Papiſchen und Poppäiſchen Geſeze, theils viele Ehrenbezeigungen und Vortheile für die Ehemänner, noch mehr aber für die Väter feſtgeſezt; theils Strafen gegen die Eheloſenund ſelbſt gegen die Ehemänner, welche keine Kinder hatten. Jene ſollten gar keine Vermächtniſſe ziehen, außer von ihren nächſten Anverwandten; dieſe aber nur die Hälfte von dem, was ihnen vermacht worden war. Die Schärfe dieſer Geſeze hatte ſchon Septimius Severus etwas vermindert. Conſtantin aber ſchaffte dieſe Strafen gänzlich ab. Sie ſtanden freylich dem Mönchsleben, das eben zu ſeiner Zeit recht in Aufnahme kam, und überhaupt der Einbildung vieler Chriſten, durch die Enthaltſamkeit von der Ehe vollkommner zu werden, ſehr im Wege. „Da er ſah, ſchreibt Sozomenus, daß diejenigen, „welche aus Liebe zu Gott unverehlicht und Kin„derlos bleiben wollten, wegen dieſes Geſezes ſich „in einem nachtheiligern Zuſtande befanden, als an„dere: ſo hielt er es vor thöricht zu glauben, daß „das menſchliche Geſchlecht durch menſchliche Sorg„falt und Fleiß ausgebreitet werden könne; indem „die Natur vielmehr ſtets durch eine höhere Veranſtaltung verringert oder vermehret wird.„ Die Urſache klingt ſehr andächtig, und mag dem Kay-

ſer

ſer wohl von der Geiſtlichkeit beygebracht worden ſeyn; ſie iſt aber in dieſer Anwendung ſeicht, und ſogar ſchädlich. Denn ſie würde alle weiſe Maaßregeln der Fürſten und Staatsmänner, die ſie zur Beförderung der Fruchtbarkeit, Bevölckerung, und anderer Vorzüge eines Landes ergreiffen, zu unnüzen und faſt gottloſen Verſuchen machen, weil es Gott allein zukommt, die Länder zu ſeegnen. Wenn Conſtantin bey dieſer Verordnung bloß darauf geſehen hätte, daß jene alten Geſeze, die an ſich löblich waren, doch die Freyheit der Unterthanen ſich in Anſehung der Ehe zu entſchließen, welche ſie mit Recht fordern konnten, gänzlich unterdrückten; und wenn er die gedachten Strafen mehr eingeſchränckt, nur auf diejenigen gerichtet hätte, die ohne rechtmäßige Urſachen, öfters bloß, um ſich der ausſchweifenden Wolluſt deſto ungehinderter ergeben zu können, den Eheſtand vermieden: ſo würde man nichts daran zu tadeln finden. Allein er that dadurch vielmehr dem Aberglauben und einer träumeriſchen Heiligkeit Vorſchub. Würcklich gab er nicht allein den gedachten Chriſten, welche den Eheſtand flohen, gleiche Rechte mit den übrigen, ſondern noch, wider die Römiſchen Sitten, das Vorrecht, daß ſie, ohne Unterſcheid des Geſchlechts, und wenn ſie gleich noch unmündig waren, ein Teſtament auffſezen konnten. Der erſtgenannte Schriftſteller führt wieder den Bewegungsgrund an, der Kayſer habe geurtheilt, daß derjenige, welcher ſich allein dem Dienſte Gottes und einer ſtrengern Uebung der Tugend gewiedmet hat, in allen Dingen vernünftige und kluge Maaßregeln treffe. Eine gute Meinung, die man nur in ſo weit billigen darf, als man mit einem frommen Herzen auch einen aufgeklärten Verſtand und viele Erfahrung verbunden ſieht.

Das

Das zweyte dieſer Geſeze Conſtantins, welches im Jahr 321 folgte, führte zuerſt die ſtrengere Feyer des Sonntags ein. Dieſer Tag war allem Anſehen nach von den Apoſteln, zum Andenken der Auferſtehung Jeſu, als eine feyerliche Zeit des äußerlichen Gottesdienſtes eingeführt worden, und die Chriſten verſammleten ſich daher vorzüglich an demſelben zu den Pflichten dieſes Dienſtes. Allein er war ſo wenig an die Stelle des Jüdiſchen Sabbaths geſezt worden, daß die Chriſten vielmehr, wenn ſie jene Pflichten öffentlich abgetragen hatten, gleich an eben demſelben Tage zu ihren ordentlichen Arbeiten zurückkehrten: es begiengen ſogar die meiſten chriſtlichen Gemeinen bis ins vierte Jahrhundert neben dem Sonntage auch den Sabbath, weil die zum Chriſtenthum bekehrten Juden, welche anfänglich die größte Anzahl der Chriſten ausmachten, von ihrem Eifer für das Moſaiſche Geſez nicht loßgeriſſen werden konnten. Die chriſtliche Freyheit, welche dieſe Religion ſo ſehr von der jüdiſchen unterſchied, und wenig an beſondere Zeiten, Oerter und Gebräuche des Gottesdienſtes gebunden ſeyn wollte, zeigte ſich bey der Feyer des Sonntages mit deſto größerm Rechte, da das ganze Leben der erſten Chriſten durch ſeine Heiligkeit ein immerwährender Gottesdienſt war; zumal da ſie auch täglich zum Gebete zuſammen kamen. Eine Muße alſo von ihren täglichen Geſchäften würde bey ſolchen Geſinnungen kaum etwas Großes haben heißen können: und ſie hätten auch dabey, ſo lange ſie unter einer heydniſchen Regierung lebten, Hinderniße gefunden. Dieſes änderte Conſtantin zu einer Zeit, da ſich die Chriſten ſelbſt ſchon ſehr verändert hatten. Ihre Gottſeligkeit und Andacht waren lange nicht mehr

ſo feurig als ehemals; ſie fiengen an, den Dienſt Gottes zu ſehr in Cärimonien zu ſezen, und ſelbſt die neu erlangte Ruhe und Sicherheit feſſelten ſie ſtärcker an die Beſchäftigungen und Ergözlichkeiten des Lebens. Geſeze ſchienen alſo jezt würcklich nöthig zu ſeyn, um an dem einzigen wöchentlichen Tage, der zur öffentlichen Verehrung des Höchſten ausdrücklich beſtimmt war, die erkalteten Triebe der Chriſten zu entzünden.

Das Geſez des Kayſers war in dieſen Worten abgefaßt:„ Alle Richter und Einwohner der Städ„te, die Arbeiten aller Künſte ſollen am ehrwürdi„gen Sonntage ruhen. Doch können ſich die Land„leute mit aller Freyheit auf den Ackerbau legen. „Denn es trägt ſich oft zu, daß an keinem andern „Tage Aecker und Weinberge ſo bequem beſtellt wer„den können als an dieſem. Es ſoll alſo dieſer „Vortheil, den die Vorſehung des Himmels ſelbſt „darbietet, nicht bey Gelegenheit einer ſo kurzen „Zeit verloren gehen.„ Einige Zeit darauf verbot Conſtantin durch ein anderes Geſez noch beſonders am Sonntage alle Streithändel und Unterſuchungen von Verbrechen vor Gerichte: er erlaubte es jedoch, als eine wohlthätige Handlung, leibeigene Knechte an dieſem Tage frey zu laſſen. Dieſe äußerliche Ruhe von allen Geſchäften am Sonntage iſt nachmals immer von den chriſtlichen Kayſern und andern Fürſten, obgleich unter einigen Veränderungen, beſtätigt worden, und hat theils mit beſonderer Strenge, theils unter manchen Mißbräuchen, bis auf unſere Zeiten fortgedauert. Sie verdiente beobachtet zu werden, wenn auch keine weltliche Geſeze ſie eingeführt hätten: ſo anſtändig iſt es dem Chriſten, ſich von den

täglichen Arbeiten, die nur eine geringe Anzahl von Jahren einnehmen ſollen, ganz zur Betrachtung ſeines edlern künftigen und unaufhörlichen Lebens abzuziehen; aber es iſt ihm noch anſtändiger, ſich mitten unter allen Zerſtreuungen und Sorgen doch öfters und mit Nachdruck zu dem Urheber ſeines Lebens, zu den Ausſichten in eine andere Welt zu erheben.

Der Sonntag ſollte nach Conſtantins Abſicht noch in einem genauern Verſtande ein zum Dienſte Gottes gewiedmeter Feyertag auch für einen Theil ſeiner heydniſchen Unterthanen ſeyn. Seine heydniſchen Soldaten mußten an demſelben auf das Feld ziehen, und daſelbſt mit gegen den Himmel aufgehobenen Händen ein Gebet ſprechen, das er vorgeſchrieben hatte. In demſelben riefen ſie den einzigen wahren Gott als ihren König um Hülfe an, danckten ihm vor die erlangten Siege, und erwarteten von ihm aufs künftige alles Gute; ſie baten ihn zugleich um die Wohlfahrt und Erhaltung des Kayſers und ſeiner Kinder. Freylich war es unvermeidlich bey dieſer Anſtalt, daß viele Abgötter wider ihre Einſicht beten, oder vielmehr gar nicht dasjenige dencken mußten, was ſie ſprachen. Vielleicht aber verdient der gut gemeinte Zwang des Kayſers einige Nachſicht; beſonders, da nicht alle Heyden von dem Begriffe eines höchſten Gottes gleich weit entfernt waren. Man glaubt, daß Conſtantin noch überdieß entweder den Sonnabend oder den Freytag, zum Andencken der großen Dinge, welche Jeſus an demſelben verrichtet hatte, auf eine dem Sonntage ähnliche Art zu heiligen befohlen habe. Die Stellen der Alten, auf welche ſich dieſe Nachricht gründet, ſind nicht

deut-

deutlich und übereinſtimmend genug; es iſt aber wahrſcheinlich, daß er dem Freytage dieſen Vorzug ertheilt habe. Wenn man auch dieſe Verordnungen nicht vor Merckmale ſeines Eifers für die chriſtliche Gottſeeligkeit erkennen wollte; ſo würden ſie doch als politiſche Geſeze betrachtet ſchon ruhmwürdig ſeyn.

So viel er auch damals zur Ehre und zum Beſten des Chriſtenthums that; ſo arbeitete er doch mit ungemeiner Vorſichtigkeit daran, die heydniſche Religion zu ſtürzen. Noch wurde ſie faſt ohne Hinderniß ausgeübt; ihre Verehrer hatten nur die Macht verloren, den Chriſten zu ſchaden; und nur ſelten wurden die Gebräuche derſelben etwas eingeſchränckt. Er erlaubte alſo durch eine Verordnung, die Wahrſager, welche aus den Eingeweiden der geſchlachteten Opferthiere künftige Begebenheiten vorher ſagten, noch ferner um Rath zu fragen; allein es ſollte dieſes bloß in den heydniſchen Tempeln geſchehen; in die Häuſer, ſelbſt ihrer Freunde, ſollten ſie nicht kommen, und man ſollte allen Umgang mit ihnen gänzlich aufheben. Den Wahrſagern, welche dieſes nicht beobachten würden, drohte er mit der Feuerſtrafe, und denen, welche ſie zu ſich kommen ließen, mit der Einziehung ihrer Güter und Landesverweiſung. Er wollte zugleich damit auch alle Opfer, die bisher in manchen Häuſern gebracht worden waren, abgeſchafft wiſſen. Aber ohngeachtet dieſer Schärfe vergönnte er doch in einem andern Geſeze von neuem, ſich dieſer Wahrſager zu bedienen: vermuthlich nicht darum, wie Zoſimus meint, weil er die Richtigkeit ihrer Verkündigungen oft erfahren hätte, und daher befürchtet habe, ſeine Feinde möchten

ſich

ſich auch nach ſeinen künftigen Schickſalen bey ihnen erkundigen; ſondern weil er vor nöthig befand, der Heyden in dieſer beliebten Art des Aberglaubens, ſo nennt er ſie ſelbſt, zu ſchonen.

Während daß Conſtantin alle dieſe Geſeze gab, reiſte er in verſchiedenen ſeiner Länder, beſonders in den neueroberten herum, und ſein Reich blühte durch ſeine Sorgfalt. Die Einigkeit mit dem Licinius wurde dadurch befeſtigt, daß ſie gemeinſchaftlich drey Cåſares ernannten, den Criſpus und Conſtantinus, Söhne Conſtantins, und den Licinius oder Licinianus, einen Sohn des Licinius. Auch bey den auswärtigen Völckern ſtand er in großem Anſehen: die Perſer, deren Staat damals nach dem Römiſchen der zweyte an Größe in der Welt war, bewarben ſich eifrig um ſeine Freundſchaft, obgleich ſein Gebiete an das ihrige nicht gränzte. Er hatte zwar kleine Kriege mit andern Völckern zu führen; allein ſie waren kurz und glücklich. Criſpus ſchlug die deutſchen Völcker am Rhein, die, wie es ſcheint, in Gallien einzubrechen ſuchten. Die Sarmatier kamen von dem jezigen Aſowſchen Meere (damals Palus Mäotis) her, giengen über die Donau, und verwüſteten ſeine Länder; ſie wurden aber in die Flucht gejagt, Conſtantin verfolgte ſie über die Donau, und nahm eine Menge derſelben gefangen. Ein anderer Schriftſteller erzählt dieſes von den Gothen, einem deutſchen ſehr ſtreitbaren Volcke, welches ſich damals ſchon an die Gränzen des heutigen Ungarn, Siebenbürgen und anderer benachbarten Länder gezogen hatte.

Plözlich nahm der Friede zwiſchen dem Conſtantin und Licinius ein Ende. Sie ſcheinen

eben niemals die aufrichtigſten Freunde geweſen zu ſeyn, und ihr äußerliches gutes Verhehmen war ſchon ſeit einiger Zeit geſtört worden. Licinius, der vielleicht durch die Abtretung ſo vieler Länder an den Conſtantin noch eiferſüchtiger auf die Macht deſſelben geworden war, nahm anfänglich geheime Maaßregeln ihm zu ſchaden; ſie wurden aber entdeckt, und er gab daher neue Verſicherungen einer treuen Beobachtung des geſchloſſenen Vergleichs. Allein zu gleicher Zeit verfolgte er ſeine chriſtlichen Unterthanen, ſeinen ehemaligen Verordnungen zuwider, mit einer Erbitterung und Härte, welche es glaublich machen, daß er dieſe Geſinnungen lange Zeit ſehr ungerne verſteckt habe. Er hatte ſie überhaupt im Verdacht, daß ſie mehr dem Conſtantin als ihm zugethan wären, ob ſie gleich öffentlich für ihn beteten. Seine übrigen Unterthanen litten nicht viel weniger durch ſeine Grauſamkeit, Habſucht und ausſchweifende Unzucht. Alles dieſes, ſagt Euſebius, konnte Conſtantin nicht länger gleichgültig anſehen: er beſchloß daher, dem Elende ſo vieler Menſchen, beſonders der Chriſten, mit Gewalt ein Ende zu machen. Was in dieſer Nachricht von dem Betragen des Licinius gemeldet wird, iſt nicht unwahrſcheinlich; allein daß Conſtantinus bloß aus Mitleiden gegen die Unterthanen deſſelben die Waffen wider ihn ſollte ergriffen haben, kann ſeinem Lobredner nicht ſchlechterdings geglaubt werden. Kriege, die aus Liebe zur Gerechtigkeit und aus andern ganz uneigennüzigen Gründen geführt worden ſeyn ſollen, ſind eine der größten Seltenheiten in der Geſchichte. Allem Anſehen nach ſuchten Conſtantinus und Licinius einen Vorwand, um einander von neuem bekriegen zu können. Ein ungenann-

nannter alter Schriftſteller führt einen ſolchen an, der wenigſtens die nächſte Veranlaſſung zum Ausbruche der Feindſeeligkeiten mag gegeben haben. Conſtantin betrat mit ſeinem Heere, indem er die Gothen zurücktrieb, das Gebiete des Licinius; dieſer hielt ſich dadurch vor beleidigt, und eine ſo geringe Beſchwerde war nur nöthig, um das Mißvergnügen der beyden Fürſten gegen einander in einen Krieg zu verwandeln.

Das Heer des Conſtantin, mit welchem er im Jahr 323 in das Gebiete ſeines Feindes nach Thracien rückte, war hundert und zwanzig tauſend Mann Fußvolck ſtarck; ſeine Reiterey und ſeine Seeſoldaten beliefen ſich auf zwanzig tauſend: er hatte auch in dem Piräeiſchen Hafen bey Athen eine Flotte von zweyhundert Kriegsſchiffen, und mehr als zweytauſend Laſtſchiffen zuſammen gebracht. Licinius, der ein Heer von hundert und fünf und ſechszig tauſend Mann, und eine Flotte von dreyhundert und funfzig Ruderſchiffen, welche den Helleſpont, jezt die Dardanellen, beſezt hielten, verſammelt hatte, war bey Adrianopel gelagert, und beyde Heere wurden nur durch den Fluß Hebrus getrennt. Da Conſtantin nicht im Angeſichte der Feinde über denſelben gehen konnte, ſtellte er ſich gleichwohl, als wenn er vor ihnen eine Brücke darüber ſchlagen wollte, und indem ſie ihre Aufmerckſamkeit ganz darauf gerichtet hatten, ſezte er in einer andern Gegend, wo der Fluß ſehr ſeicht war, mit einem Hauffen Kriegsvölcker über denſelben, und griff damit das feindliche Heer ſo unvermuthet an, daß es in Unordnung gerieth, und ſchon halb geſchlagen war, als Conſtantin das ſeinige völlig über den Fluß zog, welches die Nieder-

 lage

lage deſſelben vollendete. Licinius verlor nicht nur vier und dreyßig tauſend Soldaten in dieſer Schlacht; ſondern es ergab ſich auch der größte Theil der Flüchtlinge an den Conſtantin; er ſelbſt aber rettete ſich nach Byzantium.

Schon belagerte ihn Conſtantin in dieſer Stadt; gab aber auch ſeinem Sohne Criſpus Befehl, mit ſeiner Flotte die feindliche anzugreifen. Das Seetreffen ſchlug für die leztere unglücklich aus, indem ihr Anführer ſo viele Schiffe in die Meerenge des Helleſpont geſtellt hatte, daß ſie an einander ſelbſt zerſcheiterten, und deſto leichter zerſtreuet wurden; ein heftiger Sturm aber des folgenden Tages richtete dieſe Flotte gänzlich zu Grunde. Darauf ſollten Conſtantins Kriegsſchiffe Byzantium auch von der Seite des Meeres einſchlieſſen; die Belagerung der Stadt war auch ſchon weit gekommen: daher flüchtete ſich Licinius, ehe ihm alle Wege zum Abzuge verſperrt wurden, mit ſeinen beſten Soldaten nach Aſien hinüber, um bey Chalcedon ein neues Heer zuſammen zu ziehen. Er ernannte zugleich einen ſeiner vornehmſten Staatsbedienten, den Martinianus, zum Cäſar, um zu dieſer entſcheidenden Zeit ſich einen getreuen Gehülfen zu verſchaffen. Würcklich verſammelte er auch bald ein Heer von hundert und dreyßig tauſend Mann.

Ihn verfolgte Conſtantin mit großer Geſchwindigkeit, ohne die angefangene Belagerung fortzuſezen. Zwar that ihm Licinius Vorſchläge zum Frieden; allein da er nur Zeit zu gewinnen ſuchte, brachten ſie entweder die gewünſchte Würckung nicht hervor; oder der Stillſtand, den er geſchloſ-

ſchloſſen hatte, wurde bald von ihm gebrochen. Eine neue Schlacht alſo, zu welcher es noch im Jahr 323 bey Chryſopolis kam, welches gleichſam der Hafen von Chalcedon war, entſchied die Erwartungen dieſes Kriegs. Conſtantins Soldaten griffen ihre Feinde mit ſo vieler Hitze an, daß ſie dieſelben bald durchbrachen, und von dieſem zahlreichen Heere entkamen kaum dreyßig tauſend Mann. Mit einem Theile derſelben zog ſich Licinius nach Nicomedien; aber auch hier wurde er ſogleich vom Conſtantin belagert. Von allen Hülfsmitteln den Krieg fortzuführen entblößt, ſchickte er ſeine Gemahlinn, Conſtantins Schweſter, in das Lager deſſelben, um ſich das Leben von ihm zu erbitten. Es wurde ihr dieſes mit einem Eidſchwure bewilligt; Licinius kam alſo ſelbſt, fiel dem Sieger zu Füßen, übergab ihm den kayſerlichen Purpur, nannte ihn ſeinen König und Herrn, und bat ihn um Vergebung ſeiner Beleidigungen. Er wurde gütig aufgenommen, und bald darauf nach Theſſalonich geſandt, (wo Conſtantin eben einen Hafen angelegt hatte,) um daſelbſt, wie es das Anſehen hatte, ruhig und ſicher zu leben.

Man bemerckt bey dieſen Feldzügen mit Verwunderung, daß Conſtantin unter ſeinen Kriegsvölckern eine Anzahl Gothen gehabt habe, welche ſeine Bundsgenoßen genannt werden. Dem erſten Anblicke nach war dieſes ein ſehr unvorſichtiger Schritt, die alten Feinde des Reichs mitten unter ſeine Bürger und Vertheidiger, zumal in einem bürgerlichen Kriege, wider Römer ſelbſt, aufzunehmen, ſie mit der innern Stärcke und Schwäche des Reichs bekannt zu machen, ſie gleichſam bey

dieſer Gelegenheit in den Waffen zu üben, und zu belehren, wie ſie die Römer überwinden könnten. Allein die Nachrichten von dieſem Umſtande ſind ſo kurz und dunckel, daß man nicht ganz zuverſichtlich dem Kayſer einen harten Vorwurf darüber machen kann. Vielleicht erforderte es die Sicherheit des Reichs, das kaum von dem Einfall der Gothen befreyet, und gleich darauf mit einem innerlichen Kriege beſchwert war, ſich in einige Verbindung mit ihnen einzulaſſen. Es iſt wahr, daß die Gothen ihre Angriffe auf das Römiſche Reich bald wieder erneuert, und immer fortgeſezt haben, bis ſie den Untergang deſſelben in den Abendländern vorbereitet hatten; aber dieſes Unglück iſt gewiß am wenigſten davon herzuleiten, daß Conſtantin einen Hauffen derſelben in ſeine Kriegsdienſte genommen hat.

Seine Siege über den Licinius würden noch weit bewundernswürdiger ſeyn, wenn man den chriſtlichen Schriftſtellern glauben könnte, welche ſie einem eben ſo ſichtbaren Beyſtande Gottes zuſchreiben, als ehemals die Juden in ihren Kriegen wider die heydniſchen Völcker erhalten hatten. Das Labarum, ſagen ſie, oder die kayſerliche Hauptfahne mit dem Zeichen des Kreuzes machte ſein Heer, vor welchem ſie getragen wurde, unüberwindlich. Sogar wenn in der Schlacht ein Theil ſeines Heeres von den Feinden in die Enge getrieben wurde, bekam derſelbe ſogleich wieder die Oberhand, nachdem der Kayſer dieſe Fahne dahin hatte tragen laſſen. Funfzig Soldaten von ſeiner Leibwache, die ſich durch ihre Leibesſtärcke und Gottſeeligkeit vor andern hervorthaten, hatten daher keine andere Pflicht, als dieſe heilige Fahne zu be-

bewachen, und einander im Tragen derſelben abzulöſen. Einer von ihnen, der ſie einmal im heftigſten Getümmel des Treffens trug, übergab ſie aus Furcht einem andern, und ſuchte ſich zu retten; kaum aber hatte er dieſes gethan, als er durch einen Pfeil getödtet wurde. Derjenige hingegen, welcher die Fahne übernommen hatte, ward, obgleich von allen Seiten Pfeile auf ihn flogen, doch von keinem einzigen getroffen: die Fahnenſtange nahm alle auf ſich; und niemals überhaupt, wie Conſtantin ſelbſt dieſes alles erzählte, fiel ein Pfeil auf den Fahnenträger. Dieſe göttliche Kraft des Kreuzes, ſezt man hinzu, kannte Licinius: er verbot daher ſeinen Soldaten, denen er dieſelbe bekannt machte, gegen den Ort, wo ſich dieſe Fahne befand, zu fechten, oder nur die Augen auf dieſelbe zu werfen. Conſtantin aber hatte außerhalb ſeines Lagers ein Betzelt, in welchem das Kreuz aufgerichtet ſtand: darinne betete er allemal, wenn er eine Schlacht zu liefern im Begriff war, mit einigen frommen Hofleuten, und den Biſchöfen, die ihn auch in den Krieg begleiten mußten. Er that dieſes, um durch ſein Gebet den Willen Gottes zu erfahren: Gott offenbarte ihm ſolchen auch immer; er kam daher wie von einer göttlichen Begeiſterung getrieben, aus dieſem Zelte hervor, und gab darauf ſeinem Heere das Zeichen zur Schlacht. — Warum alles Wunderbare in dieſen Nachrichten vor ſehr verdächtig gehalten werden müſſe, braucht wohl kaum gezeigt zu werden. Es gehört ein ganz anderer Zuſammenfluß von öffentlichen, unerhizten und unpartheyiſchen Zeugen dazu, um Begebenheiten von dieſer Art glaubwürdig zu machen. Unzählichemal ſind bloß außerordentliche Vorfälle vor Wun-

der angeſehen worden: zumal wenn ſie eine gewiſſe Verbindung mit der Religion hatten; und Chriſten von einer feurigen Einbildungskraft haben ſogar tauſend Dinge erblickt, gefühlt und geglaubt, die einem andern etwa nur im Traume begegnen dürften. Nachdem Conſtantin einmal ein Kreuz am Himmel geſehen haben wollte, welches er in ſeinem übrigen Leben bis zum Aberglauben verehrte, das er beſonders als ein ſicheres Unterpfand der göttlichen Hülfe betrachtete: ſo war es nichts unerwartetes, daß ſeine Unterthanen ſich hierinne wie er zu dencken gewöhnten. An Statt natürliche Urſachen anzugeben, warum die Träger der Kreuzfahne einigemal am Leben geblieben waren, ſollte ſie die Fahne allein erhalten haben. Die Soldaten des Kayſers, denen ſein Vertrauen auf das Kreuz bekannt war, konnten deſto leichter bey ſeinem übrigen Glücke, ſchon durch die Erblickung deſſelben in ihrem Muthe geſtärckt werden. Ihre Hoffnung breitete ſich bey dem feindlichen Heere aus; jeder neue Sieg beſtätigte ſie, und Licinius mußte daher Anſtalten treffen, um die ſeinigen gegen dieſen ſchlimmen Eindruck zu verwahren. Andere Wunderzeichen, die ſich um eben dieſe Zeit für den Conſtantin zugetragen haben ſollen, können nach dieſen und ähnlichen Gründen leicht beurtheilt werden; wie inſonderheit die in der Luft vorbey ziehenden Kriegsvölcker, durch welche Gott den Sieg dieſes Kayſers vorher verkündigt haben ſoll. Dieſes Beyſpiel dient wenigſtens dazu, um die Leichtgläubigkeit und fruchtbare Einbildung dieſes Zeitalters auch bey andern Fällen begreiflich zu machen. Und dennoch iſt es ſeltſam, daß man das Vorgeben, als wenn Conſtantin unmittelbare Offenbarungen von Gott bekommen hätte, ein

Vor-

Vorgeben, das nicht ohne die ſtärckſten Beweiſe angenommen werden darf, ohne alle Beweiſe geglaubt hat.

Dieſer Fürſt, der nach göttlichen Eingebungen gehandelt haben ſoll, ließ gleichwohl den Licinius, dem er das Leben eidlich verſichert hatte, bald darauf mit einem Stricke erwürgen. Vergebens führt man, um dieſe That zu entſchuldigen, aus einigen Schriftſtellern an, daß Conſtantins Soldaten den Todt des Licinius gefordert hätten, und aus andern, daß dieſer gefangene Fürſt ein heimliches Verſtändniß mit den Barbaren eingegangen habe, um mit ihrer Hülfe einen neuen Krieg anfangen zu können. Dieſe leztere Gefahr ſcheint bey einem Manne, den Conſtantin in ſeiner Gewalt hatte, nicht ſehr fürchterlich geweſen zu ſeyn; aber ſchimpflich für den Kayſer könnte man den Bewegungsgrund nennen, wenn er dem blutgierigen Geſchrey eines wilden Hauffens nachgegeben hätte. Sein Eidſchwur, die Blutsfreundſchaft, welche ihn mit dem unglücklichen ehemaligen Mitgenoßen des Reichs verband, ſelbſt die Frömmigkeit, die er damals mit einer Art von Gepränge an ſich zeigte; alles dieſes hätte ihn weit von dem Gedancken entfernen ſollen, dem Licinius das Leben zu nehmen. Ein neuerer Schriftſteller ergreift noch die lezte, aber ſeiner unwürdige Ausflucht, indem er ſagt, der Todt des Licinius mag von Seiten der Menſchen beurtheilt werden wie man will, ſo ſey er doch von Seiten Gottes gerecht geweſen, und er habe verdient, wie die andern Verfolger der Kirche umzukommen. So ſpricht der ungeſtüme Religionseifer, ohne zu überlegen, daß Conſtantin keine Vollmacht von Gott

empfangen habe, den Licinius wegen ſeiner Bedrückung der Chriſten zu ſtrafen: und überhaupt würde ein ſolcher Grund die grauſamſte und treuloſeſte Rache der Chriſten an ihren Verfolgern rechtfertigen. Auch Martinianus, den Licinius zum Cäſar ernannt hatte, ward auf Conſtantins Befehl umgebracht; wiewohl die Parthey, welche ihn unterſtüzt hatte, nun ganz zu Grunde gerichtet war, und er, der vermuthlich dem Willen ſeines Fürſten hatte gehorchen müſſen, durch eine enge Gefangenſchaft hinlänglich geſtraft geweſen ſeyn würde. Es war noch der junge Licinius übrig, ein Prinz von acht Jahren, deſſen Unſchuld aber ſeinen Todt nur verzögerte: er ward drey Jahre darauf ebenfalls hingerichtet. Dieſe Wuth, mit welcher Conſtantin eine ihm verhaßte Familie ausrottete, bewies mehr als alle ſeine Andachtsübungen; ſie zeigte, daß die Religion, welche er äußerlich ausübte, ſein Herz noch nicht durchdrungen hatte.

Unterdeſſen fieng er ſeit der Unterdrückung des Licinius an, einen neuen und vorzüglich großen Eifer für die Aufnahme des Chriſtenthums zu bezeigen. Ein ſcharfſinniger Schriftſteller glaubt ſogar, daß Conſtantin erſt vom Jahr 323 an ein würcklicher Chriſt geworden ſey und die noch bey ihm übrige Neigung zur heydniſchen Religion gänzlich abgelegt habe. Das gewiſſeſte, was man ſagen kann, iſt dieſes, daß er zu dieſer Zeit in den Stand geſezt worden ſey, ſeinen günſtigen Geſinnungen gegen die Chriſten den freyeſten Lauf zu laſſen. Er war nun, wie er vielleicht lange gewünſcht hatte, allein Herr im Römiſchen Reiche. Licinius hatte die heydniſche Religion noch mächtig

tig unterſtüzt; aber nachdem er aus dem Wege geräumt war, erlaubte es erſt die Staatsklugheit, ſich ganz wider dieſe Religion zu erklären. Denn die bisher den Chriſten geſchenckten Vortheile waren noch keine harten Feindſeeligkeiten gegen das Heydenthum, das wenigſtens noch die Herrſchaft im Reiche mit der chriſtlichen Religion theilte.

Alle Spuren alſo und Würckungen der Verfolgung des Licinius wurden vom Conſtantin ſogleich aufgehoben. Unter den Verordnungen, welche er deswegen durch das ganze Reich ergehen ließ, iſt diejenige erhalten worden, welche er nach Paläſtina ſchickte. Im Eingange derſelben bemerckt er, daß ſich ſchon lange ein offenbarer Unterſcheid zwiſchen den Verehrern der chriſtlichen Religion und zwiſchen ihren Feinden und Verächtern gezeigt habe; daß aber derſelbe jezt noch durch gröſſere Begebenheiten außer allen Streit geſezt, und zugleich die Macht Gottes bewieſen worden ſey. Beyde hätten einen Ausgang genommen, der ihnen gebührte. Jene hätten bey ihrem ſtandhaften Glauben an Gott, und bey der Hoffnung künftiger Güter, welche ſie den Gefahren dieſes Lebens vorgezogen hätten, zwar vieles Uebel ausgeſtanden, aber wegen dieſer gewiſſen Hoffnung es gerne ertragen, und einen deſto herrlichern Ruhm dadurch erlangt; diejenigen aber, welche weder Gott ſelbſt erkannten, noch ſich ſcheueten ſeine Verehrer mit grauſamen Martern hinzurichten, und nicht einſahen, wie elend ſie wären, indem ſie wegen einer ſolchen Urſache die Menſchen ſtraften; dieſe wären ſtets überwunden, und endlich zu Grunde gerichtet worden. Da aber, fährt Conſtantin fort, durch das Unheil, welches ſie ſtifteten, eine allgemeine

Noth

Noth der Menſchen entſtanden ſey: ſo habe der einzige wahre Gott ihn zu ſeinem Diener gewählt, durch ihn vom Britanniſchen Meere an, und von den Gegenden her, wo die Sonne untergehen muß, bis in die Morgenländer, dieſes Elend aufgehoben, um das menſchliche Geſchlecht zur Beobachtung ſeines ehrwürdigſten Geſezes zurück zu führen, und dem ſeeligſten Glauben Wachsthum zu verſchaffen. „Ich weiß zwar wohl, ſagt er, daß dieienigen, welche ſich ganz der himmliſchen Hoffnung „ergeben, und dieſelbe feſt auf die göttlichen Wohnungen gründen, keiner menſchlichen Gnade bedürfen, indem ſie einer deſto größern Ehre genieſſen, je mehr ſie ſich von den irdiſchen Fehlern und „Uebeln entfernen.„ Allein er glaubte doch, es ſey der Abſicht, zu welcher ſich Gott ſeiner bediente, gemäß, dieſe Unſchuldigen von allen Strafen zu befreyen. Die Chriſten alſo, welche aus ihrem Vaterlande hatten flüchten müſſen, die zu den beſchwerlichen öffentlichen Aemtern genöthigt worden waren, ihre Güter verloren hatten, auf die Inſeln verwieſen worden waren, oder die man zu den Arbeiten in den Bergwercken verurtheilt, ihrer Freyheit und Ehre beraubt, aus anſehnlichen Kriegsdienſten geſtoßen, zur Beſchimpfung unter den Weibern hatte Wolle ſpinnen und Leinweber abgeben laſſen, die man endlich zu Leibeigenen gemacht hatte; alle dieſe ſollten wieder in ihren vorigen Zuſtand geſezt werden, und eine Lebensart ergreifen, welche ſie wollten. Er befohl zugleich, daß die Güter, welche die chriſtlichen Märtyrer oder Bekenner hinterlaſſen hätten, ihren nächſten Anverwandten, und wenn keine ſolche vorhanden wären, der Kirche, zu welcher ſie gehört hatten, eingeräumt werden ſollten. Wer etwas von denſelben

ben in den Händen hätte, ſollte es zurück geben, ohne daß man ihn wegen der bisherigen Nutzung ſolcher liegender Gründe in Anſpruch nehmen dürfe: ſelbſt die kayſerliche Kammer ſollte die eingezogenen Güter der chriſtlichen Kirchen wieder herausgeben. Zulezt ermahnt Conſtantin in dieſer Verordnung jedermann, aus demjenigen, was der allmächtige Gott ſeit kurzem durch ihn verrichtet hätte, denſelben kennen und verehren zu lernen.

Der eifrigſte Chriſt konnte mit den Ausdrücken, in welchen ſich Conſtantin über ſeine Religion erklärte, vollkommen zufrieden ſeyn; und es iſt beynahe unmöglich zu glauben, daß alles dieſes nur Verſtellung und gezwungene Lobſprüche des Chriſtenthums geweſen ſeyn ſollten. Dadurch ändert ſich auch die Geſtalt nicht, in welcher ſich dieſer Kayſer bereits gezeigt hat, und noch ferner zeigen wird: als ein Fürſt, der die Religion, welche er vor die einzige wahre hält, und ihr mit aller ſeiner Macht zu Hülfe kommen will, doch mit ſeinen herrſchenden Abſichten und Leidenſchaften zu vereinigen weiß. Auf dieſen erſten günſtigen Befehl, der ſogleich vollzogen wurde, folgten noch ernſtlichere Anſtalten, um dem Chriſtenthum die Oberhand zu ertheilen. Conſtantin beſtellte nunmehro meiſtentheils chriſtliche Statthalter über die Länder des Reichs; oder wenn er bisweilen einen Heyden dazu ernannte, ſo erlaubte er ihm nicht, den Göttern Opfer zu bringen: ein Verbot, welches ſich bis auf den Oberſten der Leibwache erſtreckte. Er verbot daher in einem beſondern Geſeze, weder Bildſäulen der Götter aufzurichten, noch Wahrſagerkünſte und andere von dieſer Art zu gebrauchen, endlich auch keine Opfer zu ſchlachten. Einigen

gen Neuern iſt es zweifelhaft vorgekommen, ob der Kayſer damals alle Opfer oder nur die, welche in den Häuſern gebracht wurden, verboten habe. Man findet würcklich nach dieſer Zeit Beyſpiele genug von öffentlichen Opfern in den Tempeln, beſonders zu Rom, in den Morgenländern und in Egypten, und **Libanius**, der zu dieſen Zeiten lebte, verſichert ausdrücklich, daß **Conſtantin** den Götzendienſt nicht geſtört habe. Aber auf der andern Seite erzählt es **Euſebius**, der dieſes ſo genau wiſſen konnte, noch zweymal, daß der Kayſer alle Arten von Opfern unterſagt habe: und der ganze Zuſammenhang ſeiner Handlungen macht es wahrſcheinlich. Doch da die Abgötterey zu tief bey den Völckern eingewurzelt war, viele vornehme und reiche Perſonen ihr noch zugethan blieben, und daher Unruhen beſorgt werden konnten, wenn hierbey zu ſtrenge verfahren wurde: ſo ſcheint es, daß der Kayſer noch immer viele Nachſicht hierinne bewieſen habe.

Mit der erſtgedachten Verordnung erſchien zugleich eine andere, durch welche **Conſtantin** befohl, daß die chriſtlichen Kirchen, welche bisher vernachläßigt worden waren, ausgebeſſert, erweitert, und, wo es nöthig wäre, auch neue gebauet werden ſollten. Er ſchrieb deswegen an alle Biſchöfe, und verlangte von ihnen, nach ihrem Gutbefinden dafür zu ſorgen, die dazu nöthigen Koſten aber von den Statthaltern zu begehren. Was noch mehr iſt, er ſtellte ſeinen neuen Unterthanen in den Morgenländern, in einem eigenhändigen Schreiben die Nichtigkeit des Götzendienſtes, und die Urſachen vor, warum ſie ſich zum Chriſtenthum wenden müßten. „Mein Vater, ſagt er unter andern

„da:

„darinne, war der einzige unter den nächſt vorher=
„genden Fürſten, welcher ſanft regierte, und bey
„allen ſeinen Handlungen Gott den Vater um Hül=
„fe rief; die übrigen aber habe ich wegen ihrer
„wilden Gemüthsart als Fremde betrachtet: ſie
„zerſtörten die wahre Lehre während ihrer Regie=
„rung, und ſtifteten, obgleich alles im Reiche ru=
„hig war, bürgerliche Kriege. Damals ſoll Apol=
„lo aus einer finſtern Höhle den Ausſpruch gethan
„haben, daß ihn die gerechten Leute auf der Welt
„hinderten, das Wahre vorher zu ſagen. — Dich,
„den höchſten Gott, ruft Conſtantin aus, neh=
„me ich jezt zum Zeugen. Du weißeſt, daß ich zu
„dieſer Zeit in meiner erſten Jugend den vornehm=
„ſten Kayſer ſeine Leibwache fragen gehört habe,
„wer dieſe gerechten Leute auf der Welt wären,
„und daß einer von den umſtehenden Prieſtern ge=
„antwortet habe, es wären die Chriſten. Dieſe
„Antwort verſchlang der Kayſer begierig, gleich=
„ſam als eine Speiſe von Honig, und zog das
„Schwerdt, welches zur Beſtrafung der Verbrechen
„beſtimmt iſt, wider die untadelhafte Heilig=
„keit. — — Man ſahe damals, mit welcher aus=
„gelaſſenen Freyheit eine unaufhörliche Grauſam=
„keit die ehrwürdigen Diener Gottes täglich be=
„ſchimpfen durfte. — Welche Feuerſtrafe, wel=
„che Art von Märtern und Quaalen iſt nicht ohne
„Unterſcheid an jedem Körper und Alter ausgeübt
„worden? — Warum gedencke ich aber dieſer Din=
„ge? Die Barbaren rühmen ſich jezt deſſen, weil
„ſie damals die Flüchtlinge unſerer Länder aufge=
„nommen, und in einer ſehr leutſeeligen Gefangen=
„ſchaft gehalten haben. Denn ſie vergönnten ih=
„nen nicht nur Rettung bey ſich, ſondern auch die
„Sicherheit ihrer Religion. — Doch die Urhe=

„ber

„der dieſer Schandthaten ſind nachmals mit einem „ſchimpflichen Ende in den Abgrund des Acheron „zu beſtändigen Strafen geſtoßen worden: ſie rieben „ſich einander durch bürgerliche Kriege auf, und „haben weder ihren Nahmen noch ihr Geſchlecht „übrig gelaſſen. Niemals aber würde ihnen dieſes „wiederfahren ſeyn, wenn nicht jene gottloſe „Weißagung des Apollo eine falſche Kraft gehabt „hätte. Jezt bitte ich Dich, höchſten Gott, ſo „fährt Conſtantin in dieſem Schreiben fort, daß „Du Deinen morgenländiſchen Völckern, die ſo lan„ge Leiden ausgeſtanden haben, gnädig ſeyn, und „ſie durch mich, Deinen Diener, glücklich machen „wolleſt. Und dieſes bitte ich Dich nicht ohne gu„ten Grund, o Herr über alles, heiliger Gott! „Denn unter Deiner Anführung habe ich heilſame „Dinge unternommen und ausgeführt. Dein Zei„chen habe ich überall vortragen laſſen, und dadurch „treffliche Siege mit meinem Heere erfochten: und „ſo oft es die Bedürfniſſe des Staats erfordern, „ziehe ich, indem ich der Fahne Deiner Macht fol„ge, gegen die Feinde. Deswegen habe ich Dir „meine Seele ergeben, die mit Liebe und Furcht „durchaus gereinigt iſt. Ich liebe Deinen Nah„men aufrichtig, und verehre Deine Macht, die Du „an vielen Beyſpielen bewieſen, mit der Du mei„nen Glauben geſtärckt haſt. Daher eile ich, mei„ne eigenen Schultern unterzuziehen, damit ich „Dein heiligſtes Haus wieder herſtelle, das jene „Laſterhafte und Gottloſe ſo boshaft verwüſtet ha„ben. Zum allgemeinem Beſten der Welt und „aller Menſchen wünſche ich, daß Dein Volck im „Frieden und in Ruhe leben möge. Selbſt die „Anhänger der falſchen Religion mögen gemein„ſchaftlich mit den Gläubigen die Annehmlichkei-

„ten

„ten dieſes ruhigen Zuſtandes frölich genießen. „Denn dieſe wiederhergeſtellte Gemeinſchaft dient „auch dazu ungemein, die Menſchen auf den rech„ten Weg zu führen. Niemand ſtöre den andern: „ein jeder thue was ihm gefällt. Doch müſſen die „gutgeſinnten verſichert ſeyn, daß diejenigen al„lein heilig und unſchuldig leben werden, welche Du „ſelbſt dazu berufen haſt, daß ſie an Deinen heili„gen Geſezen ihre Zufriedenheit finden ſollen. „Die ſich aber ſelbſt denſelben entziehen, mögen, „weil es einmal ihr Wille iſt, die Tempel ihrer „lügenhaften Lehre immer behalten. Wir haben das „herrliche Haus Deiner Wahrheit, das Du uns „mit der Natur gegeben haſt. Eben dieſes wün„ſchen wir auch ihnen, damit ſie ebenfals ſich an „der allgemeinen Uebereinſtimmung vergnügen kön„nen. Denn unſere Religion iſt nichts Neues; „ſondern ſeitdem nach unſerm Glauben die Welt „gegründet worden iſt, haſt Du auch dieſe Reli„gion mit der ſchuldigen Ehrerbietung gegen Dich „geſtiftet. Das menſchliche Geſchlecht iſt zwar „durch mancherley Irrthümer verführt worden; „allein damit dieſes Uebel nicht gar zu ſehr vergröſ„ſert werden möchte, haſt Du durch Deinen Sohn „ein helles Licht aufgeſtellt, und jedermann an Dich erinnert.„ — Zur Beſtätigung von dem, was er eben geſchrieben hatte, führt Conſtantin die bewunderswürdige Einrichtung der ganzen Natur an, danckt Gott für den Unterricht in der wahren Religion, und verbietet nochmals, daß niemand den andern wegen einer verſchiedenen Einſicht in dieſem Stücke beleidige. Er ſezt hinzu, daß er alles dieſes weitläuftiger erklärt habe, weil er den wahren Glauben nicht habe verbergen wollen; beſonders aber, weil einige behauptet hätten, alle

Cärimonien und die Ausübung des Heydenthums (welches er die Gewalt der Finſterniß nennt,) ſey aufgehoben worden. Ich würde, ſagt er, dieſes allen Menſchen gerathen haben, wenn nicht der ſchlimme Irrthum in manchen Gemüthern einen gar zu feſten Sitz gewonnen hätte.

Nach dieſem Schreiben zu urtheilen, nahm Conſtantins Eifer in dem Bekenntniße und in der Empfelung der chriſtlichen Religion täglich zu: und ſo weit man die Geſinnungen eines Menſchen überſehen kann, iſt hier nichts, iſt auch in ſeiner damaligen Stellung nichts zu finden, das ſeine Verſicherungen und Nachrichten verdächtig machen könnte. Man möchte das einzige dabey erinnern, daß ſeine Frömmigkeit zu ſehr von der irdiſchen Glückſeeligkeit abzuhängen ſcheine, die er durch die Annehmung des Chriſtenthums erlangt zu haben glaubte; von den Siegen, welche ihm die Kreuzfahne erworben haben ſollte. Allein zu geſchweigen, daß er auch der edlern Hoffnungen dieſer Religion nicht ganz vergißt; ſo iſt dieſes wenigſtens kein Beweis wider die Aufrichtigkeit, welche man ihm bey den feyerlichſten Erklärungen über dieſelbe zutrauen kann.

Er wollte, wie man geſehen hat, die Heyden keineswegs durch Gewaltthätigkeiten zwingen, ihre Religion zu verlaſſen. Vielleicht hielt er es neben den Bewegungsgründen der allgemeinen menſchlichen Rechte auch vor unanſtändig, daß die Chriſten, welche ſich über die Verfolgung der Heyden ſo wehmüthig beſchwerten, dieſen zu ähnlichen Klagen Gelegenheit geben ſollten. Dieſes unterdeſſen, und vornehmlich, was er am Ende ſei-

nes

nes Schreibens meldet, widerſpricht beynahe der Erzählung des Euſebius, daß Conſtantin alle Opfer abgeſchafft habe. Entweder alſo muß man glauben, daß der Kayſer dieſen Befehl nicht vor eine Bedrückung angeſehen habe, zumal wenn er ihn mit geringer Strenge vollziehen ließ; oder der eben genannte Schriftſteller, (bey dem die Zeitbeſtimmung ohnedieß nicht das deutlichſte iſt,) hat nur von einem Verbote der Opfer reden wollen, das in weit ſpätern Jahren erfolgt iſt. Harte Anſtalten waren übrigens nicht einmal nöthig, um das Chriſtenthum unter Conſtantins Regierung ſehr geſchwind auszubreiten. Das reizende Beyſpiel des Fürſten; der Zutritt zu den anſehnlichſten Aemtern, der den Chriſten vorzüglich offen ſtand; ſo viele Rechte und Freyheiten, mit welchen ſie beehrt wurden; die Vergleichung beyder Religionen ſelbſt mit einander, bey der, ſobald ſie durch nichts eingeſchränckt ward, die heydniſche ſo viel verlieren mußte, und andere glimpfliche Mittel haben das Chriſtenthum ſehr bald empor gebracht. Es hatte ſchon längſt ohne den geringſten Anſchein von Gewaltthätigkeit, indem es vielmehr oft durch die höchſte Macht im Reiche beſtritten ward, unzähliche Menſchen eingenommen, drang immer weiter, und erwartete nur noch eine vollkommene Freyheit, um durch ſeine eigene Stärcke die Oberhand über den Götzendienſt zu behaupten. Conſtantin ertheilte ihm dieſelbe: und wenn er alſo gleich noch weit mehr zum Vortheil dieſer Religion gethan, das Heydenthum zugleich durch Geſeze geſchwächt und verächtlich gemacht hat; ſo kann man doch nicht ſagen, daß ſie den Völckern aufgedrungen worden ſey.

Dieſer ihr mächtiger Freund und Beſchützer war gleichwohl noch nicht getauft; bloß als Lehrling im Chriſtenthum nahm er ſich deſſelben ſo nachdrücklich an. Einige hundert Jahre nach ſeinen Zeiten erſann ein unbekannter Freund der Römiſchen Kirche, (und vielleicht waren es mehrere,) eine Erzählung, nach welcher Conſtantin im Jahr 324 von dem Biſchof zu Rom Silveſter unter folgenden Umſtänden getauft worden ſeyn ſollte. Der Kayſer, ſo ſchrieb dieſer Betrüger, erregte eine Verfolgung wider die Chriſten zu Rom, der Silveſter und die übrigen dortigen Lehrer durch die Flucht entgiengen. Er wurde dafür von Gott mit dem Auſſaz beſtraft: und da er ſchon im Begriff war, nach dem Rath der heydniſchen Wahrſager Kinder umbringen zu laſſen, deren Blut ihm zum Heilungsmittel dienen ſollte, erſchienen ihm die Apoſtel Petrus und Paulus, die er vor Götter hielt, in einem nächtlichen Traume. Sie befohlen ihm den Silveſter holen zu laſſen, der ihm ſagen würde, was er zu ſeiner Geneſung thun müßte: und er gehorchte ihnen. Der Biſchof meldete ihm auf ſeine Frage, daß dieſes nicht Götter, ſondern Apoſtel geweſen wären, zeigte ihm auch ihre Bildniſſen, deren Aehnlichkeit mit der von ihm geſehenen Geſtalt ihn überzeugte. Hierauf lehrte er ihn für ſeine Sünden Buße thun, legte ihm die Hände auf, und taufte ihn: dadurch wurde der Kayſer ſogleich vom Auſſaze befreyet. — Dieſe Nachricht, von der kein Schriftſteller aus dem Jahrhunderte Conſtantins oder aus den gleichfolgenden etwas weiß, die vielmehr der zuverläſſigen Geſchichte deſſelben widerſpricht, und noch andere Merckmale der Falſchheit an ſich hat, mag ohngefähr um das achte Jahrhundert aufgekommen ſeyn,

und iſt in verſchiedenen untergeſchobenen Schriften fortgepflanzt worden. Den Umſtand, daß Conſtantin zu Rom getauft worden ſey, hatten lange vorher einige lateiniſche Schriftſteller wider die ältern Zeugen, zur Ehre der Römiſchen Kirche behauptet. Das Wunderbare kam dazu, und ſo unglaublich es auch war, fand die Erzählung deswegen deſto mehr Beyfall. Auch nachdem in den neuern Zeiten alle Gelehrte, denen an der Hoheit der Römiſchen Biſchöfe wenig gelegen iſt, dieſelbe verworfen haben, ſuchten doch einige ihren Hauptinhalt dadurch zu retten, daß ſie eine doppelte Taufe Conſtantins annahmen; die erſte zu Rom von den Rechtgläubigen; die andere von den Arianern, am Ende ſeines Lebens. Eine ſo unwahrſcheinliche Muthmaaßung, die außerdem auch auf keinem Zeugniſſe des Alterthums beruht, verdient keine Unterſuchung.

Aber dieſe ganze Erdichtung von der Taufe des Kayſers hat allem Anſehen nach nur den Grund zu einer noch wichtigern und für die Römiſchen Biſchöfe brauchbarern abgeben ſollen. Denn man hat ſie folgendergeſtalt fortgeſezt: Nachdem Conſtantin ſeinen Auſſaz durch die Bemühung des Silveſter verloren hatte, war er darauf bedacht, ihm ſeine Danckbarkeit dafür zu bezeigen. Er ſchenckte alſo ihm und deſſen Nachfolgern ſeinen lateranenſiſchen Palaſt zu Rom, die Stadt Rom ſelbſt und ganz Italien, ja alle Abendländiſche Provinzen, ertheilte ihnen den Vorgang vor allen Biſchöfen der Chriſten, eine goldene Krone, nebſt vielen andern Rechten und Vorzügen. Es iſt noch ein Schenckungsbrief, in welchem Conſtantin dieſes alles zuſammen gefaßt haben ſoll, vorhanden; aber

der Verfaſſer deſſelben war zu einem feinen Betruge ſo ungeſchickt, hat ſo offenbare Unwahrheiten und Widerſprüche, inſonderheit aber eine ſo elende lateiniſche Schreibart hinein gebracht, daß vor mehr als dreyhundert Jahren, zu einer Zeit, da die Oberherrſchaft der Römiſchen Biſchöfe über die Kirche noch beynahe gar nicht angefochten ward, gleichwohl ſchon dieſe ungereimte Urkunde vom Laurentius Valla und Aeneas Sylvius ſpöttiſch genug abgefertigt worden iſt. Daher haben ſich auch die neuern Vertheidiger der Päbſtlichen Anſprüche genöthigt geſehen, dieſelbe aufzugeben; allein indem ſie ſich der ſchlechten Ausflucht, die gar keinen Schein für ſich hat, bedienen, ſie ſey von einem griechiſchen Schriftſteller der ſpätern Zeiten aufgeſezt worden, behaupten ſie doch, die Schenckung des Kayſers ſelbſt an die Römiſchen Biſchöfe ſey keinem Zweifel unterworfen. Dieſe vermeinte Schenckung hat aber würcklich die ganze Geſchichte wider ſich, und in dem achten Jahrhunderte trifft man die erſten Spuren dieſes kühnen und ſeltſamen Vorgebens an. Bis auf dieſe Zeit beſaßen die Päbſte weder Rom, noch irgend ein Land in oder außer Italien. Sie machten den erſten Verſuch, weltliche Fürſten zu werden, während der Unruhen und Empörungen, die in dem Italiäniſchen Gebiete der Griechiſchen Kayſer, deren Unterthanen ſie ebenfals waren, bey Gelegenheit des Streits über die Verehrung der Bilder entſtanden. Noch glücklicher gelang ihnen dieſe Abſicht durch die Freundſchaft der Fränckiſchen Könige, Pipins und Carls des Großen, welche den erſten Grund zu den jezigen Beſizungen der Päbſte legten, aber eben ſo gewiß ſich und ihren Nachfolgern die oberſte Herrſchaft über die denſelben ge-

ſchenckten Ländereyen vorbehielten. Um die Freygebigkeit dieſer Fürſten aufzumuntern und zu unterhalten, berief ſich Adrian der erſte, ſo weit die Nachrichten der Geſchichte reichen, zuerſt auf Conſtantins Schenckung in einem Schreiben an Carl den Großen. So wie ſchon zu den Zeiten Silveſters, ſagt er, die heilige Catholiſche und Apoſtoliſche Römiſche Kirche durch die Freygebigkeit des frommen Kayſers Conſtantins des Groſſen, heiligen Andenckens, erhöhet worden iſt, indem er ihr in dieſen Gegenden Italiens eine Gewalt zu ertheilen geruhet hat: ſo ſoll auch zu Euer und unſerer höchſt glücklichen Zeit die heilige Kirche Gottes grünen, und immer mehr empor gebracht dauerhaft verbleiben. Er beruft ſich noch auf andere Schenckungen, welche die Römiſche Kirche (eigentlich ſagt er nach der damals zu Rom üblich gewordenen Kirchenſprache, der heilige Apoſtel Petrus,) über verſchiedene Ländereyen in allen Gegenden Italiens von Kayſern und andern anſehnlichen Herren, um dafür Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, bekommen hätte; die Longobarden, ſezt er hinzu, hätten ſich dieſer Länder bemächtigt, und er bittet, daß ſie zurück gegeben werden möchten. Noch verſichert er, daß die Urkunden von allen dieſen Schenckungen in ſeinem Archive aufbehalten würden, und daß er ſie dem Könige Carl überſchickt habe, um die gegründeten Anſprüche des heiligen Petrus und des Pabſtes daraus zu erkennen. Ob ſich unter dieſen Urkunden die obengedachte von Conſtantins Schenckung völlig in derjenigen Geſtalt befunden habe, in der wir ſie noch leſen, kann nicht ausgemacht werden; es iſt aber ſehr wahrſcheinlich. Auch iſt es mehr als Muthmaaßung, daß jener Schen-

ckungsbrief nicht lange vor dieſer Zeit, vielleicht aus einer åltern fabelhaften Sage von Conſtantins Wohlthåtigkeit gegen die Kirche, zuſammengeſezt worden ſey, damit die Påbſte bey dieſen erſten Schritten zu einer weltlichen Landesherrſchaft ein gewiſſes Recht an dieſelbe beweiſen, ſie unter ſo gůnſtigen Umſtånden, als ſich damals zeigten, befeſtigen und vergrößern könnten. Carl der Groſſe mag nun dieſe und andere vorgegebene Schenckungen geglaubt haben oder nicht; (denn ſehr wahrſcheinlich konnten ſie ihm ſelbſt in ſeinem leichtglåubigen Zeitalter nicht vorkommen:) genug ſeine Gewogenheit gegen die Påbſte, die von ſeinem Vater auf ihn durch Grůnde der Danckbarkeit fortgepflanzt worden war, machte ihn gleichfals freygebig; aber er ſchenckte ihnen nur einen ſehr geringen Theil von ſo vielen Låndern, die ihnen ſchon Conſtantin gegeben haben ſollte, blieb ihr Oberherr, und auch ſeine Nachfolger in der kayſerlichen Wůrde blieben es noch viele Jahrhunderte, ſo weit ſie hinlånglichen Muth und Klugheit hatten, ihre unſtreitigen Rechte ůber Rom und den ſogenannten Kirchenſtaat zu behaupten.

Daß Conſtantin ſich derſelben jemals begeben, den Römiſchen Biſchöfen nur einen Schein von weltlicher Hoheit und Regierung ertheilt haben ſollte, davon ſchweigt ſeine ganze Geſchichte. Aber auch die höchſte und geſchåftige Aufſicht ůber den allgemeinen Wohlſtand der chriſtlichen Kirche fůhrte er allein, und die Anmaaßungen jener Biſchöfe von dieſer Art ſind ſehr lange nach ihm aufgebracht worden. Er fand um dieſe Zeit eine wichtige Gelegenheit, ſie auszuůben. Gegen das Jahr 320 hatte ſich zu Alexandrien in Egypten, wel-

welches zu dem Gebiete des Licinius gehörte, eine heftige Streitigkeit zwiſchen dem dortigen Biſchof Alexander, und einem Aelteſten dieſer Gemeine, Arius, erhoben. Jener lehrte, daß in der göttlichen Dreyheit auch eine Einheit ſey, und daß inſonderheit der Sohn Gottes einerley Weſen mit dem Vater habe. Arius aber leugnete dieſes; er ſuchte zu zeigen, daß der Sohn Gottes nicht von Ewigkeit her ſeyn könne: und er fand hierinne ſo viele Anhänger, daß ſie bald in Egypten, in einigen angränzenden Gegenden, und in den Morgenländern eine beträchtliche Parthey ausmachten. Selbſt viele anſehnliche Biſchöfe traten zu derſelben; der Zanck, die Verkezerungen und die Erbitterung von beyden Theilen ſtiegen immer höher; auch das chriſtliche Volck theilte ſich, und ſtritt darüber mit einander, und dieſe ärgerlichen Händel gaben endlich ſogar den Heyden Gelegenheit, das Chriſtenthum in ihren Schauſpielen zu verſpotten. Indem dieſes unter der Herrſchaft des Licinius vorfiel, ward er überwunden und genöthigt ſeiner Würde zu entſagen: darauf fieng Conſtantin an, auf die Arianiſchen Unruhen in ſeinem neuen Gebiete aufmerckſam zu werden. Er kam nach Nikomedien, wo Licinius ſeinen Siz gehabt hatte, und wo der vornehmſte Freund und Beſchützer der Arianer, Euſebius, ein anderer als der Geſchichtſchreiber von Conſtantins Leben, Biſchof der chriſtlichen Gemeine war. Dieſer Lehrer genoß einer ausnehmenden Gnade der Schweſter des Kayſers und Gemahlinn des Licinius, Conſtantia. Man hat aus dieſen und andern Umſtänden geſchloſſen, daß er auch den Conſtantin für den Arius eingenommen habe. Eine Muthmaaßung, die kaum wahrſcheinlich iſt;

man müßte ihr denn die Bedeutung geben, daß die Schweſter des Kayſers, die vom Euſebius gewonnen war, ihrem Bruder ſanfte und gemäſſigte Geſinnungen über dieſe Streitigkeiten beygebracht habe.

Dieſe Ausſchweifungen der Chriſten ſchienen jezt würcklich ſeine nachdrücklichſte Sorgfalt zu verlangen. Denn die Religion, das heiligſte, ſicherſte Band der Ruhe und Einigkeit unter den Menſchen, kann eben ſo wohl zu den gefährlichſten Bewegungen im Staate Anlaß geben, wenn ſie, wie damals, von den Leidenſchaften ihrer Lehrer gemißbraucht wird. Conſtantin ſchickte alſo im Jahr 324 den Biſchof Hoſius nach Alexandrien, um den daſelbſt entſtandenen Streit zu unterſuchen und zu ſtillen; er gab ihm aber auch ein Schreiben an den Alexander und Arius mit, wodurch dieſe beyden Häupter der Partheyen noch gewiſſer vereinigt werden ſollten. Er macht darinne den Anfang mit der eidlichen Verſicherung, daß er ſich zwo große Abſichten vorgeſezt habe: erſtlich alle Völcker zu einer übereinſtimmenden Denckungsart in der Religion zu bringen; und nächſtdem das Reich von den Bedrückungen eines Tyrannen zu befreyen. Beſonders habe er gehofft, daß in der Staatsverwaltung eine glückliche Veränderung vorgehen würde, wenn er die Einigkeit zwiſchen allen Verehrern Gottes wieder herſtellen könnte. Er ſey daher im Begriff geweſen, einige der morgenländiſchen Biſchöfe nach Africa zu ſenden, damit ſie die Donatiſtiſchen Unruhen daſelbſt dämpfen möchten, als er die unangenehme Nachricht erhalten hätte, daß unter ihnen noch weit härtere Zwiſtigkeiten entſprungen wären. Nachdem er die

Urſache derſelben überlegt hätte, habe er gefunden, daß ſie viel zu unerheblich ſey, als daß ſie einer ſo heftigen Zänckerey würdig wäre. Er biętet ſich alſo hiemit unter göttlichem Beyſtande zum Friedensmittler zwiſchen ihnen beyden an: denn da er weit wichtigere Händel beylegen könnte, ſo verſpreche er ſich deſto mehr, daß es ihm bey einer ſolchen Kleinigkeit gelingen werde.

„Ich höre, fährt er fort, daß der gegenwärtige Streit auf folgende Art angegangen ſey. Du, „Alexander, haſt deine Aelteſten gefragt, was ſie „von einer gewiſſen Stelle des Geſezes, oder vielmehr von einem Stücke einer unnüzen Frage halten. Du aber, Arius, haſt dasjenige, was du „entweder niemals hätteſt dencken, oder, wenn du „es dachteſt, verſchweigen ſollen, unbehutſam herausgeſagt. — Ein jeder von euch beyden alſo „verzeihe es dem andern, und nehme das an, was „euch euer Mitdiener billig rathet. Und was iſt „dieſes? Es ſchickte ſich gleich anfänglich nicht, „weder über ſolche Dinge eine Frage aufzuwerfen, „noch dieſelbe zu beantworten. Denn dergleichen „Streitfragen, welche das Geſez nicht als nothwendig vorſchreibt, ſondern die Zanckſucht einer „unnützen Trägheit hervorbringt, wenn ſie gleich „zur Uebung der Kräfte des Geiſtes angeſtellt werden, müſſen wir doch lieber innerhalb unſers Verſtandes einſchräncken, und ſie nicht leicht in öffentlichen Verſammlungen vortragen, noch unvorſichtiger Weiſe vor die Ohren des Volcks kommen laſſen. Denn wie viele ſind wohl, welche „die ganze Stärcke ſo großer und ſchwerer Sachen „entweder genau begreifen, oder würdig erklären „können? Ja wenn man auch glauben ſollte, daß

„je-

„jemand dieſes leicht thun könne, wie viele wird „er wohl vom Volcke überreden? Oder wer wird „bey der genauen Unterſuchung ſolcher Fragen ſich „vor einem gefährlichen Falle genugſam hüten kön„nen? Man muß alſo dabey nicht geſchwäzig „ſeyn: damit nicht, entweder weil wir wegen un„ſers ſchwachen Verſtandes die vorgelegte Frage „nicht geſchickt genug zu erklären wiſſen, oder „weil die Zuhörer aus natürlicher Unfähigkeit das „geſagte nicht begreiffen können, durch eines von „dieſen beyden das Volck zu ärgerlichen Reden „oder zu einer Trennung unvermeidlich verleitet „werde.„

Er ermahnt ſie darauf von neuem, wieder in Gemeinſchaft mit einander zu leben, weil ſie würcklich einerley von dem Dienſte Gottes lehrten, und nicht über eine Hauptvorſchrift des Chriſtenthums ſtritten. Es ſey unanſtändig, ſagt er, ja völlig unerlaubt, daß ſie, die über ſo nichts bedeutende Dinge zanckten, ein ſo großes Volck Gottes regieren ſollten. Die Weltweiſen wären zwar auch öfters mit einander uneins, allein ſie vereinigten ſich doch immer zur Beförderung ihrer gemeinſchaftlichen Abſicht: wie vielmehr ſollten ſie als Diener des großen Gottes in der Religion übereinſtimmen. Daß Brüder gegen Brüder wegen elender Wortſtreitigkeiten zu Felde zögen, und dadurch Uneinigkeit in der Gemeine ſtifteten, ſey etwas pöbelhaftes, und mehr einer kindiſchen Unwiſſenheit als der Einſicht von Prieſtern und klugen Männern gemäß. Laßt uns, ruft er aus, freywillig von den teufliſchen Verſuchungen entfernen. Unſer großer Gott und allgemeiner Heyland hat uns ein gemeinſchaftliches Licht aufgeſteckt. Vergönnt mir,

ſeinem Diener und Verehrer, daß ich unter ſeiner Aufſicht dieſes Werck zu Stande bringe, damit ſein Volck durch meine Anreden und Ermahnungen wieder zur Einigkeit gebracht werde. Ueber die unerhebliche Frage ſelbſt möchten ſie immer verſchieden dencken, doch ihre Meinungen für ſich behalten; deſto mehr aber in den vornehmſten Lehren einig ſeyn. Er dringt in ſie, der Gemeine die Eintracht, ihm aber ruhige Tage und Sorgenfreye Nächte wieder zu geben; ſonſt würde er Thränen vergießen, und kein zufriedenes Leben führen können, wenn das Volck Gottes, ſeine Mitdiener, durch eine unbillige und ſchlimme Zwiſtigkeit getheilt blieben. Er verſichert, daß er bloß, um die Würckungen ihrer Uneinigkeit nicht ſelbſt zu ſehen, ſeine Reiſe in die morgenländiſchen Provinzen aufgeſchoben habe, und ermahnt ſie deſto eifriger, ihn und alle Chriſten durch die Endigung ihrer Händel zu erfreuen.

Ueberhaupt konnte wohl nichts beſſeres und lehrreicheres über dieſe und zugleich über viele andere theologiſche Streitigkeiten geſagt werden. Geſezt auch, daß Conſtantin in dieſem Schreiben, wie es bey ſolchen öffentlichen Erklärungen oft geſchehen iſt, ſich einen größern Eifer als er empfand, beygelegt; oder daß er den Ausdruck deſſelben von irgend einem Biſchof angenommen hätte; ſo ſind die Gedancken ſelbſt über das Verhalten, welches chriſtliche Lehrer bey ſpizfindigen Religionsfragen zu beobachten ſchuldig ſind, vortrefflich. Sehr vieles und großes Unglück würde unter den Chriſten aller Zeiten verhütet worden ſeyn, wenn ihre Lehrer ſolche Fragen nicht zu nothwendigen Glaubenslehren gemacht, wegen der Unei-

einigkeit über dieſelben nicht auch die äußerliche Ruhe und Einigkeit in der Kirche und im Staate ſelbſt geſtört hätten. Man hat zwar den Kayſer nicht ohne Grund getadelt, daß er die Streitfrage zwiſchen dem Alexander und Arius ſchlechterdings vor nichts bedeutend ausgegeben hat: denn die Lehre von Jeſu und ſeiner göttlichen Hoheit, welche ſie betraf, iſt für die Chriſten ungemein wichtig. Aber wenn man ihn auch nicht damit entſchuldigen wollte, daß er als ein noch ungetaufter Chriſt leicht über denjenigen Theil des chriſtlichen Glaubens ein unrichtiges Urtheil habe fällen können, der Chriſten dieſer Art nicht ſogleich in ſeinem ganzen Umfange erklärt wurde; wenn man nicht darauf ſehen will, wie es doch ebenfals die Billigkeit verlangt, daß ſein Schreiben nicht den Ausſpruch eines Lehrers der Kirche; ſondern die ſanften und friedliebenden Geſinnungen eines Kayſers enthalte, der die Verträglichkeit unter ſeinen Unterthanen nicht durch jeden Unterſcheid in der Denckungsart ihrer Lehrer unterbrochen wiſſen wollte: ſo kann man noch mehr zu ſeiner Rechtfertigung ſagen. Selbſt die wichtigſten Lehren des Chriſtenthums können mit unnüzen Fragen überladen werden; und auch ſolche, welche Wahrheit in ſich faſſen oder hervorbringen, ſind oft entbehrlich, weil ſie eine Quelle von Streitigkeiten abgeben. Socrates geſteht, daß Alexander, von dem die erſte Veranlaſſung zu den Arianiſchen Händeln herkam, auf eine Ruhmbegierige Art, um ſeinen Scharfſinn zu zeigen, über die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit, wie ſie die Chriſten nennen, geſprochen habe. Man hätte in dieſer Lehre, die man vor ein Geheimniß erkannte, deſto weniger von den Ausdrücken der heiligen Schrift abweichen, keine

tiefe Unterſuchungen darüber anſtellen, noch philoſophiſche Kunſtwörter in ihren Vortrag miſchen ſollen. So weit alſo iſt Conſtantins Tadel, mit welchem er die beyden Hauptgegner in dieſem Streite belegt, nicht ungegründet. Er erklärt ſich für keinen von ihnen; ſie bekommen Verweiſe, die ſie verdient haben; und ſeine Bemühung ihre Zwiſtigkeiten zu unterdrücken, iſt ſchon wegen ihrer Gelindigkeit der Nachahmung werth.

Doch weder ſein Schreiben, noch ſein Abgeordneter, Hoſius, erreichten dieſe Abſicht, die Anführer der beyden Partheyen mit einander auszuſöhnen. Die Unruhen vergrößerten ſich vielmehr, und der Pöbel verſtümmelte ſogar bey dieſer Gelegenheit eine Bildſäule des Kayſers zu Alexandrien im Geſichte. Die Großen ſeines Hofs ſtellten ihm vor, daß dieſer Frevel beſtraft werden müßte: ſein Geſicht, ſagten ſie, wäre ſehr übel zugerichtet worden. Statt aller Antwort befühlte Conſtantin ſein Geſicht, und verſicherte ihnen, daß er keine Wunde darinne merckte. Eine der edelſten Handlungen dieſes Fürſten, an die ſich daher noch lange nach ſeinem Tode die Völcker mit Vergnügen erinnerten. Aber jezt fand er es gleichwohl nöthig, ein nachdrücklicheres Mittel wider dieſe weitläuftigen Händel zu gebrauchen: entweder, weil man ihm gezeigt hatte, die Streitfrage ſey wichtiger als er glaubte; oder auch eben ſo ſehr wegen der vor allen andern wieder herzuſtellenden Ruhe. Dieſes Mittel war eine allgemeine Kirchenverſammlung. Vermuthlich hatten ihm daſſelbe einige Biſchöfe, vielleicht Hoſius, vorgeſchlagen. Er hatte es auch ſchon bey den Donatiſtiſchen Streitigkeiten, aber ohne Nutzen, verſucht. Es ſcheint, daß ein

ſchärferer Befehl des Kayſers wider die Ausſchweifungen, welche der wütende Streitgeiſt damals begieng; eine Berathſchlagung einiger der gemäßigteſten Lehrer von beyden Seiten, oder, wo möglich, ſolcher, die dabey gar keine Parthey ergriffen hatten und in jeder Gemeine eine feyerliche Wiederholung desjenigen Glaubens, dem die Chriſten bisher vom Urſprunge deſſelben an, zugethan geweſen waren; daß dieſe Anſtalten fruchtbarer und gewiſſermaaſſen auch anſtändiger geweſen ſeyn würden, als eine ſolche Verſammlung. Dieſe hatte freylich einen vielverſprechenden Nahmen, indem ſie die Einſicht, Prüfung und Entſcheidung aller Biſchöfe des Römiſchen Reichs über die Arianiſche Streitigkeit bekannt machen ſollte. Allein unter ſo vielen Biſchöfen konnte man doch nur von einer kleinen Anzahl ein völlig unpartheyiſches, freyes und ſcharfſinniges Urtheil erwarten: die übrigen kamen, um dieſen wenigen, oder der Mehrheit der Stimmen, auch wohl Nebenabſichten zu folgen. Dagegen verurſachte eine allgemeine Kirchenverſammlung dem Kayſer unermeßliche Koſten; gab den Biſchöfen zum Nachtheil der andern chriſtlichen Lehrer ein großes und im Grunde richterliches Anſehen in Glaubensſachen; erhob ſie neben dem Kayſer ſelbſt zu Geſezgebern der Kirche, und ihr Nutzen war immer bey den Streitigkeiten, die ſie beylegen ſollte, ungewiß. Man könnte vielleicht auch hinzuſezen, daß durch eine unter ſo vielen Beſchwerlichkeiten veranſtaltete zahlreiche Zuſammenkunft aus ſo manchen und entfernten Ländern, die Zwiſtigkeit unter den chriſtlichen Lehrern zu fürchterlich vorgeſtellt worden ſey, als wenn ſie der Religion den Untergang drohte, und dieſe nur durch eine ſo gemeinſchaftliche Hülfe gerettet werden könnte. Doch

Con-

Conſtantin war den Biſchöfen ungemein ergeben: er gefiel ſich in der Hochachtung, die er ihnen öffentlich bezeigte: und da er gerne Handlungen vornahm, die mit einem Prachtvollen Aufſehen begleitet waren, ſo diente auch dazu eine ſolche Kirchenverſammlung.

Er ſchrieb ſie auf das Jahr 325 nach Nicäa in Bithynien aus: zu der Reiſe und dem Unterhalte der Biſchöfe daſelbſt gab er allen nöthigen Aufwand her. Es kamen jedoch, vermuthlich wegen der Entlegenheit des Orts, nur die morgenländiſchen Biſchöfe hin: aus den Abendländern waren bloß zween Aelteſte im Nahmen des Römiſchen Biſchofs, und Hoſius gegenwärtig; daher fehlte noch viel daran, daß es eine allgemeine Kirchenverſammlung geweſen wäre. Als ſie ſich auf einem Saale des kayſerlichen Palaſtes, dreyhundert und achtzehn an der Zahl, verſammlet hatten, erſchien der Kayſer mit Purpur, Gold und Edelgeſteinen bekleidet, nebſt einigen ſeiner vertrauten chriſtlichen Hofbedienten, unter ihnen, blieb einen Augenblick bey einem niedrigen goldenen Stuhl ſtehen, der oben an geſezt war, und ſezte ſich nicht eher nieder, als bis ihm die Biſchöfe gewinckt hatten, worauf ſie ihm darinne nachfolgten. Nun bezeigte er ihnen ſein Vergnügen über ihre Zuſammenkunft, die er längſt gewünſcht hätte, danckte Gott dafür als für die größte der von ihm erhaltenen Wohlthaten: er hoffte, wie er ſagte, daß von dieſer Zeit an die Kirche beſtändig glücklich ſeyn würde, wenn erſt die innerliche Uneinigkeit in derſelben, die er vor gefährlicher als alle Kriege hielte, getilgt wäre: und dieſes empfol er ihnen ſehr nachdrücklich.

Ein für die Biſchöfe ſo ſchmeichelhafter Anfang ſchien ihnen noch mehr zu verſprechen als zu der Abſicht ihrer Verſammlung gehörte. Würcklich brachten jezt viele ihre beſondern Händel vor, machten einander Vorwürfe, verantworteten ſich, und es erhub ſich ein heftiger und verworrener Streit, über welchen man die Angelegenheiten der Kirche und Religion ganz vergaß. Einige Biſchöfe hatten dem Kayſer ſchon am Tage vorher Klagſchriften wider einander übergeben. Dieſe befohl er alle zu verbrennen, indem er hinzu ſezte, **Chriſtus** verlange, daß man ſeinem Bruder vergebe, wenn man ſelbſt Vergebung ſeiner Sünden erwarte. Die mündlichen Zänckereyen ſtillte er ebenfals durch ſein Anſehen, und ermahnte die Biſchöfe zur Einigkeit. Hierauf hatten die Unterredungen über die Arianiſche Streitigkeit ihren Fortgang. Arius und ſeine Freunde unter den Biſchöfen waren ſelbſt zugegen: ihre Lehre wurde endlich als irrig verworfen; es ward in einem feyerlichen Glaubensbekenntniſſe feſtgeſezt, daß der Sohn Gottes gleiches Weſens mit dem Vater ſey, und es wurden noch ältere Zwiſtigkeiten der Chriſten damals entſchieden. Verſchiedene Biſchöfe weigerten ſich, das Glaubensbekenntniß zu unterſchreiben; die meiſten aber thaten es, als der Kayſer ihnen mit der Landesverweiſung drohte. Da die Kirchenverſammlung den Arius und ſeine Anhänger ihrer Würden entſezt, und aus der Gemeinſchaft der Kirche geſtoßen hatte: ſo verfolgte ſie nunmehro auch **Conſtantin**. Er verwies ſie nach Illyrien, verordnete, daß alle Schriften des Arius verbrannt werden ſollten, damit ſeine Lehre und ſein Andencken gänzlich unterdrückt würden; wer aber eine von ſeinen Schriften heimlich zurück halten würde, ſoll-

ſollte ſogleich hingerichtet werden. Er ſezte noch hinzu, Arius ſollte hierinne ein gleiches Schickſal mit dem Porphyrius, dieſem heydniſchen Weltweiſen und Feinde des Chriſtenthums, haben, deſſen Nahme ebenfals beſchimpft, und ſeine Schriften zernichtet worden wären; daher ſollten auch Arius und ſeine Anhänger künftig Porphyrianer heißen.

Hier vermißt man ſehr diejenige Mäßigung, die dem Kayſer anfänglich bey dieſen Händeln Ehre gemacht hatte. Die hohe Meinung, welche er von der Kirchenverſammlung zu Nicäa hatte, die ſich ſelbſt die große und heilige nannte, und die er, wie bey bürgerlichen Streitigkeiten, vor ein Gericht anſah, von welchem keine weitere Berufung Statt fände, verführte ihn zu ſo gewaltſamen Anſtalten, indem er nun die Arianer als überwieſene Verbrecher, nicht bloß als Irrlehrer, betrachtete. Daher ſagt er in einem Schreiben an die Gemeine zu Alexandrien, nachdem er ſie ermahnt hat, die Irrthümer des Arius, dieſes Dieners des Teufels, völlig fahren zu laſſen: „Was dreyhundert „Biſchöfe vor recht gehalten haben, das iſt eben „ſo viel als Gottes Meinung ſelbſt: beſonders da „der heilige Geiſt, der in dem Verſtande ſo groſ„ſer Männer wohnet, den Willen Gottes durch ſie „offenbaret hat.„ Daß Conſtantin dieſes ſeltſame Urtheil gefällt hat, iſt an einem Manne weniger zu bewundern, der bey einer mittelmäßigen Kenntniß des Chriſtenthums, umgeben von Biſchöfen, die ihn daſſelbe lehrten, leicht auf die günſtige Vermuthung fallen konnte, daß wenn dreyhundert derſelben ſich über einen Lehrſaz ihrer Religion vereinigten, derſelbe eine göttliche Wahrheit ſeyn müſſe.

ſe. Die Biſchöſe hingegen hätten ihn in dieſer Denckungsart nicht beſtärcken ſollen. Aber eben von dieſem Anfange geht das ihnen ſehr vortheilhafte Anſehen der allgemeinen Kirchenverſammlungen an, die in der Folge ihre Schlüſſe immer als Ausſprüche des heiligen Geiſtes verehrt wiſſen wollten, und, ob ſie gleich zum Theil ihre Verdienſte um den Glauben und die innere Verfaſſung der chriſtlichen Kirche hatten, dieſe doch in eine Art von Knechtſchaft verſezt, und in ihrem Verfahren oft die ſchlimmſten Fehler begangen haben. Conſtantin führte alſo die Schlüſſe der Verſammlung von Nicäa im ganzen Römiſchen Reiche ein: dadurch wurde ſie erſt im ſtrengern Verſtande ein allgemeines Concilium. Er machte inſonderheit den morgenländiſchen Gemeinen durch ein Schreiben bekannt, daß die verſammleten Biſchöfe beſchloſſen hätten, die bisherige Verſchiedenheit unter den Chriſten bey der Feyer des Oſterfeſtes ſollte gänzlich aufgehoben, und in Anſehung der Zeitbeſtimmung deſſelben ſollte nicht mehr auf das Jüdiſche Paſſah ſo genau geſehen werden, als es jene Gemeinen zu thun pflegten. Bey dieſer Veranlaſſung ſpricht er von den Juden verächtlicher und gehäſſiger, als es ſcheint, daß ein Fürſt von einem Theil ſeiner Unterthanen vor dem andern in einer öffentlichen Urkunde ſprechen ſollte.

Aber die Verbrennung der Schriften des Arius, welche Conſtantin anbefohl, war eben ſo wenig ein rühmlicher Eifer. Man kann aus dem, was er von dem Wercke des Porphyrius ſagt, ſchließen, daß die Chriſten mit demſelben auf gleiche Art umgegangen ſind; allein wenigſtens iſt dieſer Befehl der erſte dieſer Art, den man von einem chriſtlichen

Fürſten wider die Bücher der Ketzer lieſt. Waren dieſe Schriften verführeriſch abgefaßt und durch ſtarcke Gründe befeſtigt, ſo war es weit dienlicher ſie zu widerlegen als zu vertilgen. Denn die Anhänger des Arius, die ſie geleſen hatten, konnten immer Stellen daraus anführen, und vorgeben, man habe ſie darum aus dem Wege geräumt, weil man ſich vor ihnen gefürchtet hätte. Wenn ſie aber ſchwach und ſeicht waren, ſo hatte man noch weniger Urſache, ſie mit ſo vielem Geräuſche wegzuſchaffen. Nach dem Rechte einer freyen Unterſuchung der Wahrheit, deſſen Chriſten und Gelehrte überhaupt genießen, war es gleichfals unbillig, ihnen Schriften aus den Händen zu reiſſen, die ſie zur Prüfung herrſchender Lehrſäze gebrauchen konnten. Dazu kommt noch dieſes, daß, wenn die Schriften der Irrlehrer auf dieſe Art unterdrückt wurden, ſie Gefahr liefen, ihre wahre Meinung von der Religion verſtellt und verfälſcht zu ſehen; daß die Nachwelt beſonders über dieſelbe niemals zuverläßig genug urtheilen konnte, und daß mit dem verwerflichen Inhalte ihrer Schriften auch manche ſchäzbare Anmerckungen verloren gehen mußten, die darinne verſteckt lagen, und, weil ſie von ihnen herkamen, weniger geachtet wurden. Würcklich hat auch dieſes Beyſpiel Conſtantins ſehr viele Nachfolger gefunden, und alle die gedachten übeln Früchte, ja noch mehrere, in der Ketzergeſchichte hervorgebracht. Seine angeführten Verordnungen wider den Arius und deſſen Anhänger vereinigen auch auf andern Seiten die Menſchenliebe und Weisheit mit der Gerechtigkeit zu wenig. Er befiehlt dieſe Leute mit einem Schimpfnahmen zu belegen: davon konnte die Frucht ſchwerlich eine andere ſeyn, als neue Erbitte-

bitterung derſelben gegen die Rechtgläubigen; an Statt daß ſie von dieſen mit Sanftmuth zu ihrer Gemeine hätten gezogen werden ſollen. Und die Todesſtrafe, mit welcher er die Verbergung der Schriften des Arius bedroht, war deſto mehr Grauſamkeit, da es viele unter den Verehrern dieſes Mannes geben konnte, die ſich ein Gewiſſen daraus machten, ſeine Schriften den Flammen zu überlaſſen.

Ohngeachtet dieſes alles leiſtete doch Conſtantin den chriſtlichen Gemeinen durch die Kirchenverſammlung von Nicäa auch einige wahre Dienſte. Der Glaube der Chriſten von Jeſu ward auf derſelben glücklich vertheidigt, zwar an einen griechiſchen Ausdruck (Homouſios, das heißt, gleiches Weſens,) gebunden, deſſen er nicht ſchlechterdings bedürftig war, und der die damaligen Streitigkeiten noch vergrößerte; den man aber doch vor den geſchickteſten hielt, um die Rechtgläubigen von den Arianern zu unterſcheiden. Verſchiedene Zwiſtigkeiten, welche die Chriſten lange Zeit beunruhigt hatten, wurden daſelbſt ebenfals beygelegt. Und die vorgeſchlagene Einführung des eheloſen Standes der Geiſtlichkeit hatte auf dieſer Verſammlung den feyerlichen Ausgang, daß die Chriſten deſto länger von dieſem ihnen bis dahin unbekanntem Zwange befreyet blieben. Die Biſchöfe empfiengen nach dem Ende dieſer ihrer Arbeiten neue Gnadenbezeigungen von dem Kayſer. Er feyerte noch im Jahr 325 zu Nicäa den Antritt des zwanzigſten Jahres ſeiner Regierung. Bey dieſer Gelegenheit gab er allen anweſenden Biſchöfen ein Gaſtmahl, von welchem Euſebius, Biſchof zu Cäſarea, der demſelben ebenfals beywohn-

wohnte, eine zu ſonderbare Beſchreibung macht, als ſie hier vorbeygelaſſen werden könnte. „Indem „der Kayſer, ſchreibt er, in Geſellſchaft dieſer nun „mit einander ausgeſöhnten Diener Gottes ſpeiste, „brachte er Gott gleichſam durch ſie dieſes würdige „Opfer. Kein Biſchof fehlte bey dieſem kayſerlichen „Gaſtmahle. Man kann in der That nicht Worte „genug finden, dieſe Sache zu beſchreiben. Die „Trabanten ſtanden mit bloßen Schwerdtern in ei„nem Kreiſe, und bewachten den Vorhof des kay„ſerlichen Palaſtes. Aber die Männer Gottes „giengen mitten durch ſie ohne alle Furcht bis in das „Innerſte des Palaſtes hinein. Einige von ihnen „ſpeiſten mit dem Kayſer ſelbſt; andere aber an be„ſondern Tiſchen. Man konnte ſich daran recht „ein Bild von dem Reiche Chriſti vorſtellen, und „es ſchien mehr ein Traum als eine würckliche Sa„che zu ſeyn.„ Das neue in dieſer Begebenheit muß die Einbildungskraft der Biſchöfe, die noch an keine ſolche Auftritte bey Hofe gewohnt waren, ſehr zerrüttet haben, weil ſie zwey ſo ſehr verſchiedene Begriffe, eine herrliche Mahlzeit und das Reich Chriſti in Einen zuſammen zu ziehen wußten. Wenn es ihnen aber an Worten fehlte, das Bewundernswürdige einer ſolchen Bewirthung auszudrücken, ſo begreift man deſto leichter, warum ſie den Kayſer wegen ſo vieler andern und gröſſern Wohlthaten mit den unmäßigſten Lobſprüchen überhäuft haben. Er beſchenckte ſie auch nach dieſem Gaſtmahle reichlich, und gab ihnen endlich die Erlaubniß in ihre Länder zurück zu kehren, nachdem er ſie nochmals zur Einigkeit ermahnt, und ſich ihrem Gebete empfolen hatte.

In den Augen derer, welche leicht durch ein äuſſerliches Gepränge eingenommen werden, konnten

wohl alle dieſe Handlungen Conſtantins lauter Merckmale ſeiner Gottſeeligkeit ſeyn; aber als er gleich darauf im Jahr 326 ſeinen Sohn Criſpus und ſeine Gemahlinn Fauſta umbrachte, zeigte es ſich, wie betrügeriſch die Urtheile von der menſchlichen Tugend, und am meiſten von der Frömmigkeit ſolcher Perſonen ſind, welche dieſelbe auf die geſchäftigſte Art zur Schau tragen. Criſpus war Conſtantins älteſter Sohn von ſeiner erſten Gemahlinn Minervina, die einige beträchtliche Schriftſteller nur vor ſeine Beyſchläferinn ausgeben. Dieſer Prinz hatte eine große Hoffnung von ſich erweckt, war ſchon durch kriegeriſche Thaten berühmt geworden, und führte die Würde eines Cäſar. Sein Anſehen und ſeine Beſtimmung zur Nachfolge auf dem Throne, machten vermuthlich die Eiferſucht der zweyten Gemahlinn des Kayſers, Fauſta, rege, deren Söhne dereinſt dem Criſpus nachgeſezt werden ſollten. Sie klagte ihn daher bey dem Kayſer an, daß er ſie zur Blutſchande gereizt habe. Andere Schriftſteller ſezen noch hinzu, daß ſie ſelbſt verſucht habe, ihn zu dieſem Verbrechen zu verführen, und daß ſie ihn einer Empörung gegen ſeinen Vater beſchuldigt habe; alle aber kommen darinne überein, daß er unſchuldig geweſen ſey. Conſtantin ſtellte darüber keine genaue Unterſuchung an: in der Uebereilung ſeines Zorns ließ er ſeinen Sohn mit Gifte hinrichten. Bald darauf entdeckte er, daß ihn ſeine Gemahlinn hintergangen habe, und die Thränen und Klagen ſeiner Mutter Helena über den Todt des Criſpus, bewogen ihn gleichfals denſelben zu rächen. Dazu kam, daß Fauſta ſelbſt des Ehebruchs überwieſen wurde: er ließ ſie alſo in einer Badſtube, die übermäßig geheizt ward, erſti-

ſken.

cken. Eine Menge von ihren Freunden ließ er gleichfals hinrichten. Man erſtaunte über dieſe Grauſamkeiten, die der Kayſer zu Rom ausübte, und einer ſeiner vornehmſten Staatsbedienten Ablavius ließ ſogar einen Zettel an den kayſerlichen Palaſt mit zwey Verſen folgenden Inhalts heften: „Wer ſollte ſich wohl nach den güldenen Zeiten des Saturnus ſehnen? jezt ſind ſie gar von Edelgeſteinen; aber es ſind Zeiten des Nero.„

Vergebens haben einige Schriftſteller die Ermordung des Criſpus und der Fauſta geleugnet: ſie beruht auf unwiderſprechlichen Zeugniſſen. Zwar gedenckt ihrer der vornehmſte Verfaſſer von Conſtantins Leben, Euſebius, nicht; allein da er ſelbſt geſteht, daß ſeine Abſicht nur geweſen ſey, die rühmlichſten Beweiſe von dem Eifer dieſes Kayſers für die Religion zu ſammeln: ſo kann man ſie in ſeinem lobrednerischen Wercke gar nicht erwarten. Seine ſchmeichelnde Gefälligkeit gegen den Kayſer und deſſen Söhne geht ſo weit, daß er eben den Criſpus, den er in ſeinem Wercke über die allgemeine Kirchengeſchichte ungemein gelobt, und mit ſeinem Vater verglichen hatte, da er noch lebte; in der Lebensbeſchreibung Conſtantins, die er nach deſſen Hinrichtung ſchrieb, ſich ſogar hütet, die Begebenheiten zu nennen, an welchen derſelbe einen Hauptantheil gehabt hatte. Dieſe That iſt der ſchwärzeſte Schandfleck in Conſtantins Leben: nichts mildert oder entſchuldigt ſie nur von irgend einer Seite. Ein ſpäterer Schriftſteller erzählt, der Kayſer habe ſein unmenſchliches Betragen gegen ſeinen Sohn in der Folge mit allen Zeichen des Schmerzens bereuet; er habe inſonderheit vierzig Tage in einer Art von

Büßung zugebracht, und ſich nicht einmal zum Schlaf niedergelegt: eine prächtige Bildſäule ſeines Sohns, die er aus Gold und Silber habe verfertigen, und mit einer Aufſchrift verſehen laſſen, in welcher derſelbe vor unſchuldig erklärt wurde, ſey noch ein Denckmal dieſer Veränderung für die Nachwelt geworden. Wenn dieſes auch alles wahr ſeyn ſollte, ſo würde es dem Kayſer weniger rühmlich ſeyn, als ſeine unnatürliche Grauſamkeit Chriſten und Heyden zu einer Zeit ärgern mußte, da jene alle heilſame Würckungen ihrer Religion bey ihm zu ſehen glaubten; dieſe aber an ihm mehr als jemals einen heftigen Feind ihres Götterdienſtes erblickten.

Denn eben damals fiengen ſeine Bemühungen das Heydenthum auszurotten, und die äußern Merckmale ſeiner chriſtlichen Andacht häuffiger an auf einander zu folgen: ſo dauerten ſie während ſeiner übrigen Regierung immer fort. Viele heydniſche Tempel wurden auf ſeinen Befehl verſchloſſen; andere beraubte man aller ihrer Schönheiten, beſonders der Bildſäulen der Götter. Dieſe waren zum Theil bewundernswürdige Wercke der Kunſt, wie der Pythiſche Apollo, die Muſen vom Helikon, und der berühmte Pan, den die Griechiſchen Städte nach geendigtem Perſiſchen Kriege hatten verfertigen laſſen. Mit ſolchen Bildſäulen und andern Denckmälern, wie mit den Delphiſchen Dreyfüßen, ſchmückte er nachmals die öffentlichen Gebäude und Plätze von Conſtantinopel aus. Vor andern wurde das Gold und Silber abgeriſſen und eingeſchmolzen; die übrige ſchlechte Materie aber den Abgöttern gelaſſen. Viele Bildſäulen der Götter wurden zur öffentlichen Beſchimpfung mit

Stri-

Stricken gebunden zuſammengeſchleppt. Da die Heyden an den erſten Beyſpielen dieſer Art ſahen, daß ihre vermeinten Götter ſich nicht retten konnten, und vielmehr durch alle dieſe Mißhandlungen lächerlich wurden, widerſezten ſie ſich deſto weniger dem Fortgange dieſer Anſtalten; wozu noch die Furcht vor den Kayſer kam. Bloß einige Hofbedienten des Kayſers reiſten mit ſeinen Befehlen in die Provinzen, und vollſtreckten ſie, ohne von Soldaten unterſtüzt zu werden. Die Prieſter mußten die Bilder der Götter aus den geheimſten Oertern der Tempel ans Licht bringen, die darauf jeder Verſpottung ausgeſezt waren. Man fand im Innerſten derſelben Todtenknochen und andere Unreinigkeiten; keine Spur der würcklichen Gegenwart eines Gottes in den Tempeln ſtellte ſich den betrogenen Heyden dar. Manche Tempel wurden gänzlich niedergeriſſen; bey andern wurden die Thüren ausgehoben und das Dach abgetragen, damit ſie nach und nach zu Grunde gehen möchten: und dieſes Schickſal hatten überhaupt mehrere, weil auf ihre Erhaltung gar nicht mehr geachtet wurde. Beſonders ließ Conſtantin um das Jahr 330 einige wegen des Wunderbaren, das dabey vorgehen ſollte, berühmte Tempel völlig zerſtören: wie den Tempel des Aeſculapius zu Aegae in Cilicien, und die Tempel der Venus zu Aphaca und Heliopolis in Phoenicien; welche leztere auch durch die ſchändlichſten Ausſchweifungen, die darinne verübt wurden, berüchtigt waren. Es kann nicht gezweifelt werden, daß bey dieſen Verwüſtungen, welche in dem heydniſchen Gözendienſte angerichtet wurden, ohngeachtet der angeführten Sorgfalt Conſtantins, doch viele treffliche Denckmäler der Baukunſt, Mahlerey und Bildhauerkunſt vernich-

tet

tet worden ſind, die verdient hätten auf immer aufbewahrt zu werden. Der große Hauffen, der für die Kunſt keine Augen hatte, griff bald die Zeichen des Götzendienſtes mit dem hizigſten Eifer des Religionshaſſes an. Die Zerſtörung der Tempel ſelbſt, welche Conſtantin zu befehlen anfieng, munterte dazu auf, und war vielleicht nicht das anſtändigſte Mittel zur Unterdrückung des Heydenthums. Es hatte das Anſehen einer Verfolgung, über welche ſich ſonſt die Chriſten zu beklagen Urſache gehabt hatten: wenn man ſich daran begnügt hätte, die Thorheit der heydniſchen Religion und ſonderlich der Verehrung der Götzenbilder ſinnlich zu zeigen, ſo hätten übrigens die Tempel zur Zierde der Städte, als Denckmäler des Alterthums, auch wohl zu einem gemeinnüzigen Gebrauch angewandt ſtehen bleiben können.

Unterdeſſen konnte es nicht fehlen, daß das Heydenthum ſo heftig beſtürmt, einen anſehnlichen Verluſt leiden mußte. Conſtantin ſchonte zwar ſtets der großen Städte des Reichs, wo dieſe Religion nicht ſo leicht getilgt werden konnte; aber in den übrigen Gegenden des Reichs nahm ſie deſto ſichtbarer ab. Viele Heyden traten von derſelben ab, weil ihnen nun ſelbſt dasjenige verächtlich vorkam, was ſie bisher vor heilig gehalten hatten. Andere, ſo fährt Sozomenus fort, ſahen die Chriſten vor glücklich an, weil ſie der Gnade des Kayſers genoſſen, und ahmten alſo ſeinem Beyſpiele ebenfals nach. Noch andere wurden, nachdem ſie die chriſtliche Religion genau unterſucht hatten, durch gewiſſe Wunder oder Träume (dieſes gaben ſie wenigſtens vor,) oder durch Unterredungen mit den Biſchöfen und Mönchen bewogen, das Chriſtenthum anzunehmen. Viele Bekehrungen unter

dem

dem gemeinen Volcke wurden durch Geld geſtiftet, oder doch befördert. Der Kayſer ſchickte unter andern nach Heliopolis, wo er an Statt des Tempels eine chriſtliche Kirche erbauet hatte, Geld für die Armen, und zog auch auf dieſe Art, ſagt Euſebius, die Menſchen zur heilſamen Lehre, indem er ohngefähr mit dem Apoſtel ſagte: „Chriſtus „mag gelegentlich, oder auf die richtige Art verkündigt werden, ſo freue ich mich.„ Ganze Städte verließen auch freywillig das Heydenthum, zerſtörten ihre Tempel, und richteten chriſtliche Kirchen auf. So wurden die Einwohner des Hafens von Gaza, der Majuma hieß, plözlich alle Chriſten: Conſtantin ertheilte darauf dieſem Orte das Stadtrecht, und nannte ihn Conſtantia. Aus gleicher Urſache erhielt auch eine Stadt in Phoenicien den Nahmen Conſtantina. Der Kayſer räumte überdieß manche mit dem heydniſchen Aberglauben verbundene Anſtalten aus dem Wege. Der Nilmeſſer, welcher bey den Ueberſchwemmungen dieſes Fluſſes gebraucht, und in dem Tempel des Serapis zu Alexandrien aufbehalten wurde, weil die Aegyptier die Fruchtbarkeit ihres Landes von dieſer Gottheit erwarteten, mußte nun in einer chriſtlichen Kirche verwahrt werden. Conſtantin verbot auch die grauſamen Fechterſpiele der Römer, die nur ihre alte Religion billigen konnte; allein weder dieſe noch verſchiedene andere Luſtbarkeiten, feyerliche Aufzüge und Gebräuche des Heydenthums ließen ſich durch ſein Verbot völlig aufheben. Wegen aller dieſer Bemühungen ſagte er einſt zu den Biſchöfen, ſo wie ſie Biſchöfe im Innern der Kirche wären, ſo wäre er von Gott zum Biſchof auſſerhalb derſelben beſtellt worden, um die Heyden in dieſelbe zu führen.

Er

Er hörte aber auch nie auf, für den äußerlichen Wohlſtand der chriſtlichen Kirche zu ſorgen. Seine Freygebigkeit gegen dieſelbe war ohne Grenzen: er ſchenckte ihr und ihren Lehrern liegende Gründe, Geld und eine ſehr große Menge Getreyde. Von dem leztern war inſonderheit ein beträchtlicher Theil zum Unterhalte der Armen, Witwen und Wayſen beſtimmt. Er glaubte die chriſtlichen Lehrer nicht zu viel ehren und erheben zu können. Wer ſeine Streitſache vor den weltlichen Richtern nicht führen wollte, dem erlaubte er dieſelbe an das Gericht der Biſchöfe zu bringen: und ihr Ausſpruch galt mehr als der übrigen Richter ihrer, ſo viel als die Entſcheidung des Kayſers ſelbſt; die Statthalter und Unterobrigkeiten waren auch angewieſen, denſelben zu vollziehen. Von dieſem erſten Grunde iſt die unermeßliche und fürchterliche Gerichtsbarkeit der Geiſtlichkeit in den folgenden Jahrhunderten empor geſtiegen: zwar, wie ſie vorgab, nur in geiſtlichen Angelegenheiten; aber mit einem Mißbrauche, der dieſe Grenzen weit überſchritt. Da die Obrigkeiten der Chriſten noch alle heydniſch waren, hatte freylich der Apoſtel Paulus mit Rechte verlangt, daß ſie ihre Händel unter einander ſelbſt beylegen, nicht bey dieſen Gerichten zu ihrer Beſchämung unterſuchen laſſen ſollten. Er hatte ſie aber doch nicht an die Lehrer allein verwieſen; ſondern jeder weiſe Chriſt ſollte dazu gewählt werden, ſeine ſtreitenden Brüder aus einander zu ſezen. Und wenn man das Recht ausnimmt, welches den Biſchöfen längſt war zugeſtanden worden, vom Conſtantin aber anſehnlich erweitert wurde, auf Kirchenverſammlungen ein entſcheidendes Urtheil über die Religionsſtreitigkeiten zu fällen: ſo hat es völlig das Anſehen, daß er ſie keineswegs zu ordentli-

chen Richtern über jede Art von Zwiſtigkeiten geſezt, ſondern nur erlaubt habe, daß ſich die Partheyen gemeinſchaftlich an ſie als Schiedsrichter wenden dürften. Ein gewiſſes Vertrauen zu den Biſchöfen, eine geſchwindere Abfertigung und geringere Koſten, haben vermuthlich dieſes Mittel ſchon vorher beliebt gemacht, ehe es noch durch ein Geſez beſtätigt wurde. Obgleich die Mönche und Nonnen zu Conſtantins Zeit noch nicht zum geiſtlichen Stande gerechnet wurden; ſo bezeigte er ihnen doch eine außerordentliche Ehrerbietung. Beynahe, ſagt Euſebius, betete er die höchſtheilige Geſellſchaft der Gott auf immer geweihten Jungfrauen an, indem er gewiß verſichert war, daß Gott in ihrem Herzen wohne. Wenn der Kayſer dieſe neu erfundene Heiligkeit ſo unmäßig bewunderte, ſo muß ſie in der Meinung des Volcks unbeſchreiblich groß geweſen ſeyn.

Seine Mutter Helena wetteiferte gleichſam mit ihm bis zum Aberglauben in allen ſolchen öffentlichen Beweiſen der Gottſeeligkeit. Conſtantin hatte ſie ſeit einiger Zeit zum Chriſtenthum bekehrt, und er verehrte ſie ungemein. Sie konnte ſich des kayſerlichen Schatzes nach ihrem Gefallen bedienen: davon machte ſie einen rühmlichen Gebrauch; um ganzen Städten, und unzähligen Armen Wohlthaten zu erweiſen; ſie befreyte auch viele Gefangene oder zu den Bergwercken verurtheilte, und ließ manche Verwiesne in ihr Vaterland zurück berufen. Wie ihr Sohn, beſchenckte ſie die Kirchen reichlich, und richtete neue auf. In ihrem hohen Alter reiſte ſie noch aus Trieben der Andacht ins gelobte Land. Dieſe Gewohnheit, Wallfahrten in diejenigen Gegenden anzuſtellen, wo Jeſus gelebt hat:

hatte, geſtorben und begraben worden war, kam eben um dieſe Zeit unter den Chriſten auf. Es war eine merckliche Ausartung ihrer Frömmigkeit, da ſie für dieſelbe Unterhalt an ſogenannten heiligen Oertern ſuchten, an Statt daß nach den Grundſäzen des Chriſtenthums der wahre Dienſt Gottes an keine beſondern Gegenden gebunden ſeyn ſollte. Helena verrichtete alſo ihr Gebet zu Bethlehem, und in der Nähe, wo ſie Spuren der Geſchichte Jeſu vor den Augen hatte. Dadurch wurde ihre Einbildungskraft ſo ſehr erhizt, daß ſie das Kreuz ſelbſt, an welches Jeſus war geheftet worden, zu verehren wünſchte. Man bekam, nachdem ſeit dreyhundert Jahren niemand daran gedacht hatte, gleichwohl Nachricht, wo es vergraben ſeyn müßte: ob dieſe Nachricht von Menſchen, oder durch göttliche Zeichen gekommen ſey, darüber ſind die Schriffſteller der ſpätern Zeiten uneinig; denn Euſebius, der Zeitgenoſſe der Kayſerinn, der ihre Reiſe ins gelobte Land beſchreibt, weiß nichts von dieſer in jeder Betrachtung unglaublichen Geſchichte. Kurz das Kreuz Jeſu wurde ausgegraben, und zeigte ſogleich ſeine Kräfte durch die Heilung einer tödtlich krancken Frau. Nun bewahrte man dieſes Holz heilig auf: der größere Theil blieb zu Jeruſalem; ein Stück aber von demſelben brachte die Kayſerinn ihrem Sohne, und zugleich einige von den Nägeln, mit welchen der Körper Jeſu an daſſelbe ſollte befeſtigt worden ſeyn; mit welchen leztern Conſtantin ſeinen Helm und den Zaum ſeines Pferdes beſchlagen ließ, vermuthlich um ſich gegen alle Gefahr in Schlachten zu beſchüzen. Solche Geſinnungen und Handlungen hießen damals Andacht: die ältern Chriſten würden ſie Tändeleyen und Spielwercke genannt

haben,

haben, welche nur dazu dienen, die Menſchen von der erhabnen geiſtichen Abſicht der Religion weit abzuführen, und innerhalb ihrer eignen Erfindungen einzuſchließen; wie es auch gar bald erfolgt iſt. Helena bauete an dem Orte der Geburt und der Himmelfahrt Jeſu zwo Kirchen, und Conſtantin ſchmückte dieſelben mit den prächtigſten Geſchencken aus. Sie wartete den Nonnen zu Jeruſalem, welche ſie zu einem Gaſtmahle eingeladen hatte, bey Tiſche auf. Man ſieht, daß Mutter und Sohn auf eine ähnliche Art den Ruhm der Frömmigkeit erlangt haben: ſie iſt ſogar nach ihrem Tode, welcher nicht lange nach dem Jahr 326 zuſezen iſt, mit dem Nahmen einer Heiligen belegt worden.

Um dieſe Zeit ſchränckte Conſtantin den ausſchweifenden Wucher durch eine Verordnung ein, indem er die Zinſen vom geliehenen Gelde auf zwölf von hundert herabſezte. Er hob auch die Mißbräuche auf, welche die Habſucht bey der Verſchreibung liegender Gründe zur Sicherheit der Schuld, eingeführt hatte: auch wenn die beſtimmte Friſt ſchon verfloſſen wäre, ſollte man berechtigt ſeyn, bey Bezahlung der Schuld ſein Pfand zurück zu fordern. Aber noch merckwürdiger iſt ſein Geſez vom Jahr 325, eines von denen, die ihm am meiſten Ehre machen. Er erlaubte darinne allen ſeinen Unterthanen, wenn ſie glauben ſollten, gegen irgend einen ſeiner Staats- und Hofbedienten, Räthe und Richter offenbar beweiſen zu können, daß er bey einer gewiſſen Gelegenheit nicht rechtſchaffen und gerecht gehandelt habe, unerſchrocken und ſicher zu ihm zu kommen, und ſich gerade an ihn zu wenden: er wolle ſelbſt alles anhören und

unterſuchen, und wenn die Mißhandlung bewieſen würde, ſich ſelbſt an demjenigen rächen, der ihn bis dahin durch eine verſtellte Redlichkeit betrogen habe; derjenige aber, der dieſes angegeben und erwieſen hätte, ſollte mit Würden und Geſchencken belohnt werden. Zugleich verſicherte er mit einem Eide, daß er dieſes Verſprechen erfüllen werde. Man müßte mit der Geſchichte der Fürſten wenig bekannt ſeyn, wenn man aus ſolchen feyerlichen Erklärungen allein ſchließen wollte, daß ſie die ſtrengſte Liebe zur Gerechtigkeit ſogar gegen ihre Großen und Vertrauten ausgeübt haben. Aber obgleich die vortrefflichen Geſinnungen, die in vielen ihrer Verordnungen herrſchen, oft nur zu gewiſſen Abſichten angenommen und vor der Welt ausgebreitet werden; ſo gereichen ſie ihnen doch überhaupt zum Ruhme, wenn ihre übrige Denckungsart die Hoffnung nicht ganz niederſchlägt, daß ſie wohl zuweilen nach jenen Geſinnungen handeln möchten.

Man kann hier vom **Conſtantin** noch mehr als allgemeine Vermuthungen beybringen. Die meiſten Schriftſteller tadeln ſeine zu große Nachſicht gegen Perſonen, auf welche er ſein Vertrauen geworfen hatte, und darunter viele deſſelben ſo wenig als der Bedienungen, die er ihnen ertheilt hatte, würdig waren. Sie mißbrauchten dieſe Gelindigkeit zu allerley Ausſchweifungen, die ſie in ſeinem Nahmen begiengen; beſonders aber zur Befriedigung ihrer unerſättlichen Geldbegierde. **Conſtantin** wußte dieſes; allein an Statt ſie zu beſtrafen, gab er ihnen bloß ſcharfe Verweiſe, und erinnerte ſie, vornemlich auch in den Reden, die er öfters in ſeinem Palaſte hielt, daß ſie dereinſt Gott dafür Rechenſchaft geben würden, wie ſie die Verwal-

waltung des Staats geführt hätten. Einen von ſeinen Vertrauten nahm er einſt bey der Hand, und fragte ihn, wie weit er denn ſeine Gierigkeit noch ausſtrecken würde? Darauf zeichnete er ihm mit einem Wurfſpieße, den er bey der Hand hatte, die Größe eines menſchlichen Körpers auf der Erde vor, und ſezte hinzu: „Wenn du gleich alle Reichthümer des Lebens, und ſogar die ganze Welt dir erworben hätteſt, ſo wirſt du doch nicht mehr als dieſes abgezeichnete Stück Erde mit nehmen, wo dir anders noch dieſes überlaſſen wird.„ Euſebius geſteht, daß der Kayſer durch alle dieſe Ermahnungen keinen ſeiner Großen gebeſſert habe: es würde auch ſehr unerwartet geweſen ſeyn, wenn er dieſe Abſicht erreicht hätte, da er es vergaß, daß er mehr thun könne, und mehr zu thun ſchuldig ſey, als bloß zu ermahnen, und ihnen alſo nicht furchtbar wurde. Dieſe zu weichen Maaßregeln giengen noch weiter: kein Verbrecher wurde am Leben geſtraft; die Statthalter der Provinzen hemmten den Lauf der Miſſethaten nicht, und die Regierung ward zulezt von dieſer Seite verächtlich. Zwar nennt man die übertriebene Gelindigkeit eines Fürſten, und ſein zu gefälliges Betragen gegen die Staatsbedienten, oft nur eine gutherzige Schwachheit; ſie wird aber meiſtentheils eine der ſchädlichſten und ſchimpflichſten. Beym Conſtantin zeigten ſie deſto mehr Mangel an Stärcke des Geiſtes an, da eben dieſer Kayſer, der, wenn ihn die Stimme der Gerechtigkeit aufforderte, eine unzeitige Nachſicht ausübte, in der Hitze der Leidenſchaften oft bis zur Unmenſchlichkeit grauſam war. Vielleicht fühlte er dieſe ſeine Schwachheit, indem er die oben gedachte Verordnung herausgab; es ſcheint aber nicht, daß ſie große Früchte getragen habe,

 wenn

wenn der Kayſer auch würcklich durch dieſelbe geſucht haben ſollte, ſich ſelbſt zu überwinden. Einige Zeit nach derſelben ließ er eine andere ähnliche ergehen, durch welche die Frechheit mancher Unterobrigkeiten und ihrer Bedienten im Zaum gehalten werden ſollte. Er drohte darinne den leztern die Todesſtrafe, wenn ſie in ihren Gelderpreſſungen fortfahren würden, und befohl, daß nicht nur der Zugang zu den Richtern, ſondern auch, wenn man bey ihnen keine Genugthuung finden könnte, zu den Statthaltern und zu den Oberſten der Leibwache jedermann freyſtehen ſollte, damit er ſelbſt, von dieſen unterrichtet, im Stande ſey, die Gerechtigkeit zu verwalten. So verordnete er auch zu einer andern Zeit, daß, wenn eine gerichtliche Rechtsſache durch Schuld des Richters zu lange aufgehalten würde, die Parthey, welche darunter gelitten hätte, von dem Vermögen des Richters ſchadloß gehalten werden ſollte. Man erzählt nicht, wie dieſe und andere Geſeze beobachtet worden ſind: und doch ſollte man uns in dem Leben eines Fürſten nicht bloß die weiſen Geſeze melden, die er gegeben hat; ſondern hauptſächlich auch, wie viel er zur ſtrengen und beſtändigen Erfüllung derſelben beygetragen habe: denn dadurch wird erſt der Ruhm des Geſezgebers vollkommen. Eines von den Mitteln, (dieſes verdient noch hinzu geſezt zu werden,) durch welches man das Vertrauen Conſtantins beſonders gewann, war der Schein des Eifers für die chriſtliche Religion und für ihn ſelbſt: viele haben ihn daher durch eine verſtellte Gottſeeligkeit hintergangen. Bey dem allen rühmt ihn ein Geſchichtſchreiber ſeines Wercks, Lampridius, in der Zuſchrift an ihn, wenigſtens doch darüber, daß er den Verſchnittenen an ſeinem Hofe nicht ſo

viele

viele Gewalt eingeräumt habe, als ſie an den morgenländiſchen Höfen beſaßen, und daß ſie von ihm nur zu den geringern Dienſten, die ihnen eigentlich angemeſſen waren, gebraucht worden ſind.

Unterdeſſen hatte Conſtantin bald nach dem Jahr 325, vielleicht um das Jahr 328, das größte ſeiner Wercke, die Erbauung einer der ſchönſten Städte, die noch ſeinen Nahmen führt, angefangen, um dahin den Sitz ſeiner Regierung zu verlegen. Rom war in jeder Betrachtung ein ſo würdiger Aufenthalt für die Kayſer, daß man die Begierde nicht zurück halten kann, die Urſachen dieſes Entſchluſſes zu erfahren. Wenn man dem Zoſimus glauben will, ſo ſind ſie bloß in dem faſt allgemeinen Haſſe der Römer gegen ihn, und in den Verwünſchungen zu ſuchen, mit welchen ſie ihn wegen ſeiner Anſtalten wider das Heydenthum, deſſen Gebräuche er auch bey feyerlichen Gelegenheiten zu Rom verſpottete, überhäufften: dieſen übeln Geſinnungen auszuweichen, ſuchte er ſich einen andern Wohnplatz aus. Es iſt in der That ſehr glaublich, daß die Römer, welche noch größtentheils der Abgötterey zugethan blieben, einen ſtarcken Widerwillen gegen den Kayſer gefaßt, und nach ihrer gewohnten Freyheit denſelben öffentlich geäußert haben mögen. Er ſelbſt verweilte ſeit ſo vielen Jahren, da er Herr von dieſer Hauptſtadt geworden war, ſehr ſelten und nur auf eine kurze Zeit, in derſelben. Nicht nur die eben gedachte Abneigung der Einwohner gegen ihn; ſondern auch vielleicht der Verdruß, den ihm ihre hartnäckige Standhaftigkeit bey dem heydniſchen Aberglauben verurſachte, können etwas dazu beygetragen haben. Allein daraus ſcheint noch nicht zu folgen, daß dieſes die ein-

zige oder die vornehmſte Urſache geweſen ſey, warum er ſich gänzlich von Rom entfernt habe, das ihm durch ſo viele andere Vorzüge gefallen konnte.

Eine andere Urſache hat allem Anſehen nach bey dieſer Entſchließung Conſtantins eben ſo viel, wo nicht mehr gethan: die Beſchüzung des Reichs in den morgenländiſchen Gegenden. In den Abendländern hatte daſſelbe Feinde genug vor ſich; aber bisher keine der fürchterlichſten; ſie waren auch immer glücklich zurückgeſchlagen worden, und der Rhein, die Donau, die Alpen ſelbſt, gaben mit ſo vielen Beſazungen und Lägern an den Grenzen eine hinlängliche Vormauer des Reichs ab. Die morgenländiſchen Provinzen des Reichs hingegen waren ſeit langer Zeit, oft zu ihrer äußerſten Verwüſtung, den Anfällen der Perſer ausgeſezt; dieſes tapfere Volck fieng ſogar an durch ſeine Kriegszucht eine gewiſſe Ueberlegenheit über die Römer zu behaupten. Auch die Gothen und andere Völcker, die man barbariſch nannte, erforderten wegen ihrer Streifereyen in dieſen Gegenden die wachſamſte Aufſicht. Bey dieſer Gefahr war es nöthig, oder doch ſehr nüzlich, daß ſich die Kayſer in der Nähe dieſer Länder aufhielten, und Conſtantin hatte hierinne ſchon gewiſſermaaßen ein Beyſpiel am Diocletian vor ſich, der ſich in dieſer Abſicht nach Nicomedien gewandt hatte.

Daß auch der Ehrgeiz und die Begierde, in kurzer Zeit eine Stadt ſeines Nahmens aufzuführen, die Rom an Größe und Pracht an die Seite geſezt werden könnte, auf das Vorhaben des Kayſers einen ſtarcken Einfluß gehabt habe, iſt eine Verſicherung des **Eutropius**, auf die man aber

von ſelbſt fallen könnte. Ein neuerer Schriftſteller nennt dieſes zwar einen Gedancken, welcher der wahren Größe der Seele, die das Chriſtenthum einflößt, nicht würdig ſey: er iſt daher auch eben nicht geneigt, dieſen Bewegungsgrund zu glauben. Doch zu geſchweigen, daß Conſtantin mit dem Bekenntniſſe des Chriſtenthums nicht auch alle erhabene Tugenden deſſelben vereinigt, und daß er einen ſehr ausgebreiteten Ruhm gewiß mit allem Eifer geſucht hat; ſo ſieht man auch nicht, warum ein Fürſt, ohne die Hoheit der chriſtlichen Denckungsart zu verleugnen, nicht als Fürſt betrachtet, einen Theil ſeiner Ehre darinne ſezen dürfte, ein Denckmal aufgerichtet zu haben, welches zur öffentlichen Zierde und Bequemlichkeit, ſelbſt zur Sicherheit des Reichs etwas beytragen kann. Conſtantin hat vermuthlich noch andere Gründe gehabt, ſeinen Siz außerhalb Rom zu wählen: vielleicht die Eiferſucht gegen das noch übrige Anſehen des Römiſchen Senats, oder den Trieb zu einer angenehmen und großen Beſchäftigung während der Ruhe, die ſeine Regierung genoß; allein die Geſchichte gedenckt nichts von dieſem allem. Eben ſo unerweislich dürfte die Muthmaaßung ſeyn, daß der Kayſer die heiße und trockene Gegend um Rom nicht habe vertragen können und ſich daher unter einen gemäßigtern Himmelsſtrich gewandt habe.

Zuerſt wollte er ſeine neue Hauptſtadt an der Seeküſte von Aſien, zwiſchen Troas und dem alten Ilium erbauen: vielleicht um ein neues Rom in derjenigen Gegend aufzurichten, aus welcher ehemals nach der gemeinen Sage die Stifter des Römiſchen Volcks nach Italien gekommen waren. Er hatte aber kaum die Mauern und Thore zu

Stande gebracht, als er dieſe Unternehmung liegen ließ: nicht ſowohl, weil ihn eine göttliche Offenbarung und Wunderzeichen, wie verſchiedene Schriftſteller erzählen, und er ſelbſt bemerckt zu haben glaubte; an einen andern Ort leiteten; als vielmehr, welches ungleich natürlicher und erweislicher iſt, weil dieſer Ort die vortheilhafteſte, reizendeſte Lage hatte, die Conſtantin in ſeinem ganzen Gebiete finden konnte. Byzantium fiel ihm in die Augen, eine alte und berühmte Stadt an der Meerenge, welche Europa und Aſien von einander ſcheidet, oder auf einem Vorgebürge an dem Ausfluß des jezt ſo genannten ſchwarzen Meeres in das Meer von Marmora, (nach den Benennungen der Alten aber am Boſporus Thracius, durch welchen ſich der Pontus Euxinus in den Propontis ergießt.) Indem ſie an zwey Meeren, mitten zwiſchen Europa und Aſien, auf einem ſehr fruchtbaren Boden, mit den vortrefflichſten Bequemlichkeiten der Schiffahrt und Handlung verſehen, ſehr anmuthig gelegen, überaus bevölckert, reich und feſt war, hatte ſie gleichſam alle Anſprüche beyſammen, um wenigſtens neben Rom eine Hauptſtadt der den Römern unterworfenen Welt abzugeben. Dazu beſtimmte ſie auch Conſtantin, der ſie ehemals während ſeiner Kriege noch nicht ſo aufmerckſam betrachtet hatte.

Er erweiterte alſo dieſe Stadt ſo anſehnlich, daß die neue Mauer, welche er aufführte, von einem Meere zum andern gieng. Philoſtorgius erzählt, der Umfang, welchen er zu dieſer Mauer ſelbſt abgezeichnet habe, ſey ſo außerordentlich groß geweſen, daß einer von ſeiner Begleitung ihn gefragt habe, wie weit er noch immer fortgehen wolle?

Darauf habe der Kayſer geantwortet: So weit bis derjenige, welcher vor mir hergeht, ſtille ſtehen wird; und daraus habe man geſchloſſen, daß er hierbey alles auf göttlichen Antrieb gethan habe. Wenn die Nachricht wahr iſt, ſo beſtätigt ſie die zur Beurtheilung vieler Begebenheiten, beſonders ſolcher, die voll vom Wunderbaren ſind, nützliche Anmerckung, daß, wo ausnehmendes und langes Glück die Unternehmungen eines Mannes befördert hat, ſeine Zeitgenoſſen leicht, und oft auf ſeine eigene Veranlaſſung, die Meinung angenommen haben, er ſtehe unter einer unmittelbaren und ſtets mercklichen Anleitung des Himmels. Genug, Conſtantin vergrößerte und verſchönerte Byzantium mit ſo vielem Eifer, daß es in kurzem mit Rom verglichen werden konnte. Ein kayſerlicher Palaſt, der nicht viel geringer als der Römiſche war, ein Capitolium, öffentliche Gebäude zu Schauſpielen und Bequemlichkeiten aller Art, und was die Stadt nur ausſchmücken konnte, wurde reichlich daſelbſt angebracht. Um ſie Rom deſto ähnlicher zu machen, ward ſie ebenfals in vierzehn Bezircke abgetheilt, und es wurden ſieben Hügel in ihren Umfang gezogen. Aus vielen andern Städten, und aus Rom ſelbſt, wurden die trefflichſten Bildſäulen, und andere Wercke der Kunſt, zum Theil auch aus den heydniſchen Tempeln genommen, um daſelbſt aufgeſtellt zu werden. Conſtantin aber eilte ſo ſehr mit der Ausbauung der Stadt, daß dadurch die Dauerhaftigkeit mancher Gebäude litte: wie er denn auch bey einer andern Gelegenheit an ſeine Statthalter den Befehl ergehen ließ, ſie ſollten ihm nicht melden, daß ſie öffentliche Gebäude angefangen, ſondern daß ſie dieſelben vollendet hätten. Es fehlte ihm endlich ſogar

gar an Baumeiſtern; eines von den Kennzeichen, daß die Künſte damals ſchon in Verfall gerathen waren: daher munterte er die jungen Africaner auf, ſich der Baukunſt zu ergeben. Er ließ dieſe neue Stadt ſchon im Jahr 330 einweihen, obgleich erſt einige Jahre ſpäter alles, was zu derſelben gehörte, zu Stande kam. Nach ſeinem Befehl ſollte ſie Neu Rom heißen; allein ſie hat gleichwohl von ihrem Stifter bis auf unſere Zeiten den Nahmen Conſtantinopel behalten, den er ihr ſelbſt zuweilen beylegte.

Seine nächſte Sorge war, ihr Einwohner genug zu verſchaffen. Er ſchenckte in dieſer Abſicht verſchiedenen vornehmen Geſchlechtern aus Rom und aus den Provinzen große Gebäude daſelbſt, in denen ſie ſich niederließen. Geringere lockte er durch ähnliche Schenckungen an Geld und Ländereyen herbey. Er verordnete ſogar, durch einen ungerechten Zwang, kein Beſizer von Landgütern in den benachbarten Landſchaften ſollte berechtigt ſeyn dieſelben ſeinen Erben zu hinterlaſſen, oder ſonſt eine Verfügung darüber zu treffen, wenn er nicht ein Haus zu Conſtantinopel hätte. Dem Volcke in dieſer Hauptſtadt ließ er an gewiſſen Tagen Brodt, Fleiſch, und andere Lebensmittel austheilen, damit es leichter leben, und deſto mehr bauen könnte. Er beförderte die Handlung und Zufuhr in dieſe Stadt durch allerhand Freyheiten. Selbſt über den Todt hinaus gab er ihren Einwohnern, beſonders den Armen, Erleichterung, indem er eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft von Leuten errichtete, welche die Leichen ohne Entgeld zur Erde beſtatteten.

Dazu

Dazu kamen noch viele Vorzüge und Rechte, die er Conſtantinopel ertheilte. Er machte es zur Hauptſtadt von dem morgenländiſchen Theile des Reichs und einigen europäiſchen Provinzen, auch zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte, ſezte einen Senat und andere große Würden, wie zu Rom, dahin, und gab der Stadt das italiäniſche Recht, welches mit beſondern Freyheiten verknüpft war. Noch bey ſeinem Leben ward ſie ſo blühend als er es nur wünſchen konnte: und hundert Jahre nach ſeinem Tode übertraf ſie Rom an Reichthum und Menge der Einwohner. Dieſe leztere fiel ihr endlich ſelbſt zur Laſt; indem ſie den unermeßlichen Platz, den ſie brauchte, bis in das Meer hinein ſuchen mußte; zugleich wurden die Provinzen an Lebensmitteln für dieſelbe erſchöpft, da ehemals Byzantium vielmehr die umliegenden Gegenden damit verſorgt hatte. Vielleicht überſchritt **Conſtantins** Liebe zu ſeinem Wercke bereits die Grenzen der Staatsklugheit: denn Conſtantinopel hatte neben den Schönheiten der größten und berühmteſten Städten aller Zeiten, auch die nachtheiligen Eigenſchaften für den Staat an ſich, welche dieſe meiſtentheils in Anſehung der Bevölckerung, der Geſundheit, des leichtern Unterhalts und der Sitten geäußert haben.

Aber der wichtigſte Vorzug, den **Conſtantin** ſeiner neuen Hauptſtadt zu geben gedachte, war dieſer, daß ſie zugleich ein Sitz des Chriſtenthums ſeyn ſollte. Er hob die Uebung der heydniſchen Religion daſelbſt auf, und verwandelte die vorhandenen Tempel in chriſtliche Kirchen, bauete von dieſen leztern mehrere neue und prächtige auf, und weihte die Stadt dem Gott der Märtyrer. Man

ſahe

ſahe daher auch daſelbſt an öffentlichen Plätzen die Bildſäulen des Conſtantin und der Helena mit dem Kreuze in der Hand; ſo wie er dieſes auch in dem ſchönſten Gemach ſeines Palaſtes in Gold und Edelgeſteinen an der Decke abbilden ließ. Ueber einer porphyrnen Säule richtete er öffentlich ſeine Bildſäule mit einer Inſchrift auf, durch welche er die Stadt dem Erlöſer der Welt empfol: und in dieſe Bildſäule ſoll er ein Stück von dem Kreuze, welches ſeine Mutter zu Jeruſalem gefunden haben wollte, gelegt haben; eine Meinung, welche zu vielen abergläubiſchen Gebräuchen des Volcks bey dieſer Bildſäule Gelegenheit gab. Wenn alſo Zoſimus verſichert, Conſtantin habe zween Tempel gebauet, und in den einen derſelben die Bildſäule der Göttin Cybele, in der andern das Bild der Glücksgöttinn geſezt: ſo widerſpricht zwar dieſes nicht bloß den Nachrichten der chriſtlichen Geſchichtſchreiber, ſondern auch ſeinen eigenen von der Verachtung, welche der Kayſer gegen den Götzendienſt ſeit langer Zeit bezeigte; allein da Conſtantin, wie oben gemeldet worden iſt, die Denckmäler der heydniſchen Religion zur Zierde der Stadt in vielen Gegenden vertheilte, ſo ſcheint auch dieſer Umſtand ſeine Erläuterung daraus zu erhalten.

Alle neuere Schriftſteller beſchuldigten ſonſt den Kayſer, daß er durch die Verlegung des kayſerlichen Sitzes nach Conſtantinopel, den Untergang des abendländiſchen Reichs verurſacht habe, das hauptſächlich deswegen, ohngefehr hundert und funfzig Jahre nach ſeinem Tode, ein Raub der Barbaren geworden ſey, weil ſeine Nachfolger ſo weit von Rom und von den Abendländern überhaupt entfernt geweſen wären, daß dieſelben ohne

Leben,

leben, Kraft und Unterſtüzung hätten bleiben müſſen. Dieſes alte Vorurtheil iſt nunmehr größtentheils gefallen. Man hat erkannt, daß nicht die Entlegenheit Conſtantinopels von Rom, ſondern die Ungeſchicklichkeit der Kayſer in beyden Reichen, der Verfall der Kriegszucht, die Treuloſigkeit der Staatsbedienten und Feldherren, und andere Urſachen das Unglück des abendländiſchen Reichs geworden ſind. Mit deſto mehr Wahrſcheinlichkeit kann man behaupten, daß die morgenländiſchen Provinzen des Römiſchen Reichs um viele hundert Jahre früher in die Gewalt der Feinde deſſelben gerathen ſeyn würden, wenn nicht die griechiſchen Kayſer zu Conſtantinopel ſelbſt durch die Lage dieſer Stadt in den Stand geſezt worden wären, von Zeit zu Zeit ſich zu ermannen, und einen nachdrücklichern Widerſtand zu leiſten. Eben dieſe Hauptſtadt hat noch eine andere wichtige Folge nach ſich gezogen, die ſchwerlich in Conſtantins Entwurf gehörte. Sie ſezte dem Biſchof von Rom, dem anſehnlichſten und ehrgeizigſten, den es unter den Chriſten gab, einen andern entgegen, der auf gleiche Hoheit und Ehre Anſpruch machte, und, von den griechiſchen Kayſern unterſtüzt, die Herrſchbegierde des erſtern einigermaaßen einſchränckte. Aber die Eiferſucht und die Streitigkeiten dieſer beyden Biſchöfe mit einander, ſind endlich auch, durch die Erbitterung, welche ſie zwiſchen den abendländiſchen und morgenländiſchen Chriſten hervorbrachten, eine Urſache von dem Umſturze des griechiſchen Kayſerthums geworden.

In der Staatsverfaſſung des Reichs nahm Conſtantin eine noch wichtigere Veränderung vor, als die Erbauung von Conſtantinopel war. Bisher

her war die vornehmſte bürgerliche und kriegeriſche Verwaltung deſſelben, nach dem Kayſer, zwiſchen zwo, zuweilen auch drey Perſonen getheilt, welche von ihrem erſten Urſprunge Befehlshaber der Leibwache (praefecti praetorio) hießen; im Grunde aber die beyden oberſten Staatsbedienten und Feldherren des Reichs vorſtellten. Ihre Gewalt war ſehr groß geweſen; oft zu gefährlich für die kayſerliche ſelbſt. Daher beſtellte Conſtantin ſtatt zween, vier Staatsbediente dieſes Nahmens, die von Italien, Gallien, Illyricum und den Morgenländern den Zunahmen bekamen. Es wurde nemlich einem jeden unter ihnen eine Anzahl von Bezircken, (dioeceſes) deren zuſammen vierzehn waren, angewieſen; dieſe hatten wieder ihre beſondern Statthalter, (vicarii) und wurden in hundert und zwanzig Provinzen abgetheilt, welche von gewiſſen Vorſtehern (praeſides, proconſules) regiert wurden. So hatte der Präfectus Prätorio der Morgenländer fünf Bezircke unter ſich, zu welchen neun und vierzig Provinzen gehörten, nemlich was jezt Romanien und ein Theil der Bulgarey heißt, alle Römiſche Beſizungen in Aſien, und Egypten, nebſt Cypern, und einigen andern Inſeln. Zugleich nahm Conſtantin dieſen vier Oberſtatthaltern alle Aufſicht über die Soldaten, die er beſondern Befehlshabern (magiſtri militum) übergab, von welchen einer über die Reiterey, der andere über das Fußvolck geſezt wurde. Noch über die Oberſtatthalter erhob Conſtantin die neue Würde der Patricier, die nach ihm den zweyten Rang im Reiche, als ſeine vertrauteſten Räthe bekamen. Ueberhaupt brachte er manche ſolche Ehrennahmen auf, damit er deſto mehrern einen anſehnlichen Vorzug verſchaffen könnte. Die Herren

in dem Gefolge der Kayſer, die große Aemter bekleideten, und ihre beſtändigen Räthe waren, hieſſen ſchon lange ihre Gefährten oder Begleiter, (comites) welches Wort man nachmals in einer wenig veränderten Bedeutung durch Grafen überſezt hat. Unter dem Conſtantin aber kam dieſe Würde zu einem weit ausnehmendern Glanze, und diejenigen, welche ſie führten, wurden in drey Claſſen abgetheilt. Andere Ehrentitel (nobiliſſimus, perfectiſſimus) gab er theils ſeinen nächſten Anverwandten, theils vielen, die ſeine Gewogenheit erlangt hatten.

Mit den meiſten dieſer Anſtalten Conſtantins ist Zoſimus, als mit unnöthigen Neuerungen, die den Staat in Verwirrung geſezt hätten, übel zufrieden; aber er behauptet auch, daß die Trennung der bürgerlichen und kriegeriſchen Gewalt bey den Oberſtatthaltern, ſchlimme Folgen im Frieden und im Kriege gehabt habe. So lange dieſe, ſagt er, durch ihre Unterbefehlshaber die Soldaten regiert, und im ganzen Reiche die Steuern hätten einnehmen laſſen, von welchen denſelben der Sold bezahlt würde: ſo lange wären die Soldaten gehorſam geweſen, weil ſie von ihnen durch Entziehung des Soldes und des Proviant hätten beſtraft werden können. Nachdem aber dieſe Austheilung und die Aufſicht über die Kriegszucht von einander abgeſondert worden wären, hätten die Soldaten angefangen nach ihrem Gefallen zu leben: nicht zu gedenken, daß ein großer Theil der für die Soldaten beſtimmten Lebensmittel von den gewinnſüchtigen Aufſehern weggenommen worden ſey.

Es würde hart ſeyn, dieſen Tadel eines eben nicht ſehr ſpäten Geſchichtſchreibers, der auch Gründe

Gründe von demſelben angiebt, ſchlechterdings ungerecht zu nennen. Aber gleichwohl muß man ſich verwundern, daß Zoſimus hierbey nur zu tadeln gewußt, und daß er es auf dieſe Art gethan hat. Der Verfall der Kriegszucht unter den Römiſchen Soldaten hatte weit früher angefangen; er iſt auch durch weit andere Urſachen befördert worden, als durch dieſe vom Conſtantin getroffene Veränderung. Wenn dieſe auch etwas dazu beygetragen haben ſollte; ſo bleibt es doch immer unwahrſcheinlich, daß die Soldaten, die nun ihre eigenthümliche Aufſeher hatten, nicht mit gleichem Nachdruck, wie vorher, durch Entziehung ihrer Bedürfniſſe hätten beſtraft werden können. Am wenigſten hätte ein unpartheyiſcher und pragmatiſcher Schriftſteller von der andern Seite die großen Urſachen der Staatsklugheit vergeſſen ſollen, denen Conſtantin allem Anſehen nach bey der oft gedachten Veränderung gefolgt iſt. Eines der weitläuftigſten Reiche der Welt durch vier Staatsbediente von gleicher Gewalt weit ſicherer für die Ruhe deſſelben und für das kayſerliche Anſehen zu beherrſchen, als es durch Mitgenoſſen der Regierung und mehrere Reichsgehülfen, (wie zur Zeit ſeiner nächſten Vorgänger,) geſchehen konnte; über dieſes aber eine fürchterliche Macht zu ſchwächen, in deren gemeinſchaftlichem Beſize zween Große waren, die ſchon oft ihren vielbedeutenden Einfluß über die Kriegsheere zum Unglück der Kayſer gemißbraucht hatten, und die ſelbſt in der bürgerlichen Staatsverwaltung mit einer nicht geringern Gewalt bekleidet waren: dieſe Abſichten waren wohl würdig von Conſtantin ausgeführt zu werden, wenn gleich das Mittel, welches er dazu gebrauchte, einigen Unbequemlichkeiten unterworfen war. Dieſe fallen wenigſtens nicht ſo

deut=

deutlich in die Augen, als das Nachtheilige der ehemaligen Einrichtung.

Noch ſchlimmer iſt die Beſchuldigung, welche Zoſimus gegen ihn vorbringt, daß er den barbariſchen Vöckern einen freyen Eingang in das Römiſche Reich geöffnet habe. Diocletianus, ſagt er, hätte für die Sicherheit deſſelben vollkommen geſorgt, indem er alle Soldaten in die Städte und Feſtungen an den Grenzen geworfen hätte; wodurch es den Barbaren unmöglich geworden ſey, auf irgend einer Seite einzudringen. Conſtantin hingegen habe die meiſten Soldaten aus den Beſazungen der Grenzpläze zurückgezogen, und in Städte verlegt, welche ihrer nicht bedurften; dieſe wären dadurch ſehr beſchwert, und verſchiedene derſelben ganz entvölckert worden; die Soldaten aber hätte er auf dieſe Art durch Schauſpiele und Ueppigkeit, an welche ſie ſich gewöhnten, weichlich gemacht. Es iſt wahr, daß Aurelius Victor beynahe das Gegentheil vom Conſtantin meldet, indem er ihn an vielen wohlgelegenen Orten Feſtungen und Schlöſſer anlegen läßt. Man ſezt hinzu, daß auch bald nach Conſtantins Zeiten ausdrücklich Soldaten zur Vertheidigung der Grenzen in der Geſchichte vorkommen, und daß er alſo gewiß die Grenzen nicht völlig entblößt habe. Allein dieſes leztere ſagt auch Zoſimus nicht, und die Nachricht des Victor könnte immer noch mit ſeiner vereinigt werden. Weit zweifelhafter wird dieſes Vorgeben, wenn man die bekannte Staatsklugheit des Kayſers betrachtet, die eines ſolchen Fehlers bey der Beſchüzung des Reichs kaum fähig geweſen zu ſeyn ſcheinet. Unterdeſſen da kein anderer Schriftſteller dieſer Zeiten eine beſtimmte Erläute-

rung darüber giebt: ſo könnte Zoſimus doch in ſo ferne Glauben verdienen, daß Conſtantin die Beſazungen in den Grenzfeſtungen mercklich vermindert habe. Vielleicht geſchah es, damit er durch dieſe Kriegsvölcker ſeine vielen noch übrigen heydniſchen Unterthanen, die ihm ſchwerlich alle günſtig waren, deſto beſſer im Zaum halten könnte. Von dem Geſchichtſchreiber hätte man erwartet, daß er die Abſicht oder den Vorwand des Kayſers bey dieſen Maaßregeln angezeigt haben würde. Was er noch von dem Schaden hinzufügt, der aus der Verlegung der Soldaten in das Innere des Reichs entſtanden ſeyn ſoll, kann auch nicht hinlänglich widerlegt werden. Will man etwan muthmaaßen, daß die Ausartung der Soldaten eben ſowohl durch die Schuld ihrer Befehlshaber erfolgt ſeyn könnte, als durch dieſe Anſtalten Conſtantins; oder will man ſich auf die Geſeze berufen, durch welche er die Kriegszucht aufrecht zu erhalten geſucht hat: ſo ſind dieſes nur Entſchuldigungen von einiger Wahrſcheinlichkeit, aber kein Beweis.

Zu dieſem allem ſezt eben derſelbe Geſchichtſchreiber noch eine ſchimpfliche Abbildung von Conſtantins Härte gegen ſeine Unterthanen. Der Kayſer, ſagt er, verſchwendete den Betrag der Steuern, die er mit großer Schärfe einforderte, durch eine übel angebrachte Freygebigkeit an unwürdige Perſonen. „Er legte auch, fährt Zoſimus fort, allen Handelsleuten im ganzen Reiche, die ſchlechteſten nicht ausgenommen, eine Steuer an Gold und Silber auf: nicht einmal die armſeeligen Weibsperſonen, die ein Gewerbe mit Unzucht trieben, waren davon ausgeſchloſſen. Wenn alſo das vierte Jahr heran kam, da dieſe Steuer immer

bezahlt

bezahlt werden mußte, ſahe man in allen Städten nichts als Weinen; und wenn es da war, ſahe man Geiſſeln und Martern, mit welchen diejenigen belegt wurden, welche wegen ihrer äußerſten Armuth einen ſolchen Schaden nicht ertragen konnten. Selbſt die Mütter verkauften ihre Kinder, und die Väter gaben ihre Töchter zur Unzucht hin: von dem Gewinne, den dieſe dadurch erwarben, mußten ſie den Einnehmern des Chryſargyrum (ſo hieß dieſe Steuer,) das Geld bezahlen. Da er aber auch für begüterte Männer ein Ungemach ausſinnen wollte, gab er einem jeden derſelben die Würde eines Prätor, und unter dem Vorwande dieſer Ehre forderte er eine große Summe Geldes von ihm. Man ſahe daher, wenn diejenigen, welche dazu beſtellt waren, in die Städte kamen, daß jedermann flüchtete, und zu den Ausländern eilte, aus Furcht, er möchte dieſe Würde mit dem Verluſte ſeines Vermögens erhalten. Er hatte ein Verzeichniß von den Gütern der Reichſten: dieſen legte er eine Steuer auf, welche er Follis nannte. Durch dergleichen Geldſteuern zehrte er die Städte aus. Denn da die Einforderung derſelben noch lange nach Conſtantins Zeiten fortdauerte, wurden nach und nach die Reichthümer der Städte erſchöpft, und viele derſelben verloren daher ihre Einwohner.„

Auch dieſe Nachricht des Zoſimus wird von keinem andern Geſchichtſchreiber beſtätigt; wenn gleich Aurelius Victor überhaupt der unmäßigen Verſchwendung des Kyaſers gedenckt. Andere Zeugniſſe ſcheinen ſie ſogar über den Haufen zu werfen. Euſebius ſchreibt, Conſtantin habe den Beſizern von liegenden Gründen den vierten

 Theil

Theil der Steuer, welche ſie jährlich davon bezahlten, erlaſſen: und dieſe Wohlthat ſey auch ihren Kindern und Nachkommen durch ein Geſez auf immer beſtätigt worden. Da auch einige unter ihnen ſich beſchwert hätten, daß ihre Beſizungen von den vorigen Kayſern mit zu harten Steuern belegt worden wären, habe er durch beſonders dazu verordnete Perſonen eine durchgängig gleiche und billige Einrichtung dabey treffen laſſen. Er habe ſogar, wenn er zwiſchen zween Klagführenden ein Urtheil gefällt hätte, demjenigen, der ſeine Sache verlor, Güter oder Geld geſchenckt; nur damit ſie beyde von dem Gehöre, das ſie bey ihm hatten, vergnügt zurück kehren möchten. Ein ſolcher Fürſt, wird man dencken, kann unmöglich die ſchändlichen Gelderpreſſungen begangen haben, die man ihm beymißt. Allein man iſt auch ſchuldig, noch überdieß dabey zu dencken, daß der Schriftſteller, deſſen rühmliche Erzählung angeführt worden iſt, den Vorſaz gehabt habe, alles am Conſtantin zu loben; daß ſeine Nachricht gar wohl richtig ſeyn könne, ohne es unglaublich zu machen, daß der Kayſer durch eben die außerordentliche Freygebigkeit, welche Euſebius ſelbſt geſteht, in ſeinen ſpätern Jahren möchte gezwungen worden ſeyn, neue Mittel um Geld zu ſammeln aufzubringen, oder die alten ſchärfer zu gebrauchen; endlich, daß ſeine Staatsbedienten und Einnehmer den Unterthanen unter der Regierung eines Fürſten, der ſo viele Nachſicht gegen ſeine Großen bezeigte, wider ſeine Abſicht unmenſchlich haben begegnen können. Einen Theil dieſer Betrachtungen und andere ähnliche kann man auch bey den Geſezen anſtellen, durch welche er ſo viele Gelindigkeit in Anſehung der einzufordernden Steuern und derer, welche ſie ſchuldig blieben, vorſchrieb.

ſchrieb. Am wenigſten aber hat dasjenige zu bedeuten, was Evagrius gegen dieſe Erzählung des Zoſimus erinnert. Dieſer unzuverläßige Schriftſteller ſucht ſie zu widerlegen; und weiß doch, nachdem er einige Schimpfwörter ausgeſtoßen hat, nichts weiter vorzubringen als dieſes, es ſey unglaublich, daß eben der Kayſer, welcher Conſtantinopel mit ſo vieler Pracht gebauet habe, gegen die Einwohner dieſer Stadt und gegen die Soldaten überhaupt ſo freygebig geweſen ſey, einen ſo niederträchtigen Geiz ausgeübt haben ſollte. An Statt ſolcher Vermuthungen, auf die wir tauſend Jahre nach dem Evagrius eben ſo leicht als er fallen können, hätte er ſeinen Beweis aus der Geſchichte und den Geſezen der Kayſer führen ſollen.

In der That wenn man dieſe, ſo viel es jezt noch möglich iſt, zu Rathe zieht, ſo findet man, daß Zoſimus nicht alle Genauigkeit beobachtet hat, die man von einem Schriftſteller dieſer Zeiten erwarten könnte. Er unterſcheidet das Chryſargyrum oder die Steuer, welche alle Arten von Handelsleuten erlegen mußten, nicht von der Abgabe, die den öffentlichen unzüchtigen Perſonen auferlegt war, und er macht den Conſtantin zum Urheber von beyden, da ſie doch lange vor ſeinen Zeiten eingeführt worden waren. Jenes entſtand aus den freywilligen Geſchencken der Provinzen an die Kayſer, wenn ſie zehn Jahre ihrer Regierung zurückgelegt hatten; die Kayſer aber verwandelten dieſelben in eine Auflage, die jede fünf Jahre abgetragen werden mußte. Conſtantin hat ſie vielleicht vermehrt, und auf jede vier Jahre herabgeſezt. Der Vorwurf wegen der andern abſcheulichen

Steuer trifft ihn auch nur ſo weit, daß er ſie nicht aufgehoben hat. Ohne zu ſagen, daß Zoſimus aus Haß gegen den Kayſer ſeine Beſchuldigung erſonnen habe; kann man wohl behaupten, daß er den ſcheinbaren und halb wahren Grund, den er zu derſelben fand, nicht viel unterſucht habe, nachdem er ſich einmal einen unrühmlichen Begriff von dieſem Fürſten gemacht hatte. Selbſt einige Ausdrücke in ſeiner Erzählung, auch die gleich vorhergehende ſehr gezwungene und gehäßige Deutung einer vermeinten Sibylliniſchen Weiſſagung auf die Vergrößerung des alten Byzantium durch den Kayſer; dieſe und manche andere Spuren in ſeinem Wercke verrathen deutlich einen Schriftſteller, der faſt mit einer Art von vorzüglicher Neigung alles geſammlet hat, was am Conſtantin getadelt worden war, oder unter einigem Vorwande des Rechts getadelt werden konnte. Für die Nachwelt iſt es genug, daß es unter ſeinen Vorwürfen manche giebt, die man nicht leugnen darf.

Ein ſolcher ſcheint der verſchwenderiſche Aufwand zu ſeyn, den er dieſem Kayſer Schuld giebt. Conſtantin war überaus freygebig gegen ſeine Großen, gegen die Soldaten, gegen die Gemeinen und Lehrer der Chriſten, überhaupt auch bey gewiſſen Gelegenheiten gegen andere ſeiner Unterthanen. Er liebte die Pracht in ſeinem Anzuge, in der Einrichtung ſeines Hofs, in den Gebäuden und öffentlichen Denckmälern, welche er aufrichtete. Beſonders verurſachten ihm ſo viele Kirchen, welche er aufbauete, unermeßliche Koſten. Es iſt wahr, daß er nicht ohne gewiſſe Gründe und Abſichten, bey denen er ſich ſelbſt ein Genüge that, ſeine Schätze erſchöpft zu haben ſcheint. Er belohnte

lohnte ſeine Soldaten, deren Tapferkeit ihn zum Herrn des Reichs gemacht hatte, und auf denen die Sicherheit ſeiner Regierung noch zum Theil beruhte. Seine Großen und Statthalter waren eine andere mächtige Stütze derſelben. Wenn er ſein Kleid mit Perlen beſezt, und ſich ſeinen Unterthanen gerne in einem ausnehmenden Glanze gezeigt hat, ſo konnte er dieſes wohl der kayſerlichen Würde vor anſtändig, und vor nothwendig, um die Ehrerbietung des Volcks gegen ſich zu unterhalten, angeſehen haben. Daß er Städte und prächtige Gebäude in denſelben aufgeführt hat, braucht keiner Rechtfertigung. Endlich konnte er auch die hohe Meinung, welche er von ſeiner Liebe gegen die Chriſten und ihre Religion ausgebreitet wiſſen wollte, durch kein fürſtlicheres oder wenigſtens mehr bewundertes und geprieſenes Merckmal bekräftigen als durch Geſchencke aller Art. Aber auf einigen dieſer Seiten hat Conſtantin dennoch die Grenzen der Freygebigkeit überſchritten. Man hat bereits geſehen, wie ſehr ſeine Nachſicht den Geldgeiz und die Raubſucht ſeiner Großen geſtärckt habe. Die außerordentliche Wohlthätigkeit, welche er den chriſtlichen Lehrern erwies, und die in ihren Sitten eine bald merckliche Veränderung hervorbrachte, iſt auch nicht übergangen worden. Sehr vielen wird der geſchäftige Eifer durchaus rühmlich vorkommen, mit welchem er Kirchen aufgerichtet und ausgeſchmückt hat; allein man hätte ihn gewiß hierinne weniger und mit geringerer Hitze nachahmen ſollen.

Der ſchnelle und große Anwachs von Chriſten unter Conſtantins Regierung machte eine Anzahl neuer Verſammlungshäuſer zu ihrem Gottesdienſte nothwendig. Ihrer mehrere zu bauen, als dieſe

Abſicht erforderte, war eine leere Einbildung von Frömmigkeit: davon gab Conſtantin das erſte Beyſpiel. Man gewöhnte ſich bald darauf an zu glauben, daß die Errichtung ſolcher Gebäude ein Mittel ſey, die Gnade Gottes zu erlangen; das Römiſche Reich wurde mit unzählichen Kirchen und Kapellen bedeckt, und die Zeit kam geſchwind, da die äußerlichen Uebungen und Anſtalten in denſelben als der vornehmſte, wo nicht gar der einzige Dienſt Gottes mit einem der ſchädlichſten Vorurtheile betrachtet wurden. Aber auch die Pracht, welche dieſer Kayſer zuerſt in die Kirchen brachte, war der Natur des Chriſtenthums eben ſo ſehr zuwider. Vermuthlich wollte er, daß Gebäude, welche man als Wohnungen Gottes anſah, nicht ſchlechter als die Paläſte der Fürſten ſeyn ſollten: er konnte befürchten, daß man es Geiz und übel angebrachte Sparſamkeit nennen möchte, wenn ein Stifter wie er nicht alles ſehen ließe, was Reichthümer und Macht hervorbringen können; man kann noch hinzufügen, daß die Heyden, welche jezt ſo häufig zum Chriſtenthum übergiengen, in ihren Tempeln alle Schönheiten der Künſte vereinigt geſehen hatten, und daher vermuthlich begierig waren, auch in den chriſtlichen Kirchen etwas ähnliches zu finden. Sie fanden in der That genug von dieſer Art darinne zu bewundern. Die unermeßlichen Schätze und Koſtbarkeiten, welche die Chriſten nach und nach an dieſe Gebäude verwandt haben, ſind, indem ſie viel zu klein und unedel für die wahre Andacht ſeyn mußten, vielmehr eine Zerſtreuung derſelben geworden; ſehr oft den wahren Bedürfnißen der Länder entzogen, reißen ſie in vielen Gegenden unaufhörlich noch mehrere Reichthümer unter dem falſchen Scheine der Gottſeeligkeit an ſich.

In den ſpätern Zeiten hat man den Conſtantin zum Urheber von einer Menge noch vorhandener Kirchen zu Rom gemacht; aber ohne einen hinlänglichen Beweis, und bloß aus Liebe gegen ſein Gedächtniß. Deſto mehrere und herrlichere erbauete er zu Conſtantinopel. Darunter war die zum Andencken der Apoſtel gewidmete die vornehmſte. Inwendig war ſie ganz mit Marmor, und von auſſen mit vergüldetem Ertze bedeckt. Bey der Errichtung dieſer Kirche hatte er die Nebenabſicht, daß er einſt in derſelben begraben werden ſollte. „Er ſorgte, ſchreibt Euſebius, mit ungemeiner „Freudigkeit des Glaubens, dafür, daß ſein Körper nach ſeinem Tode einerley Benennung mit den „Apoſteln erhalten möchte; damit er nemlich auch „nach ſeinem Abſterben an dem Gebete Theil hätte, „welches daſelbſt zur Ehre der Apoſtel verrichtet „wurde. Nachdem er alſo zwölf Kaſten, gleichſam „als heilige Säulen, zur Ehre und zum Andencken „der Apoſtel daſelbſt aufgeſtellt hatte, ſezte er ſeinen „Sarg mitten zwiſchen dieſelben.„ Conſtantin hielt dieſe Abſicht anfänglich geheim: ſie war auch in jeder Betrachtung neu und anſtößig. Die Römiſchen Geſeze hatten ſeit den älteſten Zeiten verboten, keinen Leichnam innerhalb der Städte zu beerdigen: und wenn auch die Sorge für die Geſundheit der Einwohner nicht der erſte Grund dieſer Verordnung geweſen iſt; ſo kann ſie doch daraus vollkommen gerechtfertigt werden. Für Chriſten war es noch unanſtändiger, ihre Todten in denjenigen Gebäuden zu begraben, in welchen ſie ſich zum Dienſte Gottes verſammleten. Allein der Aberglaube, zumal in dem Beyſpiele eines Kayſers, (den man hier vergebens mit ſeiner Liebe gegen die Apoſtel und andern unſchuldigen Abſichten

ten vertheidigt,) machte alles löblich und nachahmungswürdig. Dieſe Anſtalten des Begräbniſſes in Kirchen und nachmals um dieſelben herum, trugen bald ihre Vortheile für die Geiſtlichkeit; die vermeinte heilige Erde für die Todten, und andere Vorurtheile ſind ebenfals aus dieſer Quelle gefloſſen. Noch hatte die große und prächtige Kirche, welche Conſtantin an dem Orte, wo Chriſtus aus dem Grabe auferſtanden war, errichten ließ, vor den meiſten andern ungemeine Vorzüge. Die innere Mauer derſelben war mit vielfärbigen Marmor bekleidet; und der Kayſer hatte vieles aus Gold, Silber und Edelgeſteinen verfertigtes Geräthe in dieſe Kirche geſchenckt. Er ließ ſie im Jahr 335. durch eine der zahlreichſten Verſammlungen von Biſchöfen einweihen; es war dabey eine Art von Hofſtatt zugegen: die Biſchöfe verrichteten theils öffentliche Gebete; theils hielten ſie Reden, in denen bald der Kayſer und die neue Kirche geprieſen, bald Lehren des Chriſtenthums, oder Stellen der heiligen Schrift erklärt wurden; dagegen wurden ſie von den kayſerlichen Abgeordneten mit herrlichen Gaſtmählern bewirthet, und unter die Armen des gegenwärtigen ſehr zahlreichen Volcks ward eine Menge Geldes und Kleider ausgetheilt. Bey der Ausſchmückung der von ihm aufgebaueten Kirchen vergaß Conſtantin auch nicht funfzig ſchöne Abſchriften der heiligen Bücher der Chriſten zum beſtändigen Gebrauche in denſelben verfertigen zu laſſen.

Es war natürlich, daß einige neuere Schriftſteller bey dieſer außerordentlichen Geſchäftigkeit Conſtantins in allen, was das Aeußerliche der Religion betraf, die Frage aufgeworfen haben, ob nicht

nicht ſeine ganze Frömmigkeit und Gottſeeligkeit in der Verehrung des Kreuzes und andern eifrig beobachteten Cärimonien, im Kirchenbau, und in der Freygebigkeit gegen die chriſtlichen Lehrer beſtanden habe? Vielleicht haben ſie dieſelbe nur allzu entſcheidend beantwortet. Die Wahrheit der Geſinnungen, welche auf Gott gerichtet ſind, kann von Menſchen ſelten zuverläßig beurtheilt werden. Zwar zeigen ſie ſich eben ſowohl wie andere Triebe in gewiſſen Merckmalen; allein die Heucheley verſteckt ſich auch leichter unter dieſelben: und wenn gleich die Lauterkeit des Chriſtenthums mit einem Hauffen kleiner und ſpielender Feyerlichkeiten nicht wohl beſtehen kann; ſo giebt es doch auch rechtſchaffene Verehrer der Religion, bey denen es eine Schwachheit ihrer Gemüthsart iſt, ſelbſt durch vieles ſinnliches Gepränge ihre Andacht zu unterhalten. Freylich wenn mitten unter dem hizigſten Beſtreben ſich durch frommſcheinende Gebräuche und Uebungen hervorzuthun, herrſchende Laſter von einer Zeit zur andern ausbrechen: ſo iſt es ſehr glaublich, daß jenes nur ein andächtiger Schimmer ohne Grund, obgleich nicht ohne Abſicht, ſey. In dem Leben Conſtantins giebt es oft Gelegenheiten zu dieſer Vermuthung; ſie verlieren ſich jedoch in ſeinen lezten Jahren. Es ſcheint, daß er nach und nach einige ſeiner ſchlimmſten Neigungen überwunden, und die Kraft der Religion würcklich zu empfinden angefangen habe. Die Kennzeichen davon waren zwar faſt immer mit überflüßigen Auswüchſen beladen; aber überhaupt genommen doch ziemlich unverdächtig. Er ſchloß ſich täglich in ſeinem Palaſte zu gewiſſen Stunden ein, um insgeheim zu Gott zu beten. Zugleich aber ließ er ſich an verſchiedenen Eingängen des Palaſtes,

und auf ſeinen goldenen Münzen in der Geſtalt eines Betenden abbilden. Seine Hofbedienten machten eine Art von Gemeine aus, mit welcher er zuweilen feyerliche Betſtunden hielt. Manche Nächte brachte er ganz mit Betrachtungen über die Religion zu. Er ſezte auch öfters, wenn es ihm ſeine Muße erlaubte, Reden zum Unterrichte ſeiner Unterthanen auf. Sodann berief er Zuhörer; ihrer kam eine große Anzahl, vor welcher er ſeine Reden hielt. Traf es ſich, daß er darinne Gelegenheit hatte, die Lehren des Chriſtenthums vorzutragen, ſo that er es mit beſonders ehrerbietigen und beſcheidenen Geberden. Und wenn ihm ſeine Zuhörer Beyfall zuriefen, ſo erinnerte er ſie, ihre Blicke Himmelwärts, zu dem größten aller Könige mit Ehrfurcht zu wenden. In dieſen Reden pflegte er von der Beſtreitung der Abgötterey den Anfang zu machen, erklärte darauf die göttliche Regierung und Fürſorge, zeigte, wie nothwendig die Erlöſung der Menſchen geweſen und auf welche würdige Art ſie vollzogen worden ſey; endlich ſchloß er mit Vorſtellungen von dem göttlichen Gerichte, durch welche er die Laſterhaften, ſelbſt einige ſeiner Großen, beſchämte und erſchröckte. Man lieſt von dieſen Reden, welche Conſtantin lateiniſch abfaßte, und ins Griechiſche überſezen ließ, noch eine beym Euſebius. Sie iſt ſehr lang, enthält einen allgemeinen Begriff vom Chriſtenthum und eine Widerlegung der heydniſchen Irrthümer: beydes nicht ohne einige Stärcke der Beredſamkeit; iſt aber weder frey von fehlerhaften Erklärungen des Glaubens, noch von hiſtoriſchen und andern Unrichtigkeiten, worunter auch die Erfüllung der vermeinten Weißagungen der Sibyllen und Virgils von Chriſto gehören. Wenn alle Reden des Kay=

Kayſers ſo weitſchweifig, hin und wieder auch ſeicht, geweſen ſind als dieſe, ſo haben ſie ſchwerlich ſtarcke Rührungen hervorgebracht. Er hingegen hörte die längſten Reden der Biſchöfe ſtehend an, und da Euſebius eine außerordentlich weitläuftige, die er vor ihm in ſeinem Palaſte hielt, abbrechen, oder ihn wenigſtens bewegen wollte ſich niederzuſezen, gab er keines von beyden zu. An den großen Feſttagen nahm er viele und ſtrenge Uebungen der Andacht vor. Die Nacht vor dem Oſterfeſte brachte er mit andern Chriſten, wie es ſeit einiger Zeit gewöhnlich worden war, im Gebete zu, und ließ zugleich in derſelben eine ſolche Menge Fackeln und Lampen durch die ganze Hauptſtadt anzünden, daß ſie auf das herrlichſte erleuchtet wurde. Mit dem Kreuze bezeichnete er ſich inſonderheit fleißig: man ſah ihn unter andern auf einem Gemählde im Vorhofe ſeines Palaſtes, mit dem Kreuze über ſeinem Kopfe; zu ſeinem und ſeiner Kinder Füßen aber den böſen Geiſt unter der Geſtalt eines mit Pfeilen getödteten, und in das Meer geſtürzten Drachen liegend. Aus ſolchen Einfällen lernt man ihn nicht allein, ſondern auch manche Lehrer ſeiner Zeit, von denen er ſie bekommen haben mag, kennen. Hätte er weniger Aufſehen und Geräuſche mit ſeiner Frömmigkeit erregt, ſo würde man Urſache haben ſie noch vor reiner zu halten.

Gegen das Ende ſeines Lebens veränderte ſich ſogar der Eifer, den er bis dahin mit ſo vieler Zufriedenheit der ſogenannten Rechtgläubigen, wider alle Arten von Irrlehrern ausgeübt hatte, beynahe in Partheylichkeit für dieſelben. Arius und ſeine vornehmſten Anhänger lebten in der Verwei-

ſung.

ſung. Zween der anſehnlichſten darunter, welche auf der Kirchenverſammlung von Nicäa verſchont worden waren, die Biſchöfe von Nicomedien und Nicäa, Euſebius und Theognis, hatte Conſtantin wegen ihrer Räncke ebenfals abgeſezt und nach Gallien geſchickt. Allein um das Jahr 328 gab er dieſen beyden Biſchöfen ihre Stellen wieder. Man weiß nicht, ob ihn die Fürbitte ſeiner Schweſter, der Prinzeßinn Conſtantia, gerührt, oder ob das Schreiben, welches ſie an die übrigen Biſchöfe abgelaſſen haben ſollen, ſeine Würckung gethan habe. Die erſtere Nachricht hat, wiewohl ſie ſich von den Arianern herſchreibt, beſonders viel Wahrſcheinliches: ſie ſezen hinzu, die beyden Biſchöfe hätten, nachdem ſie von dem Kayſer befragt worden, warum ſie von dem Nicäniſchen Glaubensbekenntniße abgewichen wären, das ſie doch gleich andern unterſchrieben hätten, geantwortet, ſie hätten ehemals demſelben nur deswegen Beyfall gegeben, weil ſie befürchteten, er möchte bey der fortdauernden Uneinigkeit der Chriſten, ihre Religion ſelbſt als ungewiß verwerfen, und ſich wieder zum Heydenthum wenden: zumal da er noch nicht einmal getauft wäre. Dieſe Entſchuldigung mag gegründet geweſen ſeyn oder nicht, ſo fanden die beyden Biſchöfe einen großen Eingang bey dem Kayſer. Auch Arius bekam bald darauf von dem Kayſer, den ſeine ſterbende Schweſter durch einen Arianiſchen Geiſtlichen für denſelben eingenommen hatte, Befehl, ſich nach Conſtantinopel zu begeben. Er und einer ſeiner Freunde wurden ſehr wohl empfangen: und da ſie von dem Kayſer befragt wurden, ob ſie dem Glauben der Kirchenverſammlung zu Nicäa beyträten, (wie ihm jener Geiſtliche verſichert hatte,) ſo übergaben ſie, um

ſolches zu beweiſen, ein ſchlau abgefaßtes Glaubensbekenntniß, wodurch ſie ſich würcklich dieſes Anſehen gaben. Nun gieng auch die Verfolgung über die Gegner des Arius an: Euſebius von Nikomedien brachte es dahin, daß verſchiedene ſolcher Biſchöfe ihrer Aemter beraubt und vom Conſtantin in entlegene Gegenden verbannt wurden. Niemand war den Arianern verhaßter, als Athanaſius, Biſchof von Alexandrien, einer der eifrigſten und rechtſchaffenſten Lehrer dieſer Zeit. Sie fanden nach mancherley fruchtloſen Verſuchen, doch endlich Mittel ihn zu ſtürzen: er hatte ſich ſtandhaft geweigert, dem kayſerlichen Befehl gemäß, der ſogar mit Drohungen begleitet war, den Arius wieder in die Kirchengemeinſchaft aufzunehmen; viele Beſchuldigungen wider ihn wurden vor Verleumdungen erkannt: eine neue, die man dem Kayſer gegen ihn vorlegte, that zulezt ihre Würckung, ſo unwahrſcheinlich es auch war, daß er gedroht haben ſollte zu verhindern, daß weiter kein Korn aus Egypten nach Conſtantinopel gebracht würde; er ward alſo nach Gallien verwieſen. Manche ſagten, Conſtantin habe auf keine andere Art den Frieden in der Kirche wieder herſtellen können, weil Athanaſius niemals den Arius zur kirchlichen Gemeinſchaft zugelaſſen haben würde. Allein der Erfolg lehrte bald, daß die Geſinnung des vertriebenen Lehrers ſehr vielen andern gemein ſey. Arius ſuchte jezt eben ſo vergeblich als vorher, in die Gemeine zu Alexandrien wieder aufgenommen zu werden. In einer ähnlichen Abſicht kam er auf Conſtantins Befehl im Jahr 336 nach Conſtantinopel. Dieſer Herr wollte nochmals wiſſen, was vor einen Glauben Arius bekenne: und da derſelbe ſowohl eidlich auf ſein Verlangen,

als

als durch die Unterſchrift eines Glaubensbekenntniſzes, ſich auf eine erwünſchte Art erklärte, ſo forderte der Kayſer von dem Biſchof der Hauptſtadt, Alexander, den Arius am nächſten Sonntage öffentlich als ein Mitglied der Gemeine zu erkennen. Der Beſtürzung dieſes Lehrers und der allgemeinen Erwartung der beyden Partheyen machte der plözliche Todt des Arius ein Ende.

Ohngeachtet dieſes Schutzes, den Conſtantin den Arianern ertheilte, ſcheint er doch ihrer Lehre ſelbſt nie beygetreten zu ſeyn. Er bezeigte ſich nur deswegen ſo gnädig gegen den Arius und ſeine Freunde, weil er nicht zweifelte, ſie hätten eine richtigere Denckungsart über die Religion angenommen: er ſoll auch nach dem Tode des Arius erkannt haben, daß er von demſelben hintergangen worden ſey. Auf der andern Seite hielt er manche Gegner dieſer Parthey vor Störer der öffentlichen Ruhe, die durch mehrere Nachſicht den Frieden in der Kirche wieder herſtellen könnten. In dieſer Betrachtung verwies er offenbar den Athanaſius, zumal da ihn eine Verſammlung Arianiſchgeſinnter Biſchöfe ſeines Amtes entſezt hatte: denn für Kirchenverſammlung hatte der Kayſer eine ausnehmende Hochachtung; doch rief er auch ihn, noch kurz vor ſeinem Tode, aus der Verbannung zurück. Ein ſolches Betragen machte einen Fürſten kenntlich, der begangene Fehler zu verbeſſern ſuchte: ſelbſt alsdenn, wenn er glaubte, den Irrlehrern zu hart, und den Rechtgläubigen zu glimpflich und gefällig begegnet zu ſeyn; wiewohl er überhaupt zu Schwachheiten und Verſehen von der leztern Art am geneigteſten geweſen iſt.

Aber

Aber dieſe uneingeſchränckte Liebe zur Gerechtigkeit erſtreckte ſich nicht immer in gleicher Maaſſe auf die Heyden. Um eben dieſe Zeit, vielleicht im Jahr 333. ließ Conſtantin den heydniſchen Weltweiſen Sopater umbringen. In der Abſicht, den Eifer des Kayſers gegen das Heydenthum durch ſeine Vorſtellungen etwas aufzuhalten, hatte ſich derſelbe ſchon längſt an ſeinen Hof begeben, wo er viele Ehrenbezeigungen genoſſen haben ſoll. Als es aber einſt zu Conſtantinopel an Getreyde fehlte, weil widrige Winde die Schiffe, welche es zuführten, nicht in den Hafen einlaufen ließen, beſchuldigte der zuſammengelauffene Pöbel den Sopater, daß er die günſtigen Winde durch Zaubereyen zurückhielte. Hierauf überließ ihn der Kayſer der Wuth dieſes mißvergnügten Hauffens, der ihn in Stücken zerhieb. Ablavius, Oberſter über die Leibwache, ſoll aus Eiferſucht über die Gunſt, in welcher Sopater bey dem Kayſer ſtand, den Todt deſſelben vornemlich befördert haben. Zwar ſind es heydniſche Schriftſteller, welche dieſes erzählen, **Eunapius** und **Zoſimus**; aber auch Suidas geſtand lange nach ihnen, daß Conſtantin dieſen Weltweiſen habe hinrichten laſſen, um ſeinen Haß gegen das Heydenthum zu zeigen. Er hätte ihn weniger an den Tag legen ſollen, wenn er die Liebe ſeiner heydniſchen Unterthanen ſuchte; und ihnen die chriſtliche Religion würcklich beliebt machen wollte. Dazu waren Grauſamkeiten dieſer Art, und überhaupt wohl die Verordnungen wider den Götzendienſt und ſeine Anhänger, die Zerſtörungen der Tempel, und andere ähnliche Anſtalten, ſchwerlich der gerade Weg. Sie mußten vielmehr den Heyden Klagen über das partheyiſche und tyranniſche Verfahren ihres Für-

ſten auspreſſen, und die Chriſten konnten nicht mehr, mit dem völligen Anſchein des Rechts, ſich über die ehemaligen Bedrückungen der heydniſchen Kayſer beklagen. Hier kommt es nicht darauf an, daß das Heydenthum eine falſche und unvernünftige Weiſe Gott zu verehren, geweſen ſey, die ein chriſtlicher Fürſt verabſcheuen mußte: auch dieſes leidet keinen Streit, daß er alles, was in dieſer Religion zum groben Verderben der Sitten, oder in öffentliche Unruhen ausſchlug, aufzuheben berechtiget war; daß er ihre Uebung in gewiſſe Gränzen einſchräncken, welche doch im Ganzen die Freyheit ſtehen ließen. Allein eben dieſe Freyheit war doch dem Gewiſſen des Unterthanen nöthig, um ſich zu ſeiner Beruhigung für eine Religion erklären zu können, die er wenigſtens nach ſeinen Einſichten vor wahr hielt, wenn gleich ſein Fürſt oder Mitbürger eben dieſelbe als eine ſehr ungereimte betrachtete. Der Heyde, den Verbote und Drohungen zum Chriſtenthum fortriſſen, wurde weder ein aufrichtiger Bekenner deſſelben, noch blieb er oft ein treuer und nüzlicher Unterthan.

Doch die Verfolgung Conſtantins gegen die Heyden war durch Klugheit und viele Nachſicht noch ſo gemäßigt, daß er keinen Aufſtand von dieſem zahlreichen Theil ſeiner Unterthanen zu befürchten hatte; vor welchem ihn ſonſt die Grundſäze des Heydenthums weit weniger geſichert haben würden, als ehemals die heydniſchen Kayſer auf die ruhige Ergebenheit der alle Bedrängniße leidenden Chriſten im Reiche trauen konnten. Auch durch kriegeriſche Bewegungen wurden die lezten Jahre Conſtantins ſehr ſelten geſtört. Die beträchtlichſte erhob ſich im Jahr 332, da ſein Sohn gleiches Nahmens

mens einen glücklichen Krieg wider die Gothen führte. Er war entſchloſſen, die ſchimpflichen Jahrgelder nicht länger zu dulden, welche die vorigen Kayſer dieſem Volcke gezahlt hatten, das jenſeits der Donau, nicht weit von dem Ausfluße derſelben in das Meer, ſeine Wohnplätze hatte, und das Römiſche Reich oft durch Einfälle verwüſtete. Die Siege über ſie ſollen einen ſo mercklichen Beyſtand Gottes verrathen haben, daß eine Menge Gothen das Chriſtenthum angenommen habe. Doch ſoll es ihnen anfänglich, wenn man dem Zoſimus glauben kann, gelungen ſeyn, den Kayſer ſelbſt mit ſeiner Bedeckung zu überfallen. Die Sarmaten, ein anderes Volck nicht weit von jenen Gegenden, zwiſchen der Donau und Theiß, wurden gleichfals von ihm überwunden.

Im folgenden Jahre verheerten Hunger und Peſt Syrien, Cilicien und Thracien: deſto wohlthätiger war Conſtantin gegen dieſe Provinzen. Aber im Jahr 334. ſchien das Reich einen ſehr anſehnlichen Zuwachs zu erhalten. Die Gothen behielten in einem Kriege mit den Sarmaten die Oberhand. Dieſe ergriffen darauf ihr leztes Hülfsmittel: ſie bewaffneten ihre Leibeigenen, und erfochten mit denſelben einen großen Sieg; wurden aber von eben dieſen Leibeigenen, die nun ihre Stärcke fühlten, aus ihrem Lande vertrieben. Es blieb den Sarmaten nichts weiter übrig, als den Kayſer um eine Zuflucht zu bitten; und er verſtattete ſie ihnen willig. Eine Anzahl von ihnen ſteckte er unter ſeine Kriegsvölcker: den übrigen gab er in verſchiedenen Provinzen längſt der Donau, und ſelbſt in Italien, Land zum Anbau ein. So ließen ſich dreymalhunderttauſend derſelben im Römi-

ſchen Reiche nieder. Sie ſind demſelben nachmals ſehr ſchädlich geworden, indem ſie die alten Einwohner des Landes zu verdrängen wußten, und ſich ſogar mit andern Feinden wider das Reich vereinigten. Hier ſcheint es ebenfals, daß man ſein Urtheil über die ſchädlichen Würckungen dieſer Aufnahme in ſpätern Zeiten wenigſtens zurückhalten müſſe. Hat Conſtantin eine unbewaffnete Menge dieſer Ausländer in ſeinem Reiche dergeſtalt vertheilt, daß ſie daſſelbe bevölckern und manche Gegenden fruchtbarer machen konnten, ohne bey einer geſchickten Vermiſchung derſelben mit den eingebohrnen Unterthanen etwas von ihnen für die öffentliche Sicherheit beſorgen zu dürfen; und iſt von ihm eine ähnliche Vorſicht bey ihrem Gebrauche unter den Kriegsvölckern beobachtet worden, (denn ſchon lange thaten große Schaaren der ſogenannten barbariſchen Nationen, Dienſte unter den Römiſchen Heeren;) ſo würde die Schuld des endlich durch ſie geſtifteten Unglücks auf die folgenden Kayſer fallen, welche ſie zu zahlreich und zu mächtig in gewiſſen Ländern oder Kriegshauffen werden ließen. Es fehlt hier an genugſamen Lichte, um den Conſtantin völlig zu vertheidigen oder zu rechtfertigen.

Die Empörung, welche er im Jahr 335 auf der Inſel Cypern zu dämpfen hatte, war ein weniger beträchtlicher Vorfall. Calocerus, ein Cameelhirte daſelbſt, hatte ſich zum Herrn der Inſel aufgeworfen; er wurde aber nebſt einem Hauffen ſeiner Anhänger von Conſtantins Neffen Dalmatianus geſchlagen, gefangen genommen und hingerichtet. Dagegen hatte es das Anſehen, daß der Kayſer noch am Ende ſeiner Regierung zu einem Kriege

mit

mit den Perſern würde genöthigt werden. Gegen vierzig Jahre hatte ſich der Friede zwiſchen beyden Reichen erhalten; obgleich die Fürſten eines jeden eiferſüchtig auf die Macht des andern blieben. Sapor der Zweyte regierte damals in Perſien. Sein älterer Bruder Hormisdas, der von dem Throne ausgeſchloſſen worden war, hatte ſich zum Conſtantin geflüchtet, während daß dieſer mit dem Licinius Krieg führte, und Sapor ſchien mit der Entfernung deſſelben wohl zufrieden zu ſeyn. Nachher ſchickte er ſelbſt im Jahr 333 Geſandte an den Kayſer. Es waren zu gleicher Zeit viele andere Abgeordnete Aſiatiſcher Völcker zu Conſtantinopel angelangt, welche Freundſchaftsverſicherungen und Anträge zu Bündniſſen thaten: ſie brachten auch mancherley Geſchencke mit, bekamen aber weit reichlichere von dem Kayſer. Eben ſo verfuhr er mit den Perſiſchen Geſandten, die gleichfals ſich erboten, ein Bündniß zu ſchließen. Conſtantin bediente ſich dieſer Gelegenheit, einen Brief an den König, den er ſeinen Bruder nannte, zu ſchreiben, in welchem er ihm die Chriſten ſeines Reichs nachdrücklich empfol, und ſich glücklich pries, daß er den wahren Gott bekenne. Er nahm überhaupt gerne Antheil an der Ausbreitung des Chriſtenthums außerhalb des Römiſchen Reichs: die Iberier, ein ſtreitbares Volck zwiſchen dem ſchwarzen und dem kaſpiſchen Meere, welche daſſelbe angenommen hatten, baten ihn daher um einen Biſchof und um andere Lehrer.

Allein Sapors Geſandtſchaft an den Conſtantin hatte, nach dem Berichte des Libanius, eine hinterliſtige Abſicht. Der König von Perſien war entſchloſſen den Kayſer anzugreiffen. Da

jedoch ſein Land kein Eiſen hervorbrachte, bat er ſich einen Vorrath deſſelben aus, unter dem Vorwande, daß er einige benachbarte Völcker bekriegen werde: **Conſtantin** ließ ihm auch denſelben verabfolgen, ohngeachtet er merckte, wozu ihn der König gebrauchen würde. Würcklich kamen im Jahr 337 abermals Geſandte des **Sapor** nach Conſtantinopel, durch welche er die fünf Römiſchen Provinzen zurückforderte, die ſich vom Euphrates bis an den Tigris erſtreckten. **Conſtantin** gab darauf eine ſtandhafte Antwort, und machte ſich ſogleich fertig, den Krieg ſelbſt zu führen, zu welchem **Sapor** durch Einfälle in das Römiſche Reich den Anfang machte. Der Kayſer erſuchte auch einige Biſchöfe, ihn mit in dieſen Feldzug zu begleiten: er ließ deswegen ein Zelt nach Art einer Kirche einrichten und ausſchmücken, weil er in demſelben mit ihnen ſein Gebet verrichten wollte. Dieſe Zurüſtungen ſcheinen dem Könige von Perſien unerwartet geweſen, oder geſchwinder geendigt worden zu ſeyn, als er glaubte: er ſchickte alſo neue Geſändte an den Kayſer, welche um den Frieden anſuchten, und ihn auch erhielten. Dieſes iſt die Erzählung des **Euſebius**; aber andere Schriftſteller, faſt aus gleichen Zeiten, verſichern, die Friedensvorſchläge der Perſer an den zweyten kayſerlichen Prinzen **Conſtantius**, der bereits an ihren Gränzen die Römiſchen Kriegsvölcker angeführt habe, wären verworfen worden; und der Todt allein habe den Kayſer verhindert dieſen Krieg fortzuführen. Vielleicht können dieſe Berichte dadurch vereinigt werden, daß man annimmt, es ſeyen mit den Perſern fruchtloſe Friedensunterhandlungen gepflogen worden. Wenigſtens war die ganze Regierung des Conſtan-

ſtantius ein unaufhörlicher Krieg mit dieſem Volcke.

Conſtantin hatte um dieſe Zeit bereits eine Verordnung gemacht, wie das Reich nach ſeinem Tode regiert werden ſollte. Seinem älteſten Sohne Conſtantinus beſtimmte er diejenigen Länder, welche ehemals ſein väterliches Erbtheil ausgemacht hatten, Spanien, Gallien und Britannien; dem zweyten, Conſtantius, Klein-Aſien, Syrien und Egypten; dem jüngſten aber, Conſtans, das mittlere Gebiete zwiſchen beyden, Italien, Illyrien und Africa. Sie waren alle ſchon längſt mit der Cäſarwürde bekleidet worden; die er auch ſeinem Brudersſohne Dalmatius ertheilte. Dieſer ſollte zu ſeinem Antheil am Reiche Thracien, Macedonien und Achaja; Annibalianus aber, der Bruder deſſelben, der ſchon König von Pontus war, ſollte noch das kleinere Armenien, Cappadocien und Cäſarea zur Hauptſtadt ſeines Reichs bekommen. Niemals hat die Theilung, die ein Fürſt von ſeinem Reiche angeſtellt hat, unglücklichere Folgen gehabt, als dieſe. Die drey Brüder wurden bald nach ihres Vaters Tode, über den ihnen zugemeſſenen Antheil uneins, und der älteſte verlor darüber das Leben. Noch früher wurden ihre beyden Vettern, welche ſo anſehnliche Länder neben ihnen regieren ſollten, und faſt alle hinterlaſſene Anverwandte des Kayſers hingerichtet. Conſtantins Entſchluß, ſeine Söhne gemeinſchaftlich auf den Thron zu ſezen, iſt überhaupt ohne Tadel. Die Regierung des Reichs war ſchon ehemals durch mehrere zugleich verwaltet worden; die Gefahr deſſelben vor auswärtigen Feinden ſchien dieſe Anſtalt immer nothwendiger zu machen, und unter

drey Brüdern, die, ſo viel man ſieht, auf eine geſchickte Art erzogen und in den öffentlichen Angelegenheiten geübt worden waren, zeigte ſich die größte Hoffnung zur Erhaltung der Einigkeit. Unterdeſſen hat es gleichwohl das Anſehen, daß der älteſte dieſer Prinzen einen zu unbeträchtlichen Antheil an Ländern empfangen, und daß Conſtantin die Gemüthsart ſeiner Söhne nicht völlig gekannt habe. Am ſicherſten kann man wohl dieſes einen Fehler nennen, daß er auch ſeinen beyden Neffen einen Theil an der Regierung zu geben verſucht hat. Sie verdienten zwar zeitig durch ihr rühmliches Betragen die ausnehmende Liebe, welche er gegen ſie gefaßt hatte; aber anſehnliche Würden und Statthalterſchaften wären keine zu verächtliche Belohnung für ſie geweſen. Als Mitregenten hingegen der kayſerlichen Prinzen machten ſie die Mißgunſt und Eiferſucht derſelben rege: nicht zu gedencken, daß eine unter fünf Fürſten von ungleicher Macht und Geſinnung getheilte Regierung kaum einige Uebereinſtimmung verſprechen konnte.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Conſtantin geglaubt habe, wenn er dieſe Verfügungen getroffen haben würde, mit mehrerer Beruhigung zu ſterben. Vermuthlich hoffte er auch, das Anſehen, mit welchem er regiert hatte, würde noch ſeine Nachkommen in einer genauen Vereinigung halten. Er merckte endlich im Jahr 337, daß ſich ſein Ende näherte. Als er, nach einer ungemein dauerhaften Geſundheit von ſehr vielen Jahren fand, daß die warmen Bäder zu Conſtantinopel ſeine Kranckheit nicht linderten, begab er ſich nach Helenopolis, wo er mit dem Entſchluße, ſich nunmehr tauffen zu laſſen, öffentlich in der Kirche Gott um Ver-

Vergebung ſeiner Sünden bat; und nach der gewöhnlichen Vorbereitung zu dieſer Aufnahme in die Gemeine, legten ihm die Biſchöfe unter Gebet die Hände auf. Hierauf verfügte er ſich auf das Luſtſchloß Achyron bey Nicomedien, und verlangte mit großer Begierde getaufft zu werden. Viele andere Chriſten ließen ſich damals auch erſt in ihren lezten Tagen tauffen. Dieſe Gewohnheit, die faſt hundert Jahre alt ſeyn mochte, war aus verſchiedenen irrigen Vorſtellungen erwachſen. Zwo derſelben wenigſtens hatte Conſtantinus ebenfals angenommen. Er verſchob die Tauffe bis zu ſeinem Ausgange aus der Welt, damit er durch dieſelbe von allen Sünden ſeines Lebens gereinigt, deſto unbefleckter und heiliger vor Gott erſcheinen möchte. Er wollte ſie aber auch im Jordan, durch dasjenige Waſſer empfangen, mit welchem Jeſus ſelbſt getauft worden war. Da dieſe Denckungsart nicht nur abergläubiſch, ſondern auch der urſprünglichen Beſtimmung der Tauffe entgegen geſezt war: ſo begreift man kaum, wie die chriſtlichen Lehrer einen ſolchen Mißbrauch haben können entſtehen und ſo lange fortdauern laſſen, wenn er gleich durch die irrigen Meinungen der Novatianiſchen Parthey unterſtüzt wurde. Bey Fürſten war derſelbe ſogar gefährlicher als bey andern Chriſten: denn er konnte ſie aufmuntern ſich allen ihren Leidenſchaften ohne Scheu zu überlaſſen, in der Verſicherung, daß ſie für ein ganzes Leben von Ausſchweifungen, am Ende deſſelben durch die Tauffe völlige Vergebung bey Gott erlangen würden. Auch war es in der That ſeltſam, daß ein Kayſer, der ſich durch den feurigſten Eifer für die Religion hervorzuthun ſuchte, der ſie ſelbſt in Reden vortrug und empfol, faſt immer ein Catechumenus

oder Lehrling derſelben blieb, und gerade die beyden feyerlichen Handlungen, welche ihr Stifter ſeinen Verehrern vorgeſchrieben hatte, nicht eher als in ſeinen lezten Stunden verrichtete. Genug dieſes alles konnte nach den Begriffen ſeiner Zeit mit dem Nahmen eines eifrigen Chriſten beſtehen.

Conſtantin wurde alſo vom Euſebius, Biſchof zu Nicomedien, getauft. Weil dieſer Biſchof das Haupt der Arianiſchen Parthey war, hat man, vermuthlich etwas zu voreilig, geſchloſſen, daß Conſtantin ſich noch bey ſeinem Ende zu derſelben bekannt habe. Er befand ſich damals in der Gemeine des Euſebius: nichts war alſo natürlicher, als die Tauffe von ihm zu empfangen. Er glaubte nicht einmal, daß derſelbe irrigen Meinungen zugethan ſey: denn Euſebius gab ſich alles Anſehen eines rechtgläubigen Lehrers. Nachdem Conſtantin die Tauffe und das heilige Abendmahl empfangen hatte, zog er nach der Art der Getauften in der alten Kirche ein weißes Kleid an, und wollte den kayſerlichen Purpur nicht mehr tragen. Er bezeigte durch Gebet und Dancksagung an Gott, und auch gegen ſeine Kriegsbedienten, die über ſeinen Verluſt wehklagten, eine ausnehmende Freudigkeit zu ſterben. In ſeinem lezten Willen vermachte er den Einwohnern von Rom und Conſtantinopel gewiſſe jährliche Geſchencke. Die Vollſtreckung deſſelben trug er, indem keiner von ſeinen Söhnen zugegen war, eben dem Arianiſchen Aelteſten auf, der ihn bewogen hatte, den Arius zurück zu rufen und gegen welchen er keinen Verdacht irriger Lehren geſchöpft hatte. Er ſtarb endlich am 22 May des Jahrs 337, nachdem er drey und ſechszig Jahre gelebt hatte.

Sein

Sein Todt brachte viele Zeichen einer allgemeinen und öffentlichen Betrübniß hervor. Die Soldaten insonderheit von ſeiner Leibwache zerriſſen ihre Kleider, und warfen ſich auf die Erde, an welche ſie ihre Köpfe unter lauten Klagen ſtießen. Man brachte ſeinen Leichnam in einem goldenen Sarge, der mit einem Purpurkleide bedeckt war, nach Conſtantinopel, wo er in dem vornehmſten Zimmer des kayſerlichen Palaſtes zur Schau ausgeſezt wurde. Alle Befehlshaber des Heeres, ingleichen die großen Bedienten im Staate und bey Hofe, warteten ihm, als wenn der Kayſer noch lebte, zu gewiſſen Stunden mit gebeugten Knieen auf. Nachdem dieſes Gepränge eine geraume Zeit bis zur Ankunft des zweyten kayſerlichen Prinzen Conſtantius fortgewährt hatte, wurde die Leiche in dem Vorhofe der Apoſtelkirche, wie es ſeine Abſicht geweſen war, unter öffentlichem Gebete der Gemeine, von der ſich Conſtantius, der noch nicht getaufft war, nebſt den Soldaten entfernete, begraben: da unterdeſſen die Einwohner Roms vergebens begehrt hatten, daß ſie bey ihnen ruhen ſollte. Bald darauf kamen Münzen zum Vorſchein, die eine Nachahmung der bey den heydniſchen Kayſern üblichen Vergötterung waren. Auf der Vorderſeite war Conſtantin mit bedecktem Haupte abgebildet; auf der Rückſeite aber führte er ſizend einen mit vier Pferden beſpannten Wagen, und eine aus den Wolcken hervorragende Hand nahm ihn in die Höhe auf. Die Ehrerbietung gegen ſein Andencken gieng in der chriſtlichen Kirche immer weiter. Man ſah ihn ſchon im fünften Jahrhunderte als einen Heiligen an: und noch verehrt man ihn als einen ſolchen in verſchiedenen römiſchcatholiſchen Gemeinen und in der griechiſchen Kirche, die ihm

ordentlich den Nahmen eines Apoſtelgleichen Mannes beylegt.

Dieſe unmäßigen Lobſprüche und die danckbare Bewunderung der chriſtlichen Nachkommenſchaft haben ihm den Beynahmen des Großen leicht verſchafft und erhalten: vermuthlich iſt derſelbe ſchon bey ſeinem Leben aufgekommen. Es war nichts unerwartetes, daß die Chriſten einen Fürſten groß genannt haben, der ſich unſterbliche Verdienſte um ſie und ihre Religionsübung erworben hat; daß ihre Lehrer den gütigſten Freund und Wohlthäter, den ſie bis dahin gekannt hatten, nicht nur als einen großen, ſondern als den größeſten unter allen Kayſern vorgeſtellt haben. Wenn ſie noch ſeine ſiegreichen Kriege, das Anſehen und Glück ſeiner langen Regierung, ſeine Pracht, die glänzenden Gebäude und andere Unternehmungen, welche er ausgeführt hat, hinzudachten: ſo mußte ihnen, wie es würcklich geſchehen iſt, der erhabenſte Ruhm nur als eine Pflicht vorkommen, die ſie ihm ſchuldig wären. Noch jezt werden viele glauben, daß man den Werth von allem, was Conſtantin für das Chriſtenthum gethan hat, nicht zu ſchätzen wiſſe, ſobald man ihm dieſe Anſprüche an die Vollkommenheit ſtreitig mache.

Allein wenn nur die Vereinigung aller Kräfte und aller Thaten zu den edelſten Endzwecken, unter großen und vielen Hindernißen, bewundernswürdig iſt; wenn ohne eine reine, ſtets gemeinnüzige Tugend ein Fürſt vergebens groß geprieſen wird: ſo iſt es nicht möglich, dem Conſtantin dieſen Nahmen ohne mancherley Einſchränckung zu ertheilen; ihm deſſen Größe vor vielen andern

in

in Rückſicht auf die Religion, auf welche ſie ſich gründen ſoll, ſehr ſcharf beurtheilt werden muß. Er beſaß viele große Gaben und Fähigkeiten, die von ihm glücklich genug bearbeitet worden ſind: und er hat auch einige große Dinge ausgeführt. Dahin gehört die Erhöhung einer gedrückten und verhaßten, obgleich der weiſeſten Religion zum herrſchenden Range im Römiſchen Reiche; die Eroberung und ruhige Behauptung dieſes ganzen Reichs, von welchem ihm nur ein ſehr geringer Theil gehörte, und an deſſen übrigen Umfang er weder Recht noch Hoffnung zu haben ſchien; endlich eine gewiſſermaaßen neue Staatsverfaſſung, die er in ſeinem Reiche, zur Vergrößerung der kayſerlichen Gewalt, einführte. Das Lob eines ſehr geſchickten Feldherrn und eines in der Staatsklugheit überaus geübten Fürſten, kann ihm nicht verſagt werden.

So weit war Conſtantin auf dem Wege ein großer Mann zu werden gekommen; aber hier iſt man auch genöthigt mit ihm ſtille zu ſtehen. Den übrigen Theil dieſer Laufbahn hat er nicht zurückgelegt: er iſt vielmehr oft auf beyden Seiten derſelben ſchimpflich ausgewichen; und ſelbſt die erſten Schritte, welche er darauf gethan hat, ſind nicht immer feſt genug geweſen. Die mächtige Beſchützung der chriſtlichen Religion und Kirche war eine wohlthätige, rühmliche Handlung: ſie verdient den Danck aller Nachkommen; dennoch war ſie nicht das Werck eines großen Mannes. Man ſieht bey derſelben weder die ſtarcke Anſtrengung des Geiſtes, noch die Ueberwindung fürchterlicher Hinderniſſe, über welche wir gewöhnliche Menſchen zu erſtaunen pflegen. Dem beſtändigen Sieger

ger war es leicht, eine Religion zu begünſtigen, und neben ſeinen Thron zu ſtellen, wenn ſie gleich weit wenigere Anhänger gehabt hätte, dem Staate nicht ſo nüzlich geweſen wäre, als die chriſtliche. Was er auch vor andere Bewegungsgründe hatte ſich für dieſelbe zu erklären, ſo waren ſie mit keiner Gefahr verbunden, und die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit konnte ſeinem Verſtande keine ſonderliche Gewalt zufügen. Das einzige bey dieſem Entſchluße, worinne Conſtantin zeigen konnte, daß er ſich ſelbſt zu beſiegen wüßte, und weiter als auf gewiſſe Vortheile und Erwartungen ſähe, war dieſes, daß er der Religion, deren Freund er wurde, alle ſeine Leidenſchaften und Laſter aufopferte; ob ihn gleich ſein Stand, ſeine Gewalt, die Nachſicht der chriſtlichen Lehrer, und noch andere Umſtände aufmunterten, ſeine Sitten nicht zu verändern. Aber eben dieſes einzige, das eines großen Geiſtes würdig war, vermißt man an ihm: das Bekenntniß des Chriſtenthums machte ihn nicht tugendhafter; erſt ſeit demſelben hat er am häufigſten grauſam und treulos gehandelt. Seinen geſchäftigen Eifer in Cärimonien und kleinen Uebungen chriſtlicher Andacht wird man noch weniger aus großen Geſinnungen herleiten können: Schwachheit und zum Theil Aberglauben war es, die edelſte, ganz für den Geiſt errichtete Religion auf ſolche Beſchäftigungen herabzuſezen. Zu ſolchen Zeiten aber, da er unter allen dieſen frommſcheinenden Aufzügen laſterhaft handelte, konnte man ſie füglich mit dem ſchlimmern Nahmen der Heucheley belegen.

Die Kunſt, der Muth und die Tapferkeit, mit welchen Conſtantin, indem er von den äußerſten

ſten abendländiſchen Gränzen des Reichs hervorkam, gleichwohl in nicht langer Zeit Herr von dem ganzen Umfange deſſelben wurde, und die mächtigen Fürſten, welche die ſchönſten Theile deſſelben beſaßen, zu Grunde richtete, waren allerdings Eigenſchaften eines großen Eroberers, und zugleich, wie der Erfolg bewieſen hat, eines ſolchen, der ſein neuerworbenes Gebiete ruhig und blühend zu erhalten, und gegen die ſonſt ſo wiederholten Anfälle der Barbaren von allen Seiten zu beſchützen wußte. Wenn gleich die Größe dieſer Unternehmung dadurch etwas verringert ward, daß Conſtantin Feinde zu bekriegen hatte, die ſich entweder bey ihren Unterthanen verhaßt gemacht hatten, oder andere Fehler begiengen; ſo leuchtet doch eben aus dieſen Umſtänden ſeine Geſchicklichkeit deſto mehr hervor. Denn unter allem Vorzüglichen, das man an ihm zu finden glaubt, kann eine ſehr feine und treffende Staatsklugheit am wenigſten verkannt werden. Sie leiſtete ihm faſt ſo viele Hülfe als ſeine Waffen; durch ſie wurde erſt ſeine Regierung befeſtigt und unumſchränckter als irgend eines ſeiner Vorgänger; auch lehrte ſie ihn, die Liebe und Ergebenheit der einen Hälfte ſeiner Unterthanen ſich völlig eigen zu machen, und die andere Hälfte, die ihn mehr zu fürchten Urſache hatte, doch nicht in allgemeinen Haß oder Ungehorſam zu ſtürzen. Man hat geurtheilt, daß er das Heydenthum durch eben ſolche Mittel untergegraben habe, als ſich Auguſtus zur Vernichtung der Römiſchen Freyheit bediente; aber dieſe Vergleichung leidet viel, wenn man Conſtantins Härte gegen ſeine heydniſchen Unterthanen in Betrachtung zieht. Die Hülfsmittel, welche ſeine Klugheit wählte, waren überhaupt nicht immer ſo rühmlich nach den Grund-

ſäzen der Religion und der Sittenlehre, als ſie dienlich zu ſeinen Abſichten waren: und es braucht nicht erſt bemerckt zu werden, in welchen, wie- wohl ſeltnern Fällen ihn die weiſe Fertigkeit, ſei- ne Vortheile mit dem Beſten des Staats, der Kirche und ſeiner Nachfolger zu vereinigen, ver- laſſen habe.

Je weiter man in dieſer Unterſuchung fortgeht, deſto mehr trifft man eben dieſelbe Abwechſelung oder vielmehr eine unaufhörliche Vermiſchung von ſchäzbaren Eigenſchaften Conſtantins und von Feh- lern an, welche ſie oft unbrauchbar machten und verfälſchten. Er liebte die Gerechtigkeit, und be- zeigte doch eine ſchädliche Nachſicht gegen ſeine Staatsbedienten. Seine Freygebigkeit wurde durch überflüßigen Pracht und das Vorurtheil einer vermeinten Gottſeeligkeit zur Verſchwendung. Manche gute Geſeze, ein gütiges und ſogar freund- ſchaftliches Betragen gegen viele ſeiner Untertha- nen, eine löbliche Erziehung ſeiner Kinder, Be- förderung und Kenntniß der Gelehrſamkeit, ein ar- beitſames und ſehr häuffig für das gemeine Wohl beſorgtes Leben, alles dieſes kann doch nicht ſei- nem unbillig harten Verfahren gegen Heyden und Juden, den von ihm verübten Grauſamkeiten, verſchiedenen ſeiner unbedachtſamen Verordnungen, dem Schaden, welchen er dem Staate durch die Er- hebung und Bereicherung der Geiſtlichkeit, der Religion ſelbſt aber durch den üppig prächtigen Schimmer, mit welchem er ſie bekleidete, zugefügt hat, dergeſtalt entgegen geſezt werden, daß dieſe ſchwarze Seite von der glänzenden vollkommen be- deckt würde.

Ein

Ein ſo ungleicher und zweydeutiger Charakter hat gemacht, daß uns ſehr wenige getreue Abbildungen Conſtantins, und vielleicht möchte man ſagen, keine einzige, hinterlaſſen worden iſt. Dem Chriſten und dem Heyden fiel es aus leicht begreiflichen Urſachen ſchwer, dieſelbe zu entwerfen. Scharfſichtige oder beredte Geſchichtſchreiber haben ſeine geheimen Bewegungsgründe und Abſichten zu entdecken, mehr zu ſagen geſucht, als man aus den bekannten Nachrichten wiſſen kann: eben deswegen aber haben ſie auch oft mehr geſagt, als ſie beweiſen können. Zween oder drey nicht viel mehr als mittelmäßige Schriftſteller ſcheinen, frey von Bewunderung und Haß, einige Züge zu ſeinem Bilde, und zum Theil die Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen von ihm, geſammelt zu haben. Der erſte, Eutropius, ein Heyde, der zu ſeinen Zeiten lebte, ſchreibt von ihm, man habe ihn in den erſten Jahren ſeiner Regierung mit den beſten Fürſten, zulezt aber nur mit den mittelmäßigen vergleichen können; er habe ſich durch unzähliche Gaben des Geiſtes und des Leibes hervorgethan, ſey überaus begierig nach kriegeriſchem Ruhme und in ſeinen Feldzügen glücklich geweſen; doch habe auch ſeine Geſchicklichkeit eben ſo viel dazu beygetragen. Er ſey, fährt dieſer Schriftſteller fort, ein Freund der Künſte, des Friedens und der Gelehrſamkeit geweſen; habe ſehr nach einer verdienten und allgemeinen Liebe getrachtet, welche er durch Freygebigkeit und gelehriges Nachgeben zu erwerben geſucht habe; gegen einige ſeiner Freunde habe er ſich wanckend, gegen die übrigen aber vortrefflich betragen, indem er keine Gelegenheit verſäumt habe, ſie reicher und anſehnlicher zu machen. Er habe auch viele

Geſeze gegeben: darunter wären einige gut und billig, die meiſten überflüßig, verſchiedene auch ſtreng geweſen. — Es iſt glaublich, daß Eutropius diejenigen Geſeze vor unnüz gehalten habe, welche für die Chriſten und wider die Heyden von dem Kayſer bekannt gemacht wurden.

Der andere dieſer Schriftſteller, Sextus Aurelius Victor, welcher bald nach dem Conſtantin ſchrieb, tadelt zwar denſelben in ſeinem Wercke von den Römiſchen Kayſern nur deswegen, daß er die Abgaben an ſeine Schatzkammer mit zu vieler Härte habe einfordern laſſen, und die öffentlichen Bedienungen unwürdigen ertheilt habe; aber in dem Auszuge der Kayſergeſchichte, die ebenfals dieſem Victor, obgleich fälſchlich zugeſchrieben wird, kommen einige beſondere Umſtände vom Conſtantin vor. „Er war, ſagt dieſer unbekannte Schriftſteller, über alle Maaßen lobbegierig. Den „Trajan pflegte er wegen ſeiner vielen Aufſchriften „an den Häuſern, ein Mauerkraut zu nennen. In „vielen Dingen gab er einen ſehr gefälligen Fürſten „ab: die Verleumdungen unterdrückte er durch die „ſchärfſten Geſeze; er pflanzte die ſchönen Künſte „und beſonders die Wiſſenſchaften fort, las ſelbſt, „ſchrieb, dachte nach und hörte die Abgeordneten „und die Klagen der Provinzen an. Er war mehr „ſpöttiſch als freundlich, und man ſagte in einem „gemeinen Sprüchworte von ihm, zehn Jahre hindurch ſey er ein vortrefflicher Seemann, in den „zwölf folgenden ein Räuber, und in den zehn lezten wegen ſeiner unmäßigen Verſchwendung ein „Mündel geweſen.„ Dieſer Abriß iſt zwar eben ſo wohl als der vorhergehende, ſehr unvollſtändig;

dig; die Schimpfreden des großen Hauffens von einem Fürſten beweiſen auch weiter nichts, als was vor einen Eindruck die Handlungen deſſelben bey ihm gemacht haben; nicht was man von demſelben dencken müſſe. Aber alles dieſes zuſammen genommen giebt doch nüzliche Erläuterungen an die Hand, und man will auch jenen Eindruck kennen.

Conſtantin war alſo kein großer Fürſt nach dem hohen Sinn dieſes Nahmens, kein Heiliger und ausnehmend tugendhafter Mann; aber er war auch kein Böſewicht, der keine andere als laſterhafte Abſichten verfolgt, ſtets die ſchlimmſten Mittel gebraucht, keine aufrichtige, würckſame Neigung bezeigt hätte, der Welt Gutes zu thun. Wenn Ehrgeiz, Herrſchbegierde und Eitelkeit, zuweilen eine grauſame und ungerechte That, und einige von den gewöhnlichen Kunſtgriffen der Staatsklugheit in dem Leben eines Fürſten, das auch viele weiſe, gerechte und wohlthätige Handlungen in ſich begreift, wenn jene Fehler hinlänglich ſeyn ſollten, ihn zum Abſcheu der Menſchen zu machen, ihm nichts als Bosheit und Verſtellung zuzutrauen: ſo würden die menſchlichen Leidenſchaften und Schwachheiten nicht die geringſte Nachſicht in der Geſchichte verdienen, und eine Menge von Fürſten, die Gutes und Böſes abwechſelnd verrichtet haben, würden als Ungeheuer vorgeſtellt werden müſſen.

Man kann die Quellen von den zu harten und gehäßigen Beurtheilungen dieſes Kayſers eben ſo wohl angeben, als diejenigen, aus welchen Schmeicheley und uneingeſchränckte Verehrung gegen ihn

gefloſſen ſind. Eben die eckelhaften Lobſprüche, mit welchen man ihn überhäuft hat, haben eine widrige Würckung bey vielen Leſern gethan. Der Verdruß einen Mann ſo verſchwenderiſch geprieſen zu ſehen, der ſo viele Gelegenheit zum Tadel gab, hat dieſen deſto mehr geſchärft. Die Vergleichung, welche man zwiſchen ihm und dem Kayſer Julian angeſtellt hat, der einige Vorzüge über ihn behauptete, iſt eine andere Veranlaſſung zur hizigſten Partheylichkeit wider ſein Andencken geweſen. Unleugbare Vergehungen und Ausſchweifungen haben auch dazu dienen müſſen, ſeine ganze übrige Art zu dencken und zu handeln in eben dieſe Claſſe zu ſezen. Endlich hat allem Anſehen nach die Begierde, eine tiefe Einſicht in das menſchliche Gemüth zu zeigen, und ſich von gemeinen, herrſchenden Begriffen zu entfernen, nicht wenig dazu beygetragen, daß man dieſen Fürſten ſo boshaft und verächtlich vorzuſtellen verſucht hat. Doch die Bewegungsgründe der Schriftſteller zu unterſuchen iſt eine ſehr unangenehme und mißliche, oft unglückliche Bemühung. Man könnte ſonſt noch hinzuſezen, daß es unter denſelben in den neueſten Zeiten einige gegeben hat, welche aus einem gewiſſen Groll gegen die chriſtlichen Lehrer, vom Conſtantin, dem freygebigen Beſchützer derſelben, wie von einem elenden Thoren geſprochen haben. Wenn ich nach ſo mancherley Beyſpielen von Fehltritten, in der Beſchreibung ſeines Lebens, doch ähnliche oder neue begangen habe: ſo iſt es wenigſtens unwiſſend und ohne alle Abſicht geſchehen.

* * *

Von keinem Fürſten in der ganzen Geſchichte iſt ſo viel, ſo partheyiſch, heftig, widerſprechend, unter ſo vielen Streitigkeiten und Erdichtungen, in alten und neuen Zeiten geſchrieben worden, als von Conſtantin dem Großen. Die beträchtlichſten Schriftſteller ſeines Lebens müſſen hier deſto genauer beſchrieben werden, weil man ſonſt den Gebrauch, den ich von ihnen gemacht habe, nicht wohl beurtheilen kann.

Euſebius, Biſchof von Cäſarea, der die Gewogenheit und den vertrautern Umgang dieſes Fürſten genoß, war vor vielen andern im Stande, eine zuverläßige Geſchichte deſſelben aufzuſezen. Aber ſeine vier Bücher von Conſtantins Leben ſind eine bloße Lobſchrift, und eine der übertriebenſten die man kennt. Es iſt wahr, daß dieſer Schriftſteller auch nur verſpricht, die gottſeeligen Handlungen und Beweiſe der Frömmigkeit Conſtantins anzuzeigen: man kann alſo keine vollſtändige Lebensbeſchreibung von ihm fordern. Doch zu geſchweigen, daß er auch vieles andere erzählt, was er als rühmlich für ſeinen Helden anſah, inſonderheit die Siege deſſelben: ſo wird er überhaupt von ſchwärmeriſcher Bewunderung und Leichtgläubigkeit getrieben, oder vielmehr fortgeriſſen. Nie hat es nach ſeiner Meinung einen größern und tugendhaftern Fürſten gegeben: er ſucht inſonderheit zu zeigen, wie weit derſelbe dem großen Cyrus und Alexander dem Großen vorzuziehen ſey; eine Vergleichung, die vielleicht gar nicht angeſtellt werden ſollte. Gott allein, ſagt er in ſeiner gleich redneriſchen, oft ſchwülſtigen Schreibart, kann einen würdigen

digen Schriftſteller von Conſtantins Leben abgeben. An ſich war ſein Vorſaz untadelhaft, den chriſtlichen Eifer des Kayſers und die großen Dinge, welche Gott durch ihn ausgeführt haben ſollte, zum Dienſte der Nachwelt zu beſchreiben; allein, um dieſe Abſicht zu erreichen, mußte, um das Vertrauen des Leſers zu gewinnen, mit einem mercklichen Anſchein von Ehrlichkeit bloß erzählt, nicht zugleich das Geräuſche eines Redners nachgeahmt werden: und ſelbſt damit ſo ruhmvolle Nachrichten wahrſcheinlicher würden, hätten die untergemiſchten Fehler dieſes Mannes nicht ſo gezwungen vorbey gelaſſen werden ſollen. Uebrigens hebt dieſes alles die Glaubwürdigkeit dieſer Lebensbeſchreibung nicht völlig auf. Man kann nicht beweiſen, daß Euſebius Begebenheiten erdichtet habe, und überhaupt iſt dieſes der Vorwurf nicht, den man dem Lobredner von einiger Rechtſchaffenheit und Einſicht macht. Er vergrößert mehr die Bewegungsgründe, die Abſichten, Umſtände und Folgen der Handlungen, als daß er dieſe erſinnen ſollen. Das Werck alſo des Euſebius, der ſonſt ein gelehrter und verdienter Mann war, kann mit der ſchärfſten Prüfung zergliedert, noch immer wohl gebraucht werden.

Noch früher hatte ſich Lactantius unter dieſer Regierung hervorgethan, und unterrichtete Conſtantins Prinzen Criſpus. In einem Buche von dem Tode der Verfolger der Chriſten erzählt er viele beſondere Umſtände von dieſem Kayſer und ſeinen Feinden; allein er hält ſo heftige Strafreden gegen die leztern und die heydniſchen Kayſer überhaupt, daß man auf den Verdacht kommt, er habe

die

die Geſchichte nach ſeinem Endzwecke willkührlich ausgeſchmückt. Er lebte und ſtarb überaus dürftig: man wundert ſich mit Rechte über dieſes Schickſal eines Lehrers am kayſerlichen Hofe, und ich weiß nicht, ob es Ehre für den Kayſer ſey zu muthmaaßen, der unglückliche Todt des Criſpus habe auch traurige Folgen für den Lactantius gehabt.

Die Schriftſteller des fünften Jahrhunderts, Theodoretus, Socrates und Sozomenus, welche die Kirchengeſchichte des Euſebius fortgeſezt haben, bringen manche nüzliche Nachrichten vom Conſtantin vor; allein alles gereicht zu ſeinem Ruhme. Wie ſie, hüten ſich überhaupt die Kirchenlehrer der Chriſten vom vierten Jahrhunderte an, irgend einen Fehler an ihm zu finden; und es iſt eine außerordentkich große Freyheit, mit welcher Hieronymus behauptet, er ſey in den Geſinnungen der Arianer geſtorben. Ein Anhänger dieſer Parthey im fünften Jahrhunderte, Philoſtorgius, ſcheint nicht ſo lobredneriſch von dieſem Kayſer geſchrieben zu haben, ſo viel wir nach dem Auszuge ſeines verlornen Wercks urtheilen können. Seine Erzählungen ſind jedoch nicht alle wahrſcheinlich, wie unter andern dieſe, daß Conſtantin von ſeinen Brüdern mit Gifte aus dem Wege geräumt worden ſey, und weil er dieſes merckte, in ſeinem lezten Willen befohlen habe, der erſte ſeiner Söhne, der nach ſeinem Tode ankommen würde, ſollte ihn dafür rächen.

Den chriſtlichen Schriftſtellern, und beſonders dem Euſebius, ſteht Zoſimus, ein heydniſcher Hofbedienter im fünften Jahrhunderte, gerade ent-

gegen. Bey ihm iſt Conſtantin einer der laſterhafteſten Fürſten, faſt immer ſchändlich in ſeinen herrſchenden Abſichten, und oft ungeſchickt in ſeiner Regierung. Zoſimus zeigt im Ganzen große Fähigkeiten zu einem pragmatiſchen Geſchichtſchreiber. Er wählt mit Einſicht, ſchreibt ſehr freymüthig, ſucht die Urſachen der Handlungen auf, und kennt die Menſchen nicht übel. Aber man kann ihn von einem ſichtbaren Haſſe oder doch Widerwillen gegen dieſen Kayſer nicht loßſprechen. Dieſer ſcheint ihn zwar nicht ſo weit verführt zu haben, daß er Begebenheiten und Urſachen derſelben erdichtet, Fehler gegen die Zeitrechnung und Geſchichte, ob er ſie gleich zu verbeſſern im Stande war, vorſezlich beybehalten hätte. Es hat hingegen alles Anſehen, daß er das Leben des Verfolgers ſeiner Religion, ſchon eingenommen wider ihn, und gern von der ſchlimmern Seite betrachtet habe. Da er manches mit Rechte an ihm zu tadeln fand, ſah er deſto lieber ſich dieſes Verzeichniß vergrößern: ſo gewannen auch Erzählungen, die aus dem Gerüchte entſtanden ſeyn mochten, bey ihm Glauben. Wenn er eben ſo ſorgfältig das Ruhmwürdige in Conſtantins Geſchichte aufgeſucht hätte, als er alle Schandflecken derſelben ans Licht gezogen hat: ſo würde man weit weniger Grund haben, ihn der Partheylichkeit zu beſchuldigen. Er muß gleichwohl immer nach der Denckungsart eines Heyden beurtheilt werden, und alsdenn verdient er viele Entſchuldigung: ſo wie die Heyden jener Zeiten die oft abgeſchmackten und unerträglichen Lobſprüche Conſtantins bey den chriſtlichen Schriftſtellern dem Religionseifer derſelben verzeihen mußten. Man iſt ihm ſogar Danck dafür ſchuldig, daß er man-

manches geſagt und aufzudecken verſucht hat, wovon alle andere Geſchichtſchreiber ſchweigen, und das wenigſtens durch Unterſuchungen für die Wahrhaftigkeit der Geſchichte wichtig werden kann.

Der Kayſer Julian, Conſtantins Brudersſohn und bald nach ihm Kayſer, ein gleich großer Eiferer für die Wiederherſtellung des Heydenthums, als jener für die Einführung der chriſtlichen Religion geweſen war, hat in einer Spottſchrift die Kayſer, ihn und alle ſeine Vorgänger in der Regierung vor den Richterſtuhl der Götter geſtellt. Hier beſchreibt er den Conſtantin als einen zwar nicht ganz unkriegeriſchen Fürſten, der aber in Wollüſte verſuncken ſey. Von ſeinen Thaten ſagt er, er habe zween Tyrannen umgebracht, von denen der eine träg und weichlich, der andere unglücklich und von der Laſt des Alters gedrückt, beyde aber Göttern und Menſchen verhaßt geweſen wären. Seine Thaten gegen die Barbaren wären lächerlich: denn er habe ihnen Jahrgelder, gleich einem Tribute, bewilligt, und ſey ein üppiger Fürſt geweſen. Ihn ſelbſt läßt er ſich dem Alexander, Julius Cäſar, Auguſtus, Trajanus und Marcus Aurelius vorziehen, weil er nicht bloß Barbaren in Aſien, ſondern Römer, Deutſche und Scythen, nicht rechtſchaffene Bürger, ſondern ſchlimme Tyrannen bekriegt habe. Seine vornehmſte Begierde ſoll dieſe geweſen ſeyn, Schätze zu ſammeln, ſie reichlich auszutheilen, und ſich ſo wenig als ſeinen Freunden etwas zu verſagen. Daher läßt er ihn endlich auf die verächtlichſte Art von den Göttern abweiſen, und zur Weichlichkeit, als ſeiner Schutzgöttinn, ſeine Zuflucht nehmen, von welcher er zur Ueppigkeit

geführt, bald aber auf Befehl der Götter nebſt ſeinen Söhnen, für alle ihre Verbrechen beſtraft worden ſeyn. Alle dieſe Spöttereyen ſcheinen mehr das Werck eines Feindes als eines wizigen Tadlers zu ſeyn, der wie bey den übrigen erſtgenannten Fürſten über Fehler gelacht, und Tugenden doch nicht ganz vergeſſen hätte: nur dieſen allein findet er, wider die Ausſage der Geſchichte, durchaus lächerlich und nichtswürdig.

Daß Eutropius und Aurelius Victor ſich in ihren Auszügen der Römiſchen Geſchichte beynahe mehr als alle bisher angeführte Schriftſteller vor der Begeiſterung für oder wider den Conſtantin in Acht genommen haben, davon ſind bereits Beyſpiele angeführt worden. Die ſpätern hiſtoriſchen Sammler nach dem fünften Jahrhunderte, haben manches Eigene von Conſtantins Geſchichte; werden aber immer weniger glaubwürdig.

Conſtantins Geſeze, die noch im Theodoſianiſchen und Juſtinianeiſchen Codex vorhanden ſind, machen eine ſehr ſchäzbare Erläuterung ſeiner Geſchichte aus. Zur Beurtheilung derſelben giebt Franz Balduin in dem beſondern Buche, welches er von denſelben geſchrieben hat, eine nüzliche Anleitung, ob er gleich oft zu freygebig in ſeiner Bewunderung gegen den Kayſer iſt.

Aus allen dieſen und andern Quellen nebſt dem Gebrauche der beſten Hülfsmittel, hat Tillemont mit gewöhnlichem Fleiße und Genauigkeit ziemlich vollſtändige Nachrichten zur Geſchichte dieſes Kayſers

ſers zuſammen getragen. Bey Erzählungen, welche zur Ehre der Religion und Kirche gereichen, iſt er nicht ſtets prüfend genug, und meiſtentheils zu ſehr für dieſen Fürſten eingenommen. In einem geringern Grade begeht dieſen Fehler auch Crevier, der die Nachrichten deſſelben wohl genüzt, und eine angenehme Lebensbeſchreibung Conſtantins verfertigt hat. Er hätte auch weniger Anſtalten machen ſollen, um gewiſſe Dinge zu ſagen, und zuweilen ſind Witz und Beredſamkeit von ihm ſehr überflüßig angebracht worden.

Beyde hat vermuthlich der ehemalige Superior der Theatiner, Bernhard von Varenne, in ſeiner Hiſtoire de Conſtantin le Grand, (Paris 1728. auf 375 Quartſeiten) zu übertreffen geſucht. Sein Werck iſt aber nur eine Zuſammenſtoppelung im höchſten panegyriſchen Tone. Es iſt unter andern luſtig zu ſehen, wie dieſer Mönch die Geſchichte zu ergänzen weiß. Sie ſagt nichts von der Erziehung Conſtantins; er aber glaubt nicht nur, daß vortreffliche Lehrer dabey die Aufſicht geführt haben, ſondern ſezt auch von dieſen Leuten, die er allein kennt, hinzu: Dieſe großen Männer übernahmen die Sorge ſeines Unterrichts, und Conſtantius leitete ihn durch Beyſpiele.

Die freyere und eben dadurch richtigere Beurtheilung Conſtantins hat erſt im vorigen Jahrhunderte in der proteſtantiſchen Kirche ihren Anfang genommen. Schon Rittershauſen, Ziegler und andere Gelehrte hatten keine ſo große Begriffe von den Dienſten, welche Conſtantin der chriſtlichen Religion und Kirche erwieſen haben ſollte, als noch

bey den meiſten gewöhnlich ſind. Weit kühner als ſie alle, und mit ausführlichern Anmerckungen hat ihn Gottfried Arnold in ſeiner unpartheyiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie getadelt. Aber das unvermeidliche Unglück dieſes Schriftſtellers, niemals auf der Mittelſtraße ſtehen bleiben zu können, und im Tadel bis zur Ungerechtigkeit auszuſchweifen, verfolgt ihn auch hier. Er ſagt ſonſt viel Wahres; nur gefällt es aus ſeinem Munde wenig, iſt auch bisweilen mit falſchen Umſtänden vermiſcht.

Sowohl von ſeinen bittern und gallſüchtigen Urtheilen, als von den Schmeicheleyen der gröſſern Menge gegen Conſtantins Andencken, haben ſich Mosheim (in den Commentariis de rebus Chriſtianorum ante Conſtantinum M. und in den Inſtitutt. Hiſt. Eccleſ. antiquae et recentioris) und Herr Cramer (in der Abhandlung von Conſtantins des Großen Bekehrung zur chriſtlichen Religion, und ihren Folgen für dieſelbe, welche in der zweyten Fortſezung von Boßüets Einleitung in die Geſchichte der Welt und der Religion befindlich iſt,) durch verſchiedene gelehrte und ſcharfſinnige Unterſuchungen glücklich entfernt.

Noch vor ihnen haben Chriſtian Thomaſius und Burkhard Gotthelf Struv in beſondern Abhandlungen zu zeigen geſucht, daß Conſtantin entweder gar kein Chriſt, oder doch nur ein Heuchler aus Staatsgründen geweſen ſey; ſie haben aber Muthmaaßungen und Verdachte zu viel eingeräumt. Andere kleine Schriften über Conſtantins Leben, die in großer Amzahl vorhanden ſind, gehören meiſten-

ſtentheils zu den mittelmäßigen Sammlungen voll Deklamation und partheyiſcher Streitſucht. Eben ſo findet man auch unter den Büchern dieſes Inhalts nur noch wenige, die Aufmerckſamkeit verdienen: und ſie verlieren ſich ſehr in einzele Umſtände. Johann Albrecht Fabricius, der ſelbſt der Verfaſſer eines leſenswürdigen Aufſazes von dem Kreuze, das Conſtantin am Himmel ſoll geſehen haben, iſt, hat in ſeinem Wercke: Lux ſalutaris Evangelii toti orbi exoriens, und Johann Vogt in ſeiner Hiſtoria litteraria Conſtantin. M. die Schriftſteller von Conſtantins Geſchichte angezeigt: ein Verzeichniß, das ungemein vermehrt werden könnte, wenn dieſe Arbeit ihre Mühe belohnte.

Endlich hat der Herr von Voltaire ſeine Methode die Geſchichte zu bearbeiten, auch den Kayſer Conſtantin empfinden laſſen. Er beſizt die wunderbare aber keineswegs beneidenswürdige Gabe, mitten unter den gröbſten Unrichtigkeiten und Vergehungen wider die Geſchichte, durch wizige und ſpöttiſche Wendungen den ungeübten Leſer dennoch dergeſtalt einzunehmen, daß derſelbe keine Beweiſe von allen ſeinen zuverſichtlichen Erzählungen und entſcheidenden Ausſprüchen fordert. Auch verſteht er vortrefflich, aus dem Leben eines Fürſten, der rühmliche und ſchlimme Handlungen verrichtet hat, nur ſeine Thorheiten und Ausſchweifungen herauszuziehen, und über alles, was er nur halb weiß, das Lächerliche in vollem Maaße zu verbreiten. Aber die falſch oder ſchief angeführten Stellen und ſogar Nahmen der alten Schriftſteller, die er bloß aus dem Tillemont zu kennen

ſcheint; ſeine artigen Einfälle, die in Luſtſpiele gehören, und die er in die Geſchichte ſezt, ingleichen die Dreiſtigkeit, mit welcher er über alles urtheilt oder ſcherzt, was er niemals gehörig unterſucht hat, ſind eine Art von Lächerlichem, das er ſich wider ſeinen Willen gegeben hat. Einige ſeiner Nachahmer unter Franzoſen und Deutſchen haben auf eben dieſem Wege und zum Theil noch weiter gehen wollen; allein da ſie ſeine flüchtige gauckelnde Schreibart nicht in ihrer Gewalt hatten; oder ernſthaft auf den Conſtantin ſchimpften, wo jener nur ſpottete, ſind ſie mitten unter den abgemeſſenſten Schritten auf eine ſehr plumpe Art gefallen.

Leben

II.

Leben des Kayſers Julianus.

Es wird ſehr natürlich ſcheinen, das Leben Julians auf die Geſchichte Conſtantins des Großen folgen zu laſſen. Die Denckungsart, die Abſichten und das Betragen dieſer beyden Fürſten waren in ſo vielen Dingen verſchieden, daß man ſie kaum beſſer kennen lernen kann, als wenn ſie neben einander geſtellt werden. Eben dieſes iſt auch der bequemſte Platz für den Schriftſteller, wenn er den chriſtlichen Kayſer auf Koſten des heydniſchen, oder dieſen zum Nachtheil von jenem, loben will. Aber keine von dieſen Urſachen hat hier Statt gefunden: ich habe den Julian deswegen gewählt, weil ich am Ende der Lebensbeſchreibung Conſtantins mich eben unpartheyiſch genug fühlte, um auch von dem Feinde deſſelben, wie von ihm, eine Nachricht geben zu können, in der, wie ich hoffe, nur die erweisliche Geſchichte redet.

Einer von den Stiefbrüdern Conſtantins, Julius Conſtantius, ein Herr, der verſchiedene anſehnliche Würden mit Ruhm bekleidete, und ſeine zweyte Gemahlinn Baſiline waren die Eltern des Flavius Claudius Julianus, der am 6 Novemher des Jahrs 331 zu Conſtantinopel gebohren wurde. Seine Mutter, welche eine Anverwandtinn

tinn des Euſebius, Biſchofs von Nicomedien, und, wie dieſer, eine Freundinn der Arianer geweſen zu ſeyn ſcheinet, ſtarb bereits im folgenden Jahre. Auf eine noch unglücklichere Art wurde ihm ſein Vater im Jahr 337. entriſſen. Die Soldaten ermordeten ihn, ſeinen älteſten Sohn, noch einen Bruder Conſtantins, und verſchiedene andere Anverwandte dieſes Kayſers, indem ſie ſchrieen, daß ſie niemanden als die Söhne deſſelben zu ihren Oberherren haben wollten. Eigentlich aber war es der mittlere Sohn Conſtantins, der Kayſer Conſtantius, der die blutdürſtige Wuth der Soldaten wo nicht angeſtiftet, doch auch nicht zu unterdrücken verſucht hat, um mit deſto wenigern Mitgenoſſen das Reich theilen zu dürfen. Julianus und ſein älterer Stiefbruder Gallus, die einzigen, welche nun außer den drey Söhnen Conſtantins des Großen, von der Familie dieſes Herrn übrig waren, würden damals einem gleichen Schickſal nicht entgangen ſeyn, wenn nicht den Gallus ſeine kränckliche Leibesbeſchaffenheit, die ihm einen zeitigen Todt zu drohen ſchien, und den Julianus ſein zartes Alter geſchüzt hätte. Der leztere ward vor der andringenden Lebensgefahr unter andern durch die Fürſorge des Marcus, Biſchofs von Arethuſa, in einer Kirche verſteckt: ein Umſtand, den die chriſtlichen Lehrer nachmals nicht ermangelt haben zu Vorwürfen gegen den Julianus zu nüzen.

Conſtantius begnügte ſich nun daran, ihn und ſeinen Bruder vom Hofe zu entfernen. Er wurde von dem Biſchof zu Nicomedien, Euſebius, ſeinem Anverwandten, erzogen. Man hat in den neuern Zeiten geurtheilt, daß dieſer Biſchof ſich

keines=

keineswegs dazu geſchickt habe, dem Julian einen richtigen Begriff von der Religion beyzubringen, weil er das Haupt einer irrgläubigen Parthey, der Arianer, geweſen ſey. Allein da man keine Nachricht hat, ob er den jungen Prinzen für ſeine Lehrſäze einzunehmen geſucht habe, und man eben ſo viele Urſache zu vermuthen hat, daß er ihm bloß die Grundſäze des Chriſtenthums in Ausdrücken der heiligen Schrift, nicht aber die unterſcheidenden Meinungen und zum Theil von beyden Seiten übertrieben ſpizfindigen Worthändel zwiſchen den Rechtgläubigen und Arianern bekannt gemacht habe: ſo iſt es unmöglich, mit Gewißheit davon zu reden. Bey Julians Erziehung führte beſonders Mardonius, ein gelehrter und weiſer Verſchnittener, der ſeiner Mutter zugehört, und ſie ehemals ſelbſt unterrichtet hatte, die Aufſicht. Dieſer lehrte ihn frühen Ernſt, Mäßigkeit und Beſcheidenheit; unter andern, wenn er zu ſeinen Lehrern gieng, die Augen niederzuſchlagen, und ſich von jungen Leuten ſeines Alters nicht zu den Schauſpielen hinreiſſen zu laſſen. „Willſt du Pferderennen ſehen? „ſagte er zu ihm; Homer hat es vortrefflich beſchrieben: nimm ſein Buch, und lies darinne!„ Eben ſo empfol er ihm an Statt der gewöhnlichen Ergözlichkeiten andere reizende Bilder dieſes großen Dichters: er prägte ihm die Lehren ein, daß wahre Tapferkeit den Wollüſten niemals unterliege, und daß man durch dieſe nicht glücklich werde. Julianus, der dieſes alles lange hernach mit Vergnügen erzählte, bildete würcklich nach ſolchen Vorſchriften ſeine Sitten.

Gegen das funfzehnte Jahr ſeines Alters führte man ihn und ſeinen Bruder auf ein prächtiges

kayſerliches Schloß bey Cäſarea in Cappadocien. Hier wurden ſie zwar ihrem Stande gemäß bedient; aber ſie lebten auch ſehr eingeſchränckt. Julianus ſelbſt vergleicht dieſen Aufenthalt mit der Gefangenſchaft in irgend einem feſten Perſiſchen Schloße, und ſezt hinzu, ſie hätten daſelbſt keinen von ihren Bekannten ſprechen dürfen, wären an allem Fleiß in den Wiſſenſchaften verhindert worden, hätten nur mit ihren zahlreichen Bedienten umgehen und in der Geſellſchaft ihre Uebungen vornehmen können. Wenn daher, ſagt er, ſein Bruder Gallus etwas Bäuriſches und Rauhes in ſeinen Sitten habe, ſo ſey es aus dieſer Erziehung zwiſchen den Gebürgen entſtanden. Dieſe Vorſtellung ſcheint nicht ganz erdichtet zu ſeyn: das Mißtrauen des Conſtantius gegen ſeine beyden Vettern macht ſie wahrſcheinlich; vielleicht hat er auch, welches oft das Unglück der Mißtrauiſchen iſt, ſeinen eigenen Abſichten entgegen gearbeitet, indem er ihnen zu wenige Freyheit und Ergözung für ihr Alter vergönnt hat. Daß aber auch Vergrößerungen zu dieſer Beſchreibung gekommen ſind, beweiſet diejenige, welche die chriſtlichen Schriftſteller hinterlaſſen haben, und welche eben nicht verdächtig iſt.

Nach derſelben wurden Julianus und Gallus auf dieſem Schloße von beſondern Lehrern in den ſchönen Künſten unterwieſen: ſie nahmen auch die Leibesübungen vor, die für ihr Alter gehörten. Vorzüglich aber bekamen ſie von Geiſtlichen Unterricht in der chriſtlichen Religion; ſo daß ſie endlich in den Stand derſelben treten, und als Vorleſer der heiligen Schriften in den Verſammlungen der Chriſten ſich zeigen konnten. Man führte ſie auch

zur

zur chriſtlichen Gottſeeligkeit an, wenigſtens nach der Geſtalt, welche ſie damals hatte: ſie bezeigten viele Hochachtung gegen die Lehrer und andere fromme Chriſten, beſuchten die Kirchen ſehr fleißig, und bezeigten den Märtyrern bey ihren Gräbern die gewöhnliche Ehrerbietung. Kein Wunder aber iſt es nun, daß Julianus dieſe gewaltſame Beſtimmung zu einer Lebensart, zu welcher er, vielleicht auch ſein Bruder, keine Neigung hatten, und die nur den Staatsklugen Abſichten des Conſtantius dienen mußte, ſie von aller Hoffnung zum Throne abzuhalten, daß er dieſe und andere Anſtalten als einen knechtiſchen Zwang angeſehen hat. Sein geheimer Widerwille bey allen dieſen Handlungen ſoll ſogar durch eine wunderbare Begebenheit verrathen worden ſeyn, als beyde Brüder gemeinſchaftlich dem Märtyrer Mamas über ſeinem Grabe baueten. Sie wetteiferten mit einander in der Pracht, welche ſie dabey anwandten; allein die Seite, welche Julian aufzuführen unternommen hatte, ſoll niemals haben vollendet werden können, weil ſie immer von neuem eingeſtürzt ſey: zu einem Merckmale, ſagt man, daß Gott, oder wenigſtens der Heilige, den man ehren wollte, die heuchleriſche Andacht des einen Prinzen habe offenbaren wollen. Die chriſtlichen Schriftſteller berufen ſich auf Augenzeugen dieſer Begebenheit; es gehört aber mehr zur Gewißheit eines Wunders von ſo geringen Folgen, als die Ausſage einiger unbekannten Perſonen. Vielleicht hat man es in den folgenden Zeiten, als Julians Geſinnungen gegen das Chriſtenthum ausbrachen, verbreitet: es könnte ſogar ſeyn, daß die Sache ſelbſt aus natürlichen Urſachen vorgefallen wäre, die man nachher in ein Wunder verwandelt hat.

Sechs Jahre lang hatte Julianus mit ſeinem Bruder auf dieſe eingezogene Art zugebracht, als Conſtantius, der allein von den Söhnen Conſtantins am Leben, und Herr des ganzen Reichs war, im Jahr 351. den Gallus zum Cäſar erklärte, ihm die morgenländiſchen Provinzen ertheilte, und ſeine Schweſter zur Gemahlinn gab: alles in der Abſicht, um die Laſt ſeiner weitläufigen und unruhigen Regierung durch einen Anverwandten, dem er trauen könnte, unterſtüzt zu ſehen, weil es ihm ſelbſt an Erben fehlte. Mit der Erhöhung ſeines Bruders erhielt auch Julian die Erlaubniß, ſich zu Conſtantinopel noch ferner in der Beredſamkeit und Philoſophie üben zu dürfen. Hier beſuchte er, noch immer in Begleitung ſeines Hofmeiſters, des Mardonius, die öffentlichen Lehrſtunden, und kleidete ſich, nach dem Rathe deſſelben, nur wie einen Jüngling von geringem Stande, um deſto weniger Aufſehen zu machen. Allein damals fiengen ſeine vortrefflichen Gaben erſt an, ſich vor vielen Zuſchauern zu entwickeln. Er hatte von ſeiner Kindheit an eine ungemeine Leichtigkeit zu begreiffen, und eine unerſättliche Begierde Bücher zu leſen, geäußert: ſeine Lehrer beklagten ſich ſogar, daß ſie ihn nichts mehr lehren könnten. Der Fortgang in den Wiſſenſchaften, den man an ihm bemerckte, ſeine Beredſamkeit und ſeine beſcheidene, gefällige Aufführung zogen die Aufmerckſamkeit vieler Einwohner der Hauptſtadt an ſich. Schon ſagte man zu einander, daß dieſer Vetter des Kayſers bald ein Mitgenoße des Reichs werden dürfte. Dieſe Reden beunruhigten den argwöhniſchen Conſtantius ſo ſehr, daß er dem Julianus befohl, ſich wieder nach Nicomedien, oder ſonſt in eine Stadt von klein Aſien, zu begeben. Zugleich verbot er

ihm,

ihm, keinen Zuhörer des Libanius, eines ſehr berühmten heydniſchen Lehrers der Beredſamkeit, der um dieſe Zeit ſich von Conſtantinopel nach Nicomedien hatte flüchten müſſen, abzugeben. Der Kayſer beſorgte, er möchte von demſelben eine Neigung gegen das Heydenthum annehmen: daher war ihm auch bisher ein anderer Lehrer dieſer Kunſt, Ecebolus, angewieſen worden, der zwar mit dem Libanius nicht verglichen werden konnte, aber ein eifriger Chriſt zu ſeyn ſchien; ob er gleich in der That ſeine Religion nach den Geſinnungen des Fürſten änderte.

Julianus gehorchte zwar; allein da er den Libanius, welchen er ſehr hochſchäzte, nicht zum Lehrer wählen durfte, ſammlete er ſich heimlich die Schriften deſſelben, und ahmte ſeine Schreibart mit ſo groſſer Sorgfalt nach, daß man ihn als ſeinen würcklichen Schüler betrachtet hat. Die Freyheit, deren er damals genoß, wandte er inſonderheit dazu an, andern Dienſte zu leiſten. Er that in dieſer Abſicht einige Reiſen, ſogar da er noch ſehr ſchwach von einer Kranckheit war: und ſolche Gefälligkeiten erwies er zuweilen, ohne darum gebeten worden zu ſeyn, auch Perſonen, die er wenig kannte. Dabey war er gegen Dürftige freygebig mit ſeinem geringen Vermögen. Dieſer Wohlthätigkeit, ſchrieb er in ſpätern Zeiten, habe es ihn niemahls gereuet, weil ihm ſeine Geſchencke mit groſſem Wucher wieder erſezt worden wären: ſie hätten ihm die Erbſchaft ſeiner Großmutter verſchafft, und überhaupt ſey niemand durch Mildthätigkeit arm geworden.

Allein zu Nicomedien war es auch, wo er zuerſt der heydniſchen Religion geneigt wurde. Die chriſtlichen Schriftſteller, welche dieſe Geſinnung mit der Verſtellungskunſt verbunden, ſchon ſeit ſeinen früheſten Jahren an ihm bemerckt haben wollen, haben vermuthlich ſolche Spuren zu ſpizfindig aufgeſucht. So nahm er bey den redneriſchen Uebungen, welche er mit ſeinem Bruder anſtellte, immer die Parthey der Heyden, um, wie er ſagte, die ſchwerſte Sache zu verfechten. Da er jedoch ſelbſt geſteht, daß er bis in ſein zwanzigſtes Jahr ein Chriſt geweſen ſey: ſo müſſen dieſe und andere Handlungen eines jungen Menſchen nicht als Beweiſe der Gottloſigkeit angeſehen werden. Die platoniſchen Philoſophen hingegen wußten ſich zu dieſer Zeit ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften, die zugleich eine hizige Neubegierde war, auf eine ſehr ſchlaue Art zu bedienen.

Gereizt durch den Ruhm des Aedeſius, welcher damals der vornehmſte unter dieſen Weltweiſen war, die zwar vom Plato den Nahmen führten, aber mehr, bey einer vorzüglichen Hochachtung gegen denſelben, alle philoſophiſche Partheyen und Religionsvorſtellungen mit einander zu vereinigen ſuchten, und in der That zu dieſer Zeit die ſtärckſten Stützen des ſinckenden Heydenthums abgaben, beſuchte ihn Julianus zu Pergamus. Er war im Begriffe ſich ganz der Unterweiſung deſſelben zu überlaſſen, und ſchickte ihm prächtige Geſchencke. Aedeſius nahm dieſelben nicht an: er entſchuldigte ſich auch wegen des Unterrichts mit ſeinem hohen Alter, pries ihm aber ſeine Schüler an, und die geheimnißvollen Lehren der Weisheit, die ſie im Beſiz hätten. Zween derſelben, Euſebius

ſebius und Chryſanthius, befanden ſich eben zu Pergamus: daher wandte ſich Julianus an dieſelben. Chryſanthius rühmte die Theurgie ungemein; eine Wiſſenſchaft, in welcher dieſe Philoſophen ihre erhabenſte und vollkommenſte Einſicht ſezten, indem ſie lehren ſollte, wie die menſchlichen Seelen durch den Beyſtand der Geiſter, welche ſich in großer Anzahl zwiſchen dem höchſten Gott und den Menſchen fänden, nach und nach zum Anſchauen Gottes und zu der innigſten Vereinigung mit ihm geführt werden könnten. Allein Euſebius verachtete die Begeiſterungen und ſinnlichen Erſcheinungen, welche durch dieſe Theurgie hervorgebracht werden ſollten: er behauptete, nur die weſentlichen Begriffe aller Dinge wären Wahrheiten; die Würckungen aber der materiellen Kräfte brächten nur Betrügereyen oder Gauckelwercke hervor. Dieſe Uneinigkeit der Schüler des Aedeſius befremdete den Julian. Er fragte den Chryſanthius, was Euſebius unter dieſen betrügeriſchen Künſten verſtünde; aber er ward auf ihn ſelbſt verwieſen. Endlich ſagte Euſebius, einer der gelehrteſten und älteſten Schüler des Aedeſius ſey Maximus; der aber als ein vortrefflicher Kopf ſich nicht mit tiefen Unterſuchungen, ſondern mehr mit ſolchen ausſchweifenden Verſuchen beſchäftigte. Einmal hätte er ihn und andere ſeiner Freunde in den Tempel der Hecate geführt, und, nachdem er ein Körnchen Weyhrauch gereinigt, und heimlich ein gewiſſes Gebet geſprochen hätte, habe die Bildſäule der Göttinn zu lächeln angefangen. Darauf habe Maximus die Fackeln, welche die Göttinn in den Händen hielt, bloß durch ſeine Worte angezündet. Unterdeſſen, ſezte Euſebius hinzu, muß man alles dieſes nicht bewundern: denn die

Philoſophie lehrt uns eine ganz andere Reinigung, welche die Seele angeht. Kaum hatte Julianus dieſe Erzählung angehört, als er vom Euſebius Abſchied nahm, mit dem Entſchluſſe ſich zum Maximus zu begeben. Man kann hier leicht auf den Verdacht fallen, daß dieſe ganze Unterredung ein zwiſchen den Philoſophen verabredeter Kunſtgriff geweſen ſey, den jungen Prinzen in die Hände desjenigen zu bringen, von welchem ſie ſich am meiſten verſprachen. Andere, die weniger argwöhniſch ſind, werden vielleicht die Redlichkeit des Euſebius loben, der ſelbſt vor den Fehlern ſeiner philoſophiſchen Mitſchüler gewarnet hat. Immer aber iſt es doch gewiß, daß dieſe Reden beym Julian eine Würckung gethan haben, die Euſebius erwarten mußte.

Hierauf reiſte Julian zum Maximus nach Epheſus. Er fand an demſelben einen alten, ehrwürdigen und ſehr einnehmenden Mann, dem er ſich gänzlich ergab. Chriſtliche Schriftſteller erzählen zwar, Maximus ſey freywillig nach Nicomedien zu ihm gekommen, weil er von Julians ausnehmendem Fortgange in den Wiſſenſchaften ſo viel Rühmliches gehört hätte; allein die vorhergehende Nachricht des Eunapius hat mehr Wahrſcheinlichkeit. Genug daß Julian von der Zeit an, da er ein Anhänger des Maximus ward, alle Neigung gegen die chriſtliche Religion verlor. Dieſer Philoſoph bemächtigte ſich ſeiner durch die Lehren, welche er ihm mit vieler Beredſamkeit einflößte; durch die Vorherverkündigung, daß er den kayſerlichen Thron dereinſt beſteigen, und das Heydenthum wieder aufrichten würde; beſonders aber durch Auftritte der Theurgie und Magie oder

Zauberey, die er vor ihm ſehen ließ. Julian ward ſchnell und mit weit größerm Eifer ein Heyde, als er jemals ein Chriſt geweſen war.

Dieſe Religionsveränderung iſt nach allem, was bisher mit ihm vorgefallen war, eben keine außerordentliche und ſchwer zu begreifende Sache. Ein junger Prinz von der lebhafteſten, feurigſten Gemüthsart, und von einer unbegränzten Wißbegierde, dem man gleichwohl eine Erziehung gegeben hatte, die ſich mehr für einen trägen und knechtiſchen Geiſt, oder doch für ein ſtilles und zu allem beugſames Naturell geſchickt hätte; bey dem man alle Hoffnung zur Regierung oder Staatsverwaltung, an die er einen gegründeten Anſpruch machen konnte, durch Entfernung von Hofe, eine Art von Gefangenſchaft, Beſtimmung zu einem ganz entgegengeſezten Stande, und offenbare Zeichen eines verächtlichen Mißtrauens zu unterdrücken ſuchte; den man auf eine erzwungene Weiſe häuffige Andachtsübungen vornehmen ließ, welche man mehr von ſeinen freyen Trieben hätte erwarten ſollen; dem man verbot heydniſche Lehrer der Beredſamkeit zu hören, die doch zum Theil die chriſtlichen übertrafen; der in einem Alter, das am wenigſten unter allen ohne wohlgewählte und angemeſſene Arbeiten bleiben darf, ganz ohne ſolche Beſchäftigungen gelaſſen wurde; deſſen Vater endlich und Anverwandte von eben dem Kayſer, der ihn unter ſo argwöhniſchen und unangenehmen Einſchränckungen hielt, ermordet worden waren: dieſer Prinz hatte kaum einige Freyheit erlangt ſich ſeinen Neigungen zu überlaſſen, als er ſich mit einer gewiſſen Heftigkeit in alles ſtürzt, wovon man ihn bisher zu gewaltſam abgehalten hatte; den Glauben derer verläßt,

welche er nicht ohne Grund als ſeine Feinde und Verfolger anſah; ſcharfſinnigen, beredten, und ihm an Klugheit weit überlegenen heydniſchen Gelehrten ſein ganzes Vertrauen mit derjenigen Hitze ſchenckt, die durch die reizende Neuigkeit unerhörter Lehren und Künſte angefeuert werden mußte, und ſelbſt zu der Religion derer übergeht, welche ihm in Verbindung mit derſelben den Beſitz des Reichs verſprachen; da ihm hingegen eine ſolche Erwartung von der herrſchenden chriſtlichen Parthey völlig zernichtet wurde. Wenn Julian dieſes auch nicht gethan hätte, ſo würde man doch große Urſache gehabt haben es zu befürchten.

Freylich entſchuldigen alle dieſe Umſtände nur den unerfahrnen Jüngling, der nach einem langen Zwange nun erſt frey, weiſe und glücklich zu ſeyn glaubte; aber nicht im Stande war, die Abſichten ſeiner neuen Anführer zu überſehen. Sie helfen hingegen dem Manne von reifer Ueberlegung nichts, der immer auf dem Wege blieb, auf welchen ihn Verdruß, Leichtſinn, liſtige Vorſtellungen und ſchmeichelhafte Hoffnungen ehemals verführt hatten. Man braucht ſogar bey dem Alter, in welchem Julian dieſen Schritt that, und in ſeiner damaligen Verfaſſung, nicht mehrere und überdachte Urſachen anzugeben, die ihn bewogen haben könnten, der Religion zu entſagen, in welcher er erzogen worden war, und über zwanzig Jahre gelebt hatte. Aber es giebt doch einige nicht unwahrſcheinliche Vermuthungen über gewiſſe Dinge, die ſeinen Entſchluß befördert, oder ihn auch in der neu angenommenen Religion befeſtigt haben möchten. Dieſe zu verſchweigen, würde faſt das Anſehen der Partheylichkeit haben: und überhaupt muß der Zuſtand

der

der Welt und der Religion zu der Zeit, als Julian ein Abgötter wurde, genau gekannt werden.

Man hat behauptet, daß er keinen gründlichen Unterricht in der chriſtlichen Religion erhalten habe: der Mangel an demſelben, hat man geſagt, iſt entſcheidend für ſeine Neigung zum Heydenthum geworden, die bereits durch das fleißige, mit vielem Beyfall begleitete Leſen der beſten heydniſchen Schriftſteller einigermaaßen erregt worden war. Dieſe Veranlaſſung würde ſchon ſehr wichtig ſeyn, wenn ſie nur hinlänglich bewieſen werden könnte. Geſezt aber auch, daß der Biſchof Euſebius, den die Rechtgläubigen als einen ehrgeizigen Hofmann beſchreiben, dabey ſeiner Pflicht vergeſſen hätte, welches immer ungewiß bleibt: ſo kann man nicht zeigen, was der Unterweiſung gefehlt habe, welche Julian ſechs Jahre hindurch auf dem Schloſſe Macellum in Cappadocien, und das eben in dem Alter, da er zum Nachdencken über die Religion geſchickt wurde, empfangen hat. Sie ſcheint keinesweges verwerflich geweſen zu ſeyn, wenn gleich damit zu viele und zu ſtreng geforderte äußerliche Uebungen der Gottſeeligkeit, nicht alle von gleicher Reinigkeit, verbunden waren. Aus dieſem damals unter den Chriſten allgemeinen Fehler würde man endlich ſchließen müſſen, daß es zu derſelben Zeit gar keinen richtigen Unterricht in der Religion mehr gegeben habe. Allein es iſt gewiß, daß Julian eben ſo wohl als die übrigen Chriſten eifrig genug zum Leſen der heiligen Schrift angeführt worden iſt: er hatte alſo die beſte Gelegenheit, ſich wahre Begriffe vom Chriſtenthum zu machen. Fühlte er einen Widerwillen gegen die andächtigen Cärimonien, die man ihm auflegte: ſo war dieſes ein

ein deſto dringenderer Bewegungsgrund, ſich bloß an die erſte Einfalt der Religion zu halten, wie ſie in jenen Büchern abgebildet iſt. Was Mardonius bey ſeiner Erziehung gethan hat, gehört nicht in dieſe Unterſuchung. Er machte dem Julian die griechiſchen Dichter beliebt; allein ſo viele Vorzüge auch dieſe und andere heydniſche Schriftſteller vor den chriſtlichen von Seiten der ungemeinen Gelehrſamkeit, des Witzes, der Beredſamkeit und anderer Eigenſchaften hatten, ſo wenig waren ſie von Seiten der Religion verführeriſch. Die Jugend der Chriſten gieng zeitig und häuffig, aber ohne Schaden, mit denſelben um: verſchiedene ihrer berühmteſten Lehrer ſind es ſogar zum Theil durch das Leſen und den Gebrauch dieſer Schriftſteller geworden. Alles, was man zugeben kann, iſt dieſes, daß man die chriſtliche Religion einem jungen Prinzen von Julians Gaben noch liebenswürdiger hätte machen können.

Vielleicht aber haben die Sitten der Chriſten zu Julians Zeit ihm ein ſchlimmes Vorurtheil gegen ihre Religion ſelbſt beygebracht? Etwas könnten ſie dazu wohl beygetragen haben: denn vermuthlich haben auch ihre Feinde, denen er ſich ganz überließ, dasjenige, was er von dieſer Art geſehen hat, ihm noch verhaßter und lächerlicher zu machen geſucht. Noch nicht lange waren die Chriſten die mächtigſte Religionsparthey im Staate geworden: zwar nicht durch Grauſamkeiten, wie ſie ehemals von den Heyden ausgeſtanden hatten; aber doch nicht völlig ohne Verfolgung der leztern. Ihre Beſchützer und Glaubensgenoſſen, Conſtantin und ſeine Söhne, die ſich einer beſſern Religion rühmten als ihre Vorgänger hatten, kamen kaum den rechtſchaf-

ſenen und verdienten unter dieſen Fürſten, geſchweige denn den gröſten und vortrefflichſten derſelben, einem Titus und Antoninus, gleich. Conſtantius inſonderheit, der damals regierte, war ein ſchwachſinniger, argwöhniſcher und grauſamer Herr. Die übrigen Chriſten und ſelbſt ein Theil ihrer Lehrer hatten ſeit dieſer kurzen Zeit viel von ihrer alten Mäßigung und ſtrengen Tugend vergeſſen. Eitle Pracht war in ihren Gottesdienſt, Aberglauben in ihre Frömmigkeit, und heftige Leidenſchaften waren in andere Arten ihres Betragens gedrungen. Zum Aergerniß und Spott der Heyden ſtritten ſie ſchon ſeit dreyßig Jahren mit den Arianern über eine von den Hauptlehren ihrer Religion. Die meiſten Gemeinen waren darüber getheilt; Conſtantius drückte die ſogenannten Rechtgläubigen; beyde Theile aber begiengen unzähliche Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten gegen einander. Es iſt wahr, daß die Heyden ſich zum Theil den Laſtern noch weit ungeſcheuter ergaben, und daß einige heydniſche Kayſer die ärgſten Ungeheuer geweſen waren, welche das menſchliche Geſchlecht geſehen hatte. Ungerechtigkeit war es weiter, die Ausſchweifungen einer Anzahl von Chriſten zur Geringſchäzung ihrer Religion, die ſie mit aller Schärfe verwarf, zu mißbrauchen. Wenn man von einer Religion durch die Uneinigkeit ihrer Anhänger abgeſchröckt werden konnte: ſo traf dieſes die heydniſche am allermeiſten. Die Philoſophen ſelbſt, welche ſie zu verbeſſern geſucht hatten, waren in noch anſtößigere Streitigkeiten unter einander verfallen. Aber in einem aufgebrachten Gemüthe machten ſolche Vorſtellungen keinen Eindruck zum Beſten des Chriſtenthums. Und die heydniſchen Gelehrten, die daſſelbe öffentlich nicht an-

greifen durften, lauerten deſto mehr im Verborgenen, um demſelben Streiche zu verſezen, die deſto gefährlicher wurden, weil man ihnen nicht begegnen konnte.

Unter dieſen hatten die Weltweiſen, beſonders die jüngern Platoniker, mit welchen Julian bekannt wurde, ſchon lange einen Kunſtgriff erſonnen, der überaus geſchickt war, die heydniſche Religion von ihrem Verfall zu retten; wenigſtens Ungeübten eine günſtige Meinung von ihr beyzubringen. Sie erklärten die ganze Fabellehre und Göttergeſchichte, über welche die Chriſten mit ſo vielem Grunde ſpotteten, allegoriſch. Nach ihrer Anweiſung ſollte man dieſelbe nicht als eine Sammlung ungereimter und unglaublicher Erdichtungen, ſondern als eine Reihe von Bildern betrachten, unter welchen wichtige Lehren zur Kenntniß Gottes, der Natur und der menſchlichen Pflichten verſteckt lägen. Selbſt die Menge der Götter hatten ſie auf Einen höchſten Gott und deſto zahlreichere Untergötter oder Geiſter, durch welche dieſer regierte, zurück geführt: und die abergläubiſchen, widerſinnigen Cärimonien bey der Verehrung der Götter wußten ſie in eine erträglichere Geſtalt einzukleiden. An ſich waren alle dieſe Bemühungen der Weltweiſen vergeblich. Denn es war ihnen unmöglich zu zeigen, daß ihre Erklärungen des heydniſchen Aberglaubens die älteſten und richtigſten wären: offenbar hatten ſie dieſelben erſt viele Jahrhunderte nach ſeinem Urſprunge aufgebracht. Viele darunter waren auch höchſt unnatürlich und übel anpaſſend. Ueberhaupt aber konnte man ſie fragen, warum Fabeln, welche die Menſchen weiſer und tugendhafter machen ſollten, ſo oft das Laſter

reizend

reizend und von Göttern ſelbſt ausgeübt abgeſchildert haben. Dem ohngeachtet hat dieſe Verſchönerung des Heydenthums auch den Julian eingenommen: ſeine Schriften beweiſen es; und vermuthlich war dieſes nicht das ſchlechteſte Mittel, deſſen ſich Maximus und ſeine Freunde, außer der rege gemachten Hoffnung dereinſt zu regieren, bedient haben, um ihn zum Diener ihrer Religion zu machen.

So ſehr ſie ihm aber auch gefallen mochte; (denn ſelbſt dieſe Erklärungsart war eine angenehme Uebung des Witzes und der Gelehrſamkeit,) ſo konnte ſie doch ſchwerlich eine aufrichtige und genaue Vergleichung mit der chriſtlichen Religion aushalten. Wenn man nicht die thörichten Begriffe einzeler Chriſten vor Lehren ihres Glaubens ausgeben, nicht die zunehmende Ausartung deſſelben in gewiſſen äußerlichen Anwendungen mit der erſten Reinigkeit deſſelben vermiſchen, noch abgeriſſene Stücke von demſelben übel zuſammenhängend und ſeltſam vorgeſtellt, an die Stelle des Ganzen ſezen wollte: ſo mußte Julian dem Chriſtenthum den Vorzug geben. Dieſes ertheilte deutliche und hinlängliche Einſichten von Gott, und der Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts; bewies die Wahrheit ſeiner Lehrſäze durch unleugbare Begebenheiten, durch ein eben ſo ungezweifeltes Zeugniß Gottes; zeigte den Menſchen einen Weg zur Glückſeeligkeit in dieſem Leben und in einem künftigen, den ſie nur unvollkommen entdecken, aber deſto mehr bewundern und danckbar annehmen mußten; empfol und erleichterte alle Tugenden; war Einfaltsvoll, groß und erhaben, durchaus gewiß und gemeinnüzig. Von allen dieſen Eigenſchaften

und

und Vortheilen beſaß die heydniſche Religion nichts, und ſelbſt ihre philoſophiſche Ausbildung nur überaus wenig. Hier ſieht man nicht, was für den Abfall des Julian von der chriſtlichen Religion geſagt werden könnte. Zwar fieng dieſelbe ſchon zu ſeiner Zeit an, einige Aehnlichkeiten mit dem heydniſchen Cärimoniell und ſogar Aberglauben zu bekommen; es ſchien auch, daß die Zänckereyen der Chriſten ſie ungewiß machten. Aber ſolche Ausflüchte konnten dieſer Religion nicht zum Nachtheil gereichen. Ihr Sitz, ihr wahres Bild war immer noch in den heiligen Schriften der Chriſten. Dieſe kannte Julian, und nichts konnte ihn auf der andern Seite hindern zu erfahren, welche Gründe das Heydenthum unterſtüzten. Es iſt daher auch kein übereilter Ausſpruch zu ſagen, ſoweit nemlich die Nachrichten von ſeiner Denckungsart in dieſen frühen Jahren, und von den Umſtänden, unter welchen er ſich befunden hat, reichen, daß ſein Uebergang zur heydniſchen Religion keineswegs unvermeidlich geweſen, oder bloß aus Schuld der Chriſten erfolgt ſey.

Andere Urſachen und Veranlaſſungen dieſer merckwürdigen Veränderung ſind entweder aus dem Charakter hergeleitet worden, der Julians reiſerm Alter eigen geweſen iſt, und können alſo an dieſem Orte nicht ſicher gebraucht werden; wie unter andern ein ſtarcker Hang zum Aberglauben, ſeine Begierde ſich auf eine neue Art hervorzuthun, und die hohe Meinung von ſeinen Gaben. Oder ſie ſind ſo gezwungen aufgeſucht worden, daß man ſie kaum wiederholen darf. Von dieſer Art iſt der Gedancke, daß der ſichtbare Verfall des Römiſchen Reichs, ſeitdem die Oberherren deſſelben die chriſtliche

liche Religion angenommen hätten, dem Julian einen Abſcheu gegen dieſelbe habe einflößen müſſen. Ohne hier weitläuftig erinnern zu dürfen, daß das Chriſtenthum nicht die Geſchicklichkeit zu regieren mittheile, und daß ein Land unter chriſtlichen Fürſten ſehr unglücklich ſeyn könne, dennoch aber die Religion nichts dazu beytrage; braucht man es nur ſchlechthin vor eine Unwahrheit zu erklären, daß ſogleich mit der Aufnahme der chriſtlichen Religion auch der blühende Zuſtand des Reichs untergegangen ſeyn ſollte. Conſtantin, den man den Großen nennt, regierte viele Jahre mit einem Anſehen, Glück und Ruhe, die im Ganzen betrachtet ſeinen Unterthanen wenig zu verlangen übrig ließen. Die innerlichen Unruhen und die verwüſtenden Einfälle der Barbaren unter ſeinen Söhnen, haben nicht allein lange vorher ihres gleichen gehabt; ſondern das Reich hatte ſogar noch weit traurigere Unfälle erlitten. Wenn endlich das Reich nach Julians Zeiten auf eine außerordentliche, unwiderſtehliche Art zerrüttet worden iſt: ſo hat er dieſes weder vorausſehen, noch weniger gegen die Religion der Chriſten wenden können.

Ob Julian, nachdem er in einer ſolchen Verfaſſung von der in jeder Betrachtung beſſern Religion zu einer andern getreten iſt, über die ſich ein ſcharfſinniger Geiſt zwar erheben, oder ſie nach ſeinen Einſichten drehen und ändern, ſchwerlich aber ſie aus Wahl ergreiffen konnte; ob er wegen dieſer Handlung mehr beklagt als getadelt zu werden verdiene? wie einige Neuere geurtheilt haben: bedarf keiner langen Unterſuchung. Es ſcheint zwar, daß er ſich dem Heydenthum mit einer Ueberzeugung und ſogar Begeiſterung ergeben habe, die

auch bey einem groben Irrthum doch ein redliches Herz ankündigen; daß er ſeinem Gewiſſen gefolgt ſey, ohne zu mercken, was vor ein trüglicher Richter es in dieſem Falle ſey. Allein die Geſchichte ſagt, wie man geſehen hat, auch noch mehr; ſie ſtellt ihn hingeriſſen von Reizungen, die keinesweges unüberwindlich waren, vor; zeigt, warum er denſelben nicht entgangen ſey; und findet nichts, um dieſe Geſinnungen für ſein ganzes Leben zu rechtfertigen.

Die Vorherſagung des Maximus, daß Julian dereinſt den kayſerlichen Thron beſteigen würde, war eine ſehr wahrſcheinliche Vermuthung. Dieſer Prinz und ſein Bruder ſtanden demſelben am nächſten; ja wegen ſeiner vorzüglichen Gaben und Sitten war ſeine Hoffnung die ſtärckſte. Unterdeſſen rührte ihn dieſe Ausſicht ungemein, weil ſie ihm ein Mann eröffnete, von dem er auch viele andere neue Kenntniſſe zu lernen glaubte. Damals regte ſich bey ihm zuerſt eine lebhafte Begierde, würcklich zu regieren. Er ſagte auch ſchon im Vertrauen zu verſchiedenen ſeiner Freunde, die Welt würde glücklich ſeyn, wenn ihm jemals die höchſte Gewalt zu Theil werden ſollte: ein deutliches Verſprechen zum Beſten der heydniſchen Religion, deren Anhänger ihn durch dieſe Nahrung des Ehrgeizes immer unauflöslicher an ihre Parthey befeſtigten. Seine Liebe zur Wahrſagerkunſt ſchreibt ſich auch von dieſen Zeiten her.

Er konnte auf dieſem Wege nicht ſo geheim fortgehen, daß nicht Conſtantius einigen Argwohn auf ihn geworfen hätte. Um denſelben zu vertreiben, nahm er noch ferner allen äußerlichen

Schein

Schein eines Chriſten an: nach dem Berichte der chriſtlichen Schriftſteller ſoll er ſogar ein Mönch geworden ſeyn, und die Stelle eines Vorleſers in der Gemeine zu Nicomedien übernommen haben. Dieſe Verſtellung Julians iſt zwar nicht ſo ſtrafbar zu nennen, als ſie unter einem andern Fürſten geweſen ſeyn würde, und zu einer Zeit, da jedermann, wie es die Rechte des Gewiſſens erfordern, frey von einer Religion zu der andern hätte übergehen können. Conſtantius würde ohne Zweifel dieſen Vorwand ſeines Abfalls vom Chriſtenthum dazu gebraucht haben, ihn hinrichten zu laſſen. Gleichwohl iſt dieſes noch nicht Entſchuldigung genug für einen aufrichtig ſtrengen Bekenner erkannter Wahrheiten von einer ſo wichtigen Gattung als Lehren der Religion ſind; noch für einen Mann, wider welchen alles ein Zeugniß ablegt, daß er dieſer Gefahr hätte überhoben ſeyn können, wenn er ſeinen ſcharfſichtigen Geiſt zu einer durchaus ungeſtörten Prüfung hätte anſtrengen wollen.

Auch ſein Bruder bekam Nachricht davon, daß er ſeine erſten Religionsgeſinnungen geändert hätte. Er warnte ihn daher vor dem Abfall, und ſchickte auch in gleicher Abſicht den Biſchof Aetius zu ihm, der die beſten Verſicherungen von Julian zurückbrachte. Auf der andern Seite war Gallus ebenfals guter Rathſchläge benöthigt, indem er ſich durch ſeine Grauſamkeit einen allgemeinen Haß zuzog. Julian ertheilte ihm dieſelben ſchriftlich; ſonſt aber hatten die beyden Brüder gar keinen Umgang mit einander. Mittlerweile wurde Gallus auf Befehl des Conſtantius im Jahr 354. hingerichtet. Der Kayſer hatte den jungen Cäſar gleich Anfangs wegen einiger Vortheile,

die er im Kriege erhielt, beneidet. Man erbitterte ihn darauf gegen denſelben durch die nur zu wahre Erzählung ſeiner Ausſchweifungen, ob ſie gleich zum Theil aus dem Mißbrauch entſtanden, den andere von ſeiner Schwäche machten; endlich beförderte man ſeinen Untergang dadurch, daß man den Kayſer überredete, Gallus ſey geneigt ſich wider ihn zu empören.

Julian ward in das Unglück ſeines Bruders verwickelt, ob er gleich an dem Verhalten deſſelben gar keinen Antheil hatte. Vermuthlich hielt man es vor gefährlich, nach dem Tode des einen Bruders den andern in völliger Freyheit zu laſſen. Man beſchuldigte ihn, daß er mit ſeinem Bruder, während daß derſelbe durch Conſtantinopel reiſte, geſprochen habe, und an Statt auf dem Schloße Macella in Cappadocien zu bleiben, nach Aſien gereiſet ſey. Ob er gleich dieſe Vorwürfe leicht beantworten konnte; wurde ihm doch eine Wache zugegeben, welche ihn ſehr mißhandelte. Sieben Monathe lang ward er auf dieſe Art von einem Orte zum andern gezogen; ohne jedoch ſeine Standhaftigkeit und Klugheit zu verlieren. Er ſuchte die Gunſt des Kayſers dadurch nicht zu gewinnen, daß er von ſeinem Bruder übel geredet hätte; er vertheidigte aber auch und beklagte denſelben nicht: denn darauf ſchien man zu warten, um einen Vorwand zu ſeiner Verurtheilung zu haben. Die Briefe, welche er in dieſem gefährlichen Zuſtande ſchrieb, enthielten keine Klagen, noch andere kleinmüthige Geſinnungen. Er befand ſich während dieſer Zeit faſt immer in dem Gefolge des Hofs, und ſechs Monathe inſonderheit zu Meyland, ohne den Kayſer mehr als einmal ſprechen zu können.

Auch dieſes einzige Gehör verſchaffte ihm die Gemahlinn deſſelben Euſebia; eine gütige Fürſtinn, die ſich allein unter allen ſeiner annahm, und ihm in der That das Leben erhielt. Sie bat den Conſtantius, ihn nicht ohne alle Unterſuchung zu verdammen: er rechtfertigte ſich auch ſehr glücklich, und würde noch einmal zu dem Kayſer gerufen worden ſeyn, wenn ſolches nicht der Kammerherr deſſelben, der verſchnittene Euſebius, verhindert hätte, der ſchon befürchtete, Julian möchte eine ihm ſehr nachtheilige Gewogenheit des Kayſers erlangen. Unterdeſſen erwarb ihm doch die Kayſerinn die Erlaubniß, nach Aſien auf die von ſeiner Mutter geerbten Güter zu gehen; plözlich aber wurde er von dieſer Reiſe zurückgehalten, weil in Illyrien eine Empörung entſtanden war, und der Kayſer vielleicht beſorgte, Julian möchte in den entlegenen Provinzen des Reichs eine andere ſtiften. Endlich bekam er Befehl ſich nach Griechenland zu begeben. Auch hierinne hatte die Kayſerinn für ihn geſorgt, weil ſie wußte, wie ſehr er die Wiſſenſchaften liebte, die in dieſem Lande noch ausnehmend blühten. Jedermann ſahe zwar dieſen für ihn beſtimmten Aufenthalt als eine Verbannung an, zumal da er in Griechenland gar nichts eigenes beſaß; ihn aber führte ſein eigener Trieb dahin: und das, wie Gregor von Nazianzus verſichert, auch aus der geheimen Urſache, damit er die Prieſter und betrügeriſchen Zauberer daſelbſt wegen ſeiner Schickſale um Rath fragen möchte.

Eben dieſer berühmte chriſtliche Lehrer, und ein anderer, der ihm an Gaben und Verdienſten nichts nachgab, Baſilius, übten ſich damals noch zu Athen in der Beredſamkeit, als Julian im Jahr

355 dahin kam. Er kannte ſie genau, und mit dem leztern legte er ſich ſogar gemeinſchaftlich auf die Erklärung der heiligen Schrift: ſo viele Mühe gab er ſich noch, ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen. Allein Gregor ſcheint etwas davon entdeckt zu haben, wenn er gleich nur überhaupt von dieſem Prinzen dem Reiche viel Unheil prophecenete. „Sein wanckender Nacken, ſchreibt er, Schultern, „welche ſich immer bewegten und in die Höhe zo„gen, ein herumſchweifendes Auge mit wilden Bli„cken, ſchwache und taumelnde Füße, eine Naſe, „die Uebermuth und verächtliche Begegnung anzeig„te, lachende Geſichtszüge von eben derſelben Be„deutung, ein ausgelaſſenes und heftiges Lachen, „wiederholtes Kopfſchütteln ohne allen Grund, eine „ſtockende und abgebrochene Sprache, unordentli„che und ſeltſame Fragen, Antworten, welche nicht „beſſer waren, die ſich unter einander verwickelten, „nichts überlegtes und keinen gelehrten Zuſammen„hang ankündigten, alles dieſes ſchien mir nichts „Gutes anzudeuten.„ Er beruft ſich zugleich darauf, daß er, ſobald er dieſes bemerckt hätte, zu verſchiedenen geſagt habe: Was vor ein großes Uebel nährt nicht das Römiſche Reich! Doch habe er auch gewünſcht, ein falſcher Prophet zu ſeyn. Gregor iſt nun zwar ein öffentlich erklärter und heftiger Gegner Julians, und daher könnte dieſe ganze Abſchilderung nur eine redneriſche gehäßige Erweiterung einiger ſonderbarer Züge oder Geberden zu ſeyn ſcheinen. Aber auch dieſes zugegeben, würde doch immer ſo viel übrig bleiben, daß manches Seltſame in Julians äußerlichem Anſtande ſchon damals Gelegenheit ſowohl zu nachtheiligen Vermuthungen als zu großen Erwartungen habe geben können, nachdem man ſeine Denckungsart beurtheilte.

Würcklich bewunderte ihn auch der gröſte Theil der Anweſenden zu Athen. Man fand an ihm viele Wiſſenſchaft, eine Beredſamkeit, die ordentlich mit einer beſcheidenen Erröthung verbunden war, und einen ſanften angenehmen Umgang. Sein hoher Stand, dem ſein Glück ſo wenig angemeſſen war, ſcheint ihm auch eine mitleidige Liebe zugezogen zu haben. Philoſophen und Redner, die Lehrer ſowohl als ihre Schüler verſammelten ſich um die Wette bey ihm. Den Heyden ward er durch den immer wachſenden Eifer für ihre Religion unſchäzbar: er beklagte gegen ſeine Freunde den Verfall derſelben, und verſprach, jede günſtige Gelegenheit ihr wieder aufzuhelfen, zu ergreiffen. Schon opferten auch die Heyden für ihn, und baten ihre Götter, ihn auf den Thron zu ſezen. Sie verſäumten auch von ihrer Seite nichts, um ihm das Heydenthum ehrwürdig zu machen. Maximus verwies ihn an einen Mann, den er vor den geſchickteſten in den Künſten der Theurgie ausgab: vermuthlich war es der Oberprieſter von Eleuſine, von dem die Heyden ſagten, er ſey ganz ohne Sünde, und dem ſich auch Julian völlig vertrauete.

Eine Begebenheit inſonderheit, welche Gregorius von Nazianzus und Theodoretus erzählen, würde in dieſer Betrachtung ſehr merckwürdig ſeyn, wenn ſie ohne allen Zweifel geglaubt werden könnte. Julian, ſagen ſie, ſuchte in Griechenland Wahrſager, von denen er erfahren könnte, ob er zur Regierung gelangen würde. Es fand ſich endlich einer, der ihn in die unterirrdiſche Höhle eines Götzentempels führte, und an dieſem dunckelfürchterlichen Orte die böſen Geiſter beſchwor zu erſcheinen. Da ſie ſich in einer ſchröck-

lichen Geſtalt zeigten, machte Julian aus Eingeben einer plözlichen Furcht das Zeichen des Kreuzes; bey dem Anblicke deſſelben erinnerten ſich die Teufel, daß ſie durch daſſelbe überwunden worden wären, und verſchwanden. Der Zauberer, der dieſes wohl verſtand, gab dem Julian deswegen einen Verweis. Dieſer aber erſtaunte vielmehr über die Kraft, welche jenes Zeichen hätte. Die Teufel wurden noch einmal gefordert, und entwichen abermals, als ihnen das Kreuz vorgezeigt wurde. Darauf ſagte der Gauckler zu dem jungen Prinzen: Glaube ja nicht, daß ſie aus Furcht entfliehen; es iſt vielmehr Abſcheu gegen dasjenige, was du gethan haſt. Durch dieſe Wendung ſtillte er Julians Unruhen, weihte ihn zu den Geheimniſſen des Götzendienſtes ein, und bekam nun eine völlige Gewalt über ihn. — Es wird vielen unglaublich ſcheinen, daß die Chriſten ſo geheime Nachrichten von den Kunſtgriffen der Götzendiener erhalten haben ſollten; andere werden in dieſer Erzählung Spuren von der abergläubiſchen Meinung der Chriſten in Anſehung der Würckungen des Kreuzzeichens ſehen, wovon das erſte Chriſtenthum nichts gewußt hat; und man kann ſogar ſagen, daß alles dieſes einen Jüngling von Julians Gaben vielmehr zur Ehrerbietung gegen die chriſtliche Religion hätte zurückführen können.

Seine Abſichten und Beſchäftigungen wurden durch den unvermutheten Befehl geſtört, den er noch im Jahr 355. erhielt, wieder an den Hof zu kommen. Conſtantius hatte ſich entſchloſſen, ihn zum Cäſar zu ernennen. Daß ein ſo argwöhniſcher Fürſt ſeinen jungen, bisher auf jede Art gemißhandelten Vetter, von dem er nichts als Haß

und Rachbegierde zu erwarten hatte, zu ſeinem Reichsgehülfen wählte, war eigentlich die widerſprechendeſte unter allen ſeinen Handlungen. Aber er fühlte es jezt von neuem, daß er allein die Regierung nicht mit dem nöthigen Nachdruck führen könne, indem eben damals das Reich durch die Barbaren auf verſchiedenen Seiten, beſonders in Gallien, verwüſtet wurde. Julian empfieng den kayſerlichen Befehl mit Entſezen. Er glaubte, daß ihm in eben der Würde, die ſein Bruder bekleidet hatte, ein gleicher Untergang bevorſtünde; er weinte daher und beklagte ſich über ſein Schickſal, bat aber zugleich die Göttinn Minerva, in deren Tempel er mit einigen Heyden gieng, daß ſie ihren Diener beſchützen möchte.

Als er zu Meyland angelangt war, richtete ihn zwar die Gewogenheit der Kayſerinn wieder auf; aber gleichwohl war er ſchon im Begriff, ſie in einem Schreiben zu erſuchen, daß ſie ihm die Erlaubniß nach Aſien zurück zu reiſen verſchaffen möchte; nur fürchtete er, ſein Schreiben möchte aufgefangen werden. Er bat alſo die Götter, ihm ihren Willen hierüber zu eröffnen, und verſichert, ſie hätten ihn mit dem ſchändlichſten Tode bedroht, wenn er ſeinen Brief abſenden würde. Gewiſſe Betrachtungen, die er über ſeinen Zuſtand anſtellte, (wenn er ſich anders nicht erſt in der folgenden Zeit damit ein Anſehen zu geben geſucht hat,) kamen ihm noch mehr bey ſeiner Verlegenheit zu Hülfe. „Ich nehme mir alſo vor, ſagte er zu ſich ſelbſt, den Göttern zu widerſtreben, und einen beſſern Entſchluß „über mich zu faſſen, als diejenigen, welche alles „wiſſen! Die menſchliche Klugheit, die bloß das „Gegenwärtige ſieht, muß doch wohl damit zufrieden

„den ſeyn, wenn ſie bey den wenigen Dingen, welche „ſie überſehen kann, keine Fehler begeht. Ueber „das Künftige aber berathſchlagt niemand. Die „Weisheit der Götter hingegen, welche auch die „entfernteſten Dinge, oder vielmehr alle ſieht, giebt „die richtigſte Anweiſung, und thut auch das Beſte.„ — Einen andern Grund, dem Rathe der Götter zu folgen, fand Julian von Seiten der Gerechtigkeit. „Würdeſt du dich nicht erzürnen, dachte er, „wenn etwas, das dein Eigenthum iſt, ſich von dir „nicht wollte gebrauchen laſſen, oder auf deinen Ruf „die Flucht nähme? Du aber, der du ein Menſch „ſeyn, und nicht zu den pöbelhaften und ſchlechten, „ſondern zu den rechtſchaffenen gehören willſt, entziehſt dich den Göttern, und willſt ihnen nicht geſtatten, dich dazu zu gebrauchen, wozu es ihnen „gefällt? Sollte dieſes nicht unvernünftig, ja auch „gegen die Verbindlichkeit gehandelt ſeyn, in der „wir mit den Göttern ſtehen? Lächerlich aber wäre „es zu ſagen, daß hier die Tapferkeit etwas ausrichten könne. Du biſt alſo im Begriff einen „Schmeichler abzugeben, um dem Tode zu entgehen? da du doch alles wegwerfen, und lediglich „den Göttern die Sorge dafür überlaſſen, ja ſie „mit ihnen theilen kannſt, wie es Socrates wünſchte. Es ſteht bey dir, weder etwas zu beſizen, „noch zu rauben; wohl aber dasjenige, was ſie dir „geben, ſicher anzunehmen.„ Dieſe Gedancken hoben alle Bedencklichkeit in Julians Gemüthe auf.

Conſtantius meldete unterdeſſen ſeinen Vertrauten den Vorſaz, welchen er gefaßt hatte. Sie mißbilligten aber denſelben mit großem Eifer; theils aus Schmeichelen gegen den Kayſer; theils um

nicht

nicht ihr Anſehen verringern zu laſſen, und warnten ihn, der neue Cäſar könnte wohl ein anderer Gallus werden. Doch die Kayſerinn ſprach ſo nachdrücklich für den Julian, daß die Rechte der Anverwandtſchaft endlich die Oberhand behielten. Man ließ ihn aus der Vorſtadt, wo er bisher gewohnt hatte, in den kayſerlichen Palaſt kommen, ſchor ihm ſeinen langen Bart ab, und gab ihm an Statt des philoſophiſchen Mantels, den er trug, die Kleidung eines Prinzen. Dieſe gewaltſame Verwandlung brachte noch bey ihm ſelbſt keine hervor. Seine neue Lebensart beunruhigte ihn zwar; allein nicht als wenn er die Pracht und Größe derſelben voll Erſtaunens bewundert hätte, ſondern weil er ſich vor unfähig hielt, ſeiner Beſtimmung ein Genüge zu leiſten. Uebrigens aber gieng er immer eben ſo mit niedergeſchlagenen Augen, als wenn er noch unter der Aufſicht ſeines Lehrers, des Mardonius, ſtünde: ein Schauſpiel für die Hofleute, welche über dieſen plözlich zum Fürſten umgeſchaffenen Gelehrten und Geiſtlichen ſich ſehr beluſtigten. Er verdiente jedoch ihre Spöttereyen nicht: denn er konnte ſich kaum überwinden die Gnadenbezeigung des Kayſers anzunehmen; und da er genöthigt war es zu thun, bat er denſelben, ihm wenigſtens rechtſchaffene Staatsbedienten zu geben, oder ihm eine Vorſchrift von allem, was er verrichten und unterlaſſen ſollte, aufzuſezen. Der Kayſer begegnete ihm ſehr wohl: er befohl ihm auch die Kayſerinn zu beſuchen, deren Reden ihm neuen Muth machten.

Am 6. November alſo des Jahrs 355. nahm Conſtantius den Julian auf eine öffentliche erhabene Bühne mit ſich, welche die zu Meyland befindlichen Kriegsvölcker umgaben, ſtellte ihnen vor,

wie nothwendig es ſey, gegen den Einfall der deutſchen Völcker in Gallien, bey ſeiner Entfernung eine ſchleunige Hülfe anzuwenden, und that ihnen den Vorſchlag, ſeinen Vetter, den er mit der rechten Hand hielt, und einen beſcheidenen hoffnungsvollen Jüngling nannte, zum Cåſar zu ernennen. Hier unterbrachen ihn die Soldaten, indem ſie rieſen, Gott ſelbſt, nicht Menſchen, billigte dieſen Entſchluß. Der Kayſer erklärte hierauf den Julian mit Lobſprüchen ſeiner ſanften Sitten, auch ſeiner durch Wiſſenſchaft angebaueten Gaben, zum Cåſar, und ließ ihn mit dem Purpur bekleiden. Ihn ſelbſt, der etwas traurig war, redete Conſtantius mit ernſthafterm Geſichte an, hielt ihm ſeine Pflichten vor, und verſprach ihm unaufhörlich beyzuſtehen. Die Soldaten bezeigten ihre Freude über dieſe Erhebung, indem ſie mit großem Geräuſche ihre Schilde an die Kniee ſchlugen. Sie bewunderten den neuen Cåſar, und zogen aus ſeinem Geſichte, das ſich inzwiſchen zu einem anmuthigen und zugleich furchtbaren Anblick aufgeheitert hatte, viel verſprechende Vorbedeutungen, mäßigten aber das Lob, welches ſie ihm ertheilten, dergeſtalt, daß Conſtantius dadurch nicht beleidigt wurde. Dieſer führte den Julian auf ſeinem Wagen in den Palaſt; der leztere aber, deſſen Beſorgniſſe durch alles dieſes freundſchaftliche Betragen nicht geſtillt wurden, murmelte bey ſich folgende Stelle des Homers her, an die ihn ſein kayſerlicher Purpur erinnerte:

„Ihn ergriff der purpurfarbene Todt und die mächtige Parze.„

Er war wenigſtens mit allen dieſen Ehrenbezeigungen nur in einen neuen Stand der ſtrengſten

Ab:

Abhängigkeit, oder der Knechtſchaft, wie er ſie ſelbſt nennt, getreten. Zwar gab ihm Conſtantius, wenige Tage darauf, nach dem Rathe der Kayſerinn, ſeine Schweſter Helena zur Gemahlinn. Allein im übrigen ward er in einer verſchloſſenen Wohnung, und unter einer Wache, als ein Gefangener gehalten. Man veränderte unter dem Vorwande, ſeinen Hofſtaat feſtzuſezen, alle ſeine Hausgenoſſen, damit ſie ihm keine Briefe von ſeinen Freunden zutragen möchten, und ließ ihm nur viere ſeiner alten. Davon waren zween noch ſehr jung; die beyden andern aber waren Evemerus, der Aufſeher ſeiner Bücherſammlung, der es allein in ſeinem Hauſe wußte, daß er dem Götzendienſte zugethan ſey, ihm auch dabey beförderlich war, und ſein Arzt Oribaſius. Er ſelbſt hielt manche ſeiner Freunde, die ihn beſuchen wollten, davon ab, weil man ihn zu ſcharf beobachtete, und ſolche Zuſammenkünfte zu ihrem beyderſeitigen Unglück hätten ausſchlagen können. Es offenbarte ſich jezt, daß der Kayſer, der durch Julians Erhebung ſich ſo viele Gewalt angethan hatte, ſich hinwiederum durch ſeine Einſchränckung Schadloß zu halten, ihm nichts als den Nahmen eines Cäſar übrig zu laſſen ſuchte. Er ſollte zwar die Statthalterſchaft von Gallien führen; allein die höchſte Gewalt daſelbſt war eigentlich zween Befehlshabern, die gleichſam ſeine Aufſeher waren, und über die Soldaten beſonders dem Marcellus anvertrauet. Der Kayſer nahm ſich ſogar die Mühe, mit eigener Hand einen weitläuftigen Aufſaz niederzuſchreiben, in welchem alles, was Julian thun ſollte, vorgeſchrieben war: ſogar was ihm zur Mahlzeit aufgetragen werden ſollte, war darinne angegeben. Man ſagte daher, es hätte das Anſehen, als wenn der Kayſer einen

Stief=

Stiefſohn zum Studieren fortſchickte. Nur die Kayſerinn Euſebia blieb Julians aufrichtige und edelmüthige Freundinn. Unter vielen andern Geſchencken gab ſie ihm eine treffliche Sammlung von den beſten Wercken der griechiſchen Schriftſteller, weil er faſt alle ſeine Bücher in Aſien zurück gelaſſen hatte.

Gegen das Ende des Jahrs 355. reiſte Julian mit einer Bedeckung von dreyhundert und ſechszig Soldaten nach Gallien. Er war noch nicht weit gekommen, als er eine Nachricht hörte, die man bereits am kayſerlichen Hofe gewußt, aber mit Bedacht verborgen hatte, daß die Deutſchen Colonia Agrippina, eine der anſehnlichſten Römiſchen Pflanzſtädte am Rhein, woraus das heutige Cölln erwachſen iſt, zerſtört hätten. Dieſes machte ihn, als ein übles Anzeigen für ſeine Regierung in jenen Gegenden, traurig, und er klagte oft mit den Worten, alles was er erlangt hätte, wäre dieſes, daß er unter weit mehr Beſchäftigungen umkommen würde. Man ſagte damals würcklich, Conſtantius hätte ihn nur darum gegen die Barbaren abgeſchickt, damit er in dieſem Kriege das Leben verlieren möchte: eine Vermuthung, die vielleicht, ohne wahr zu ſeyn, aus der bekannten Gemüthsart des Kayſers gezogen wurde. Er ward unterdeſſen in Gallien mit außerordentlichen Freudensbezeigungen aufgenommen: man ſah ihn ſchon als den gewiſſen Retter dieſes Landes an. Verſchiedene kleine Ahndungen, oder vielmehr ſehr natürliche Vorfälle, die man ohne beſondere Scharfſicht auf die Zukunft deuten konnte, haben auch damals, nach der alten Schwachheit der Menſchen zu allen Zeiten, bey vielen einen großen Eindruck gemacht. So betrachtete man es

als

als eine ſichere Vorbedeutung der kayſerlichen Würde, daß eine von den aus Blättern verfertigten Kronen, die man beym Einzuge der Fürſten auf den Straßen zwiſchen zwo Säulen aufzuhängen pflegte, gerade auf Julians Kopf fiel, als er durch eine kleine Stadt zog. Auch rief eine alte blinde Frau zu Vienne, als ſie hörte, es ſey Julian, dem alle Einwohner entgegen giengen, aus, dieſer würde die Tempel der Götter wieder herſtellen. Allem Anſehen nach konnten damals ſchon viele dieſes mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit vorherſagen.

Gallien befand ſich bey Julians Ankunft großentheils in einem ſehr unglücklichen Zuſtande. Um die kurz vorher daſelbſt entſtandene gefährliche Empörung des Magnentius zu unterdrücken, hatte der Kayſer verſchiedene deutſche Völcker durch Briefe und Geld bewogen, Gallien zu verheeren. Dieſes niederträchtige Mittel aber verurſachte ihm beynahe den Verluſt der ganzen Provinz. Magnentius war beſiegt und umgekommen; aber die Deutſchen konnten nunmehr nicht dahin gebracht werden, ein Land zu verlaſſen, wo ſie ohne allen Widerſtand unſägliche Beute machten. Julian traf fünf und vierzig verwüſtete Städte an, und viele Schlöſſer, die ein gleiches Schickſal gehabt hatten: eine große Strecke Landes war in den Händen der Deutſchen; noch viel weiter lag alles unbewohnt und unangebauet; ja einige Städte, denen ſie ſich noch nicht genähert hatten, waren ſchon von Einwohnern leer. Dieſe Völcker, welche man Barbaren nannte, bloß weil ſie keine Römer, wohl aber dieſen fürchterlich geworden waren, hießen hauptſächlich die Allemannen; ihr Sitz war in dem heutigen Schwaben: mit ihnen aber hatten ſich auch

die

die Francken und Sachſen, die weiter hinauf längſt dem Rheine wohnten, verbunden. Gegen dieſe ſtreitbare und zahlreiche Feinde wurde ein Prinz von vier und zwanzig Jahren abgeſchickt, der niemals einige Uebung in der Kriegskunſt gehabt hatte, an Arbeiten von einer ganz entgegen geſezten Art gewohnt war, und der, nach dem eigenen Ausdrucke des Kayſers, nur ſein Bild in Gallien herumtragen ſollte. Conſtantius ſcheint ſich alſo bloß darauf verlaſſen zu haben, daß der Nahme und die Gegenwart eines kayſerlichen Prinzen voll Lebhaftigkeit und einnehmender Sitten, auch ſeine perſönliche Tapferkeit vor den Augen der Kriegsvölcker, der Geſchicklichkeit der römiſchen Feldherren in Gallien ein ausnehmendes Gewicht beylegen, und die allgemeine Muthloſigkeit daſelbſt aufheben werde.

Kaum aber war Julianus in Gallien angekommen, als er Beweiſe gab, daß er zum Feldherrn und überhaupt zu großen Unternehmungen von mehr als einer Gattung gebohren ſey. Man hat ihn mit dem Lucullus verglichen, der, ohne den Krieg anders als aus Büchern gekannt zu haben, doch in ſeinem erſten Feldzuge ein bewundernswürdiger Sieger ward. Allein der junge Cäſar iſt dem bejahrten Feldherrn vielleicht noch vorzuziehen, weil ihn ſeine ganze Erziehung vom Kriegeriſchen weit entfernte, und weil er auch bey der Anführung der Kriegsvölcker beſondere Hinderniſſe zu überſteigen hatte. Nachdem er den Winter zu Vienne viele Zurüſtungen angeſtellt hatte, hörte er, daß die Deutſchen Auguſtodunum (jezt Autün) vergeblich belagert hätten. Sogleich entſchloß er ſich, gleich einem erfahrnen Befehlshaber, ihnen auf ihrem unordentlichen Rückzuge nachzuſezen, und begab

begab ſich im Sommer des Jahrs 356. ob ihn gleich ſeine Hofbedienten bey allerley Ergözlichkeiten zurückzuhalten ſuchten, in die gedachte Stadt. Hier berathſchlagte er mit Kennern der Gegend, was er vor einen Weg zu nehmen hätte, um die Barbaren über Autißiodorum, (welches jezt Auxerre heißt,) zu erreichen. Von zween Wegen, welche man ihm zu dieſer Stadt vorſchlug, wählte er den kürzern, aber ſehr gefährlichen, weil man ihm ſagte, daß vor kurzem ein ſehr geſchickter Feldherr durch denſelben, wiewohl mit großer Beſchwerlichkeit, gezogen ſey: er wollte nicht weniger Kühnheit zeigen als dieſer, und kam glücklich dahin. Nach einer kurzen Ruhezeit führte er ſeine Kriegsvölcker nach Tricaßium, das heutige Troyes; unterwegens ward er von großen Hauffen der Feinde angegriffen, die er aber alle zurückſchlug, und er kam bey der erſtgenannten Stadt ſo unerwartet an, daß man ihm kaum wegen der überall herum ſchwärmenden Feinde die Thore öffnen wollte. Er eilte denſelben immer weiter über Rheims nach, und war im Begriff, bey Decem Pagi, (welches man vor Dieuze in Lothringen hält,) mit ihnen zu fechten, als ſie an einem trüben Tage ſein Heer im Rücken überfielen, und ohne eine ſchleunige Hülfe einen Theil deſſelben zu Grunde gerichtet haben würden. Dieſes lehrte ihn mehr Behutſamkeit in ſeinen folgenden Zügen, woran es ihm allein noch fehlte. Endlich kam es bey Brumt, zwiſchen Straßburg und Hagenau, zum Treffen, welches die Alemannen verloren. Julian beſezte nunmehr Cölln wieder, deſſen Mauern er aufrichtete: denn die Deutſchen zerſtörten eben deswegen die Städte, weil ſie in denſelben eingeſchloſſen zu werden befürchteten. Hierauf ſahen ſich

einige Könige der Francken genöthigt, Friede mit ihm zu ſchließen.

Er gedachte den darauf folgenden Winter unter allerhand Vorbereitungen zur Fortſezung des Kriegs, zu Senones, dem heutigen Sens, zuzubringen. Plözlich aber belagerte ihn eine große Menge Deutſcher in dieſer Stadt. Seine Beſazung war ſo ſchwach, daß er keinen Ausfall mit derſelben wagen konnte; gleichwohl vertheidigte er die Stadt, indem er ſich ſelbſt Tag und Nacht in den Feſtungswercken mit ſeinen Soldaten befand, mit aller Tapferkeit, und nöthigte die Feinde, nach dreyßig Tagen abzuziehen. Marcellus, der mit einer guten Anzahl Kriegsvölcker in der Nähe ſtand, ließ ihn doch ohne alle Hülfe; entweder aus Eiferſucht, oder weil er glaubte, die kayſerlichen Verhaltungsbefehle hätten zur Abſicht, den Prinzen umkommen zu laſſen. So rühmlich ihm auch dieſer erſte Feldzug geweſen war, in welchem er Gallien von den Alemannen gröſtentheils befreyet hatte; ſo ſagt er doch, derſelbe ſey nicht ſehr glücklich ausgefallen: vermuthlich weil ihn die geheimen Feinde, mit denen er umgeben war, hinderten, ſo entſcheidende Thaten als er wünſchte, zu vollführen.

Er fand darauf auch große Schwierigkeiten, ſeine Soldaten in einem verheerten Lande mit Lebensmitteln zu verſehen. Um deſto mehr gab er ſelbſt das vornehmſte Beyſpiel der Mäßigkeit. Er ließ ſich nicht einmal alle Speiſen auftragen, die der Kayſer in dem obengedachten Verzeichniß für ſeine Tafel beſtimmt hatte, insbeſondere keine Faſanen und gewiſſe Leckerbiſſen der Römer: die Nahrung des geringſten Soldaten war auch die ſeinige. Daher

her ſchlief er auch ſehr wenig, und theilte die Nächte zu dreyerley Abſichten ein: zur Ruhe, zu den öffentlichen Angelegenheiten, und zum Studieren. Er konnte in jeder Stunde des Nachts aufwachen, und ſtand immer um Mitternacht von ſeinem Bette auf, das bloß aus einem Teppich und einer Haut beſtand.

Der Kayſer ließ ihm endlich mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Marcellus, der ihn ſo ſchändlich verlaſſen hatte, ward ſeiner Feldherrnſtelle beraubt, und Julianus wurde nun ſelbſt, auf Empfelung der Kayſerinn, zum oberſten Befehlshaber des Heeres ernannt: einer Würde, die man vielleicht anfänglich wegen ſeiner Jugend und des Mangels an Erfahrung ihm beyzulegen Bedencken trug. Da ihn hierauf Marcellus an dem Hofe des Kayſers verleumdete, widerlegte Eutherius, Julians oberſter Kammerherr, den er deswegen nach Meyland geſchickt hatte, die Beſchuldigungen deſſelben vollkommen. Severus kam nun nach Gallien, um unter ihm zu dienen, und er war mit dieſem Feldherrn deſto beſſer zufrieden.

Mittlerweile fiengen die Alemannen im Jahr 357. ihre Streifereyen von neuem in ungeheurer Menge und mit einer ungewöhnlichen Wuth an. Conſtantius ſuchte ſie daher zwiſchen zwey Römiſchen Heeren einzuſchließen. Mit dem einen ſollte Julian von Rheims her anrücken; das andere aber ſollte vom Barbatio aus Italien in die Gegend des jezigen Canton Baſel geführt werden. Dieſe beyden Heere kamen einander immer näher; allein die Deutſchen wußten mitten zwiſchen denſelben bis Lugdunum oder das jezige Lyon vorzudrin-

gen, wo ſie die umliegende Gegend verwüſteten. Julian verſperrte den meiſten derſelben den Rückweg, ſo daß ſie mit der Beute auch das Leben verloren. Nur diejenigen von ihnen kehrten ruhig wieder zurück, die nicht weit von dem Lager des Barbatio vorbey zogen: denn dieſer Feldherr opferte ſelbſt das Beſte des Reichs ſeinem Neide gegen Julians Glück auf. Aus Furcht vor den Römiſchen Heeren verſchanzten ſich darauf die Deutſchen, welche über den Rhein gegangen waren, in Gegenden von einer ſehr vortheilhaften Lage; andere aber ſezten ſich auf den Inſeln in dieſem Fluße feſt, und forderten gleichſam von dannen durch Schimpfworte die Römer heraus. Julian brannte vor Begierde ſich an ihnen zu rächen; aber da er ſich zu dieſer Abſicht vom Barbatio eine Anzahl Schiffe ausbat, ließ ſie dieſer vielmehr verbrennen. Er ergriff alſo ein dreiſteres Mittel, indem er einige leichte Kriegsvölcker durch Waten und Schwimmen auf einer von dieſen Inſeln und bald auf mehrern landen ließ, wo ſie alle Einwohner niedermachten. Dadurch wurden endlich die übrigen Deutſchen genöthigt, auch dieſe Zuflucht zu verlaſſen. Hierauf ſtellte Julian die Feſtung Tres Tabernä (jezt Elſaß Zabern) wieder her, welche überaus dienlich dazu war, ihnen den Eingang nach Gallien zu verwehren. Das geſchah nicht nur mit ungemeiner Geſchwindigkeit, ſondern er verſah auch die Beſazung, welche er hinein legte, auf ein Jahr lang mit Lebensmitteln, die er mit ziemlicher Gefahr aus dem feindlichen Lande ſelbſt hatte ſammeln laſſen. Auf gleiche Art verſorgte er ſein Heer auf zwanzig Tage, und ſeine Soldaten ließen ſich deſto williger dazu gebrauchen, weil ſie äußerſt erbittert auf den Barbatio waren, welcher die Zufuhre, die eben ange-

langt war, theils an ſich geriſſen, theils verbrannt hatte. Man konnte ein ſo unſinniges Betragen dieſes Feldherrn kaum erklären: es ſchien nicht ohne Befehl des Kayſers beobachtet zu werden, und beſtärckte das immer mehr ſich ausbreitende Gerücht, Julian ſey bloß deswegen nach Gallien geſchickt worden, damit er auf eine gute Art aus dem Wege geräumt würde. Zulezt erlitt Barbatio ſelbſt eine ſchimpfliche Niederlage von den Deutſchen; legte aber darauf ſeine Kriegsvölcker mitten im Sommer in die Winterruhe, und begab ſich an den Hof, um den Cäſar daſelbſt verhaßt zu machen.

Dieſer war alſo mit dreyzehntauſend Mann allein geblieben. So günſtiger Umſtände bedienten ſich die Alemannen, verſammleten ſich, fünf und dreyßig tauſend an der Zahl, bey Straßburg, (damals Argentoratum) und glaubten gar nicht, daß ſie Julian erwartet haben würde. Sie wurden von ſieben Königen angeführt, unter welchen Chnodomar der vornehmſte und berühmteſte war: ein kühner und tapferer Fürſt, der ehemals den Cäſar Decentius überwunden, und lange Zeit Gallien nach ſeinem Gefallen durchgeſtreift hatte. Durch alles dieſes ward ſein Vertrauen ſo ſehr erhöht, daß er Abgeordnete an den Julian ſandte, welche ziemlich gebieteriſch verlangten, er ſollte ſich aus einem Lande wegbegeben, das ſie durch ihre Waffen erobert hätten: zugleich zeigten ſie das Schreiben des Conſtantius vor, durch welches er ihnen den Beſiz dieſes Landes ertheilt hatte. Julian lachte über ihre ſtolze Forderung, behielt ſie aber, unter dem Vorwande, ſie wären Kundſchafter, bis nach der Schlacht bey ſich: vermuthlich, damit ſie den Feinden keine Nachricht von ſeinen Anſtalten, (denn

die Stärcke ſeines Heers kannten ſie bereits,) gebeu möchten. Er rückte darauf den Alemannen entgegen, und kam gegen den Mittag eines ſehr heißen Tags im Jahr 357. nicht weit von ihrem Lager an. Daſelbſt ſtellte er eine weiſe Ueberlegung an, die er auch ſeinen Soldaten bekannt machte. Er erinnerte ſie, daß ſie ermüdet von ihrem Zuge, in den nachtheiligſten Umſtänden mit ſehr muntern Feinden würden fechten müſſen; da ſie hingegen durch Schlaf und Nahrung erquickt, am folgenden Morgen ſich einen deſto gewiſſern Sieg verſprechen könnten. Allein die Soldaten waren ſo begierig nach einer Schlacht, daß ſie ihn ſeine Rede nicht zu Ende bringen ließen, vor Ungeduld mit den Zähnen knirſchten, und, welches nach ihren Sitten ein Merckmal des Zorns war, ihre Schilde und Spieſe zuſammen ſtießen. Sie gründeten ihre Hoffnungen auf den glücklichen Erfolg des vorigen Jahres; allein jezt hatte ſich die ganze Verfaſſung des Kriegs geändert; und für ſie war es ungemein bedencklich, etwas übereiltes zu wagen. Julian konnte jedoch ihrem ungeſtümen Eifer nicht länger widerſtreben.

Bey einer ſo wichtigen Unternehmung als die darauf folgende Schlacht unweit Straßburg war, zeigte ſich ſeine kriegeriſche Geſchicklichkeit in ihrem ganzen Umfange. Noch ehe ſie angieng, gab er den in Schlachtordnung ſtehenden Soldaten zu erkennen, daß, wenn ſie ihn gleich zu derſelben genöthigt hätten, doch nunmehr keine wilde Wuth, ſondern Tapferkeit mit Klugheit verbunden, und die Beobachtung ſeiner Befehle alles ausrichten müßte. Er erinnerte ſie überhaupt, dieſes wäre der lang gewünſchte Tag, an welchem ſie ſo viele Schandfle-

cken,

cken, die bisher der Würde des Römiſchen Nahmens zugefügt worden wären, tilgen könnten, und dieſes wären die Barbaren, welche ihre Raſerey zu ihrem Verderben hieher gezwungen hätte. Indem er den alten Soldaten ihre gehörige Stellung gab, ſagte er zu ihnen: Kommt, tapfre Männer, laßt uns mit der nöthigen Tapferkeit den Schimpf auslöſchen, den unſre Parthey oft erlitten hat, und bey deſſen Betrachtung ich den Nahmen eines Cäſar mit Zaudern angenommen habe. Diejenigen aber, von welchen er voraus ſah, daß ſie die Kriegszucht leicht übertreten dürften, warnte er, den Feinden weder ſo hitzig nachzuſezen, daß dadurch der Sieg wieder entwiſchen könnte; noch eher als in der äußerſten Noth zu weichen. „Denn, ſezte er „hinzu, wenn ihr flieht, ſo verlaſſe ich euch ganz gewiß; wenn ihr aber die Feinde auf eine vorſichtige „Art verfolgt, ſo werde ich mich gleichfals unter „euch mengen.„ Er ſchien vorhergeſehen zu haben, was ſich würcklich zutrug. Die Deutſchen fochten, wie allemal wenn ſie gut angeführt worden ſind, überaus muthig und ſtandhaft; lange war der Sieg zweifelhaft; ja die Römiſche Reiterey war ſchon auf die Flucht bedacht. Julian ſah es: er ſprengte zu ihr hin, und ſtellte ſich ihr gleichſam als einen Riegel vor; ſobald ſie ihn auch erkannte, kehrte ſie ſich wieder gegen die Feinde um. Der zweydeutige Zuſtand des Gefechtes rieth ihm nur gelinde Vorwürfe an. Wohin wollen wir denn „weichen, rief er, tapfere Männer. Wißt ihr „denn nicht, daß die Flucht, an Statt eine Rettung zu finden, vielmehr nur eine vergebliche und „thörichte Bemühung anzeige? Laßt uns zu den „unſrigen zurückkehren; wir werden wenigſtens Antheil an ihrem Ruhm nehmen, wenn wir ſie gleich,

„indem ſie für den Staat fechten, unbeſonnen ver„laſſen.„ Durch dieſe Reden brachte er würcklich die ganze Reiterey zu ihrer Schuldigkeit zurück: es war Zeit, daß dieſes geſchah, weil die Deutſchen ſchon in das Fußvolck eingebrochen waren. Endlich nachdem beyde Theile einander geraume Zeit das Gleichgewicht gehalten hatten, die Deutſchen durch die Größe und Stärcke des Leibes, und durch die wildeſte Hitze; die Römer aber durch Erfahrung, Behendigkeit, einen mehr geſezten und vorſichtigen Muth, mußten freylich die leztern ſiegen. Auch alsdenn trug Julian noch viel dazu bey, dieſes Vortheils verſichert zu ſeyn: er hinderte nebſt den übrigen Befehlshabern die Soldaten, daß ſie ſich nicht in den Rhein ſtürzten, um den Feinden, welche über dieſen Fluß zu entkommen ſuchten, das Leben zu nehmen.

Ihm koſtete dieſer Sieg nur zweyhundert und drey und vierzig Soldaten, nebſt vier Befehlshabern; den Feinden hingegen ſechstauſend Todte auf dem Wahlplatze, und ungleich mehrere, die durch den Strom fortgeriſſen wurden. Chnodomar ſelbſt ward gefangen; Julian begegnete ihm ſehr gütig, und an Statt ihn in Gallien, deſſen Schröcken er lange geweſen war, herumführen zu laſſen, ſchickte er ihn an den Kayſer. Die Soldaten erkannten nun erſt völlig den Werth ihres Feldherrn: ſie riefen ihn einmüthig zum Kayſer aus; er aber gab ihnen deswegen einen Verweis, und betheuerte mit einem Eyde, daß er dieſe Würde weder hoffen noch annehmen wolle. Unterdeſſen hatte er Ruhm genug durch dieſe glänzende That erworben: Gallien war auf lange Zeit von den Deutſchen befreyt; den Römiſchen Soldaten war ihr alter Muth

und ihre faſt verlorne Ehre wieder gegeben worden: und dieſes bey ſolcher Ueberlegenheit der Feinde; in dem erſten Verſuche dieſer Art, den er in ſeiner frühen Jugend machte; unter andern merckwürdigen Umſtänden, die nicht wiederholt zu werden brauchen.

Allein die Hofleute ſpotteten ſeiner vielmehr, weil ſie wußten, daß dieſes dem Kayſer angenehm ſey. Sie nannten ihn, wegen der häuffigen Berichte, die er von ſeinen Siegen über die Deutſchen einſchickte, Victorinus: und man bemerckte dabey zugleich, daß ſie auf eine boshafte Art zu verſtehen gaben, Julian könnte wohl dereinſt, wie ehemals der Feldherr Victorinus in Gallien, ſich gegen den Kayſer empören. Dieſen hingegen beredeten ſie, er habe ein Recht ſich alles zuzueignen, was unter ſeiner Regierung und klugen Aufſicht vorgienge. Ob er alſo gleich am Tage der Schlacht bey Straßburg, vierzig Tagereiſen davon entfernt war; ſprach er doch in einem Edikte von derſelben, als wenn er ſelbſt dabey gegenwärtig geweſen wäre, alles angeordnet und ausgeführt hätte: Julians aber gedachte er darinne mit keinem Worte.

Eben die Beſcheidenheit des leztern ſcheint ihm eine ſolche Ungerechtigkeit vornemlich zugezogen zu haben. Er war jedoch nur darauf bedacht, ſeinen Sieg zu nüzen. Nachdem er die Todten von beyden Seiten, weil er ſie keinen Raub der Vögel werden laſſen wollte, hatte begraben laſſen, machte er ſich fertig nach Maynz (damals Moguntiacum) zu ziehen, um über eine daſelbſt zu ſchlagende Brücke in Deutſchland einzudringen. Sein Heer, das ſich nach der Ruhe ſehnte, weigerte ſich ihm dahin

zu folgen; allein durch beredtes und freundliches Zureden brachte er es bald zum Gehorſam: er wurde auch von ſeinen Soldaten geliebt, da ſie wohl wußten, daß er ſich mehr Arbeit als ihnen aufzulegen pflegte. Er fiel alſo an dem gedachten Orte in das feindliche Land ein. Die Deutſchen baten ihn verſtellter Weiſe um Frieden, damit ſie Zeit gewinnen möchten ſich zu erholen; bald aber ließen ſie ihn mit dem heftigſten Kriege bedrohen, wenn er ihr Gebiete nicht verlaſſen würde. Julian kehrte ſich an keines von beyden; er fand vielmehr Mittel, die Feinde aus den engen Päſſen zu vertreiben, welche ſie beſezt hatten, und ſie flüchteten ſich über den Mayn. Er machte auch ſchon Anſtalt, ſich den Weg durch einen finſtern Wald zu bahnen, wo die Feinde mancherley Hinterhalt gelegt hatten; allein Kälte und Schnee nöthigten ihn davon abzuſtehen. Doch richtete er, um ſich in dieſen Gegenden zu behaupten, die Feſtung wieder auf, welche Trajan ehemals daſelbſt, (vermuthlich in der Nähe von dem jezigen Franckfurt am Mayn,) gebauet hatte: er verſah ſie auch mit Soldaten und Lebensmitteln. Ueber dieſen bleibenden Siz der Römer in ihrem Lande wurden die Deutſchen ſo beſtürzt, daß ſie um Frieden baten. Julian bewilligte ihnen denſelben nur auf zehn Monathe; dieſe Zeit brauchte er ohngefähr, um den eingenommenen Plaz gehörig zu befeſtigen. Drey ihrer Könige beſchworen dieſen Stillſtand; ſie verſprachen auch die Feſtung mit Korn zu verſorgen, und hielten es. Von dieſem ſo ſiegreich geendigten Kriege urtheilten Julians Feinde nicht ganz unrichtig, er habe deswegen ſo viele Tapferkeit in demſelben bezeigt, weil er es vor rühmlicher gehalten habe, fechtend zu ſterben, als gleich einem Miſſethäter,

wie

wie ſein Bruder Gallus, und wie ſie es auch von ihm hofften, umgebracht zu werden.

Während daß er mit ſeinem Heere ſo weit entfernt war, hatte ein großer Hauffen Francken längſt der Maaß eine Streiferey vorgenommen. Da ſie ihn aber zurückkommen ſahen, zogen ſie ſich in zwey Schlößer, welche die Römer ehemals verlaſſen hatten. Allein Julian ließ ihnen nicht Zeit, ſich daſelbſt feſtzuſezen. Er belagerte ſie am Ende des Jahrs 357. und bis in den Anfang des folgenden, faſt zwey Monathe lang. Endlich da ſie auf das Aeußerſte gebracht waren, und er befürchten mußte, ſie möchten bey einer danckeln Nacht auf dem gefrornen Fluſſe entwiſchen, ließ er ſeine Soldaten die ganze Nacht hindurch auf Wachtſchiffen herumfahren, und den Fluß aufeiſen. Als ſie ſich darauf ergeben hatten, ſchickte er ſie ſogleich an den Hof des Kayſers: vermuthlich, weil ihr tapferer Widerſtand eine Stelle unter den Römiſchen Kriegsvölckern verdiente.

Den übrigen Theil des Winters brachte Julian zu Paris, oder, wie es damals noch genannt wurde, zu Lutecia zu, das die Pariſer, ein galliſches Volck, angelegt hatten. Dieſe Stadt nahm zu ſeiner Zeit nur die Inſel auf der Seine ein; war aber durch die römiſchen Einwohner ſchon mit anſehnlichen öffentlichen Gebäuden bereichert worden. Julian, dem dieſer Aufenthalt ſehr gefiel, und der auch einen Palaſt daſelbſt erbauet hat, von dem man noch einige geringe Ueberbleibſale zeigt, machte ſich daſelbſt und in ganz Gallien immer beliebter. Er hatte das Land von ſeinen Feinden befreyet, und regierte es auf die ruhmwürdigſte Art.

Seine

Seine Enthaltſamkeit und Strenge gegen ſich ſelbſt, war ein überaus ſeltenes Beyſpiel an einem Statthalter: ſie gieng bey ihm zuweilen bis zu einer tadelhaften Härte. Er wollte unter andern den Winter, wie in wärmern Ländern, in ungeheizten Stuben aushalten: die Kälte war einmal außerordentlich heftig; doch blieb er bey ſeinem Sinne. Und da er endlich nur einige glühende Kohlen hineinbringen ließ, zog er ſich dadurch einen gefährlichen Anfall auf ſeine Geſundheit zu.

Die Wiſſenſchaften blieben noch immer ſeine liebſte Beſchäftigung, hauptſächlich in den Stunden, welche er dem Schlafe entriß. Mit unerſättlicher Begierde ergab er ſich der Philoſophie, und ſuchte in derſelben einen Unterhalt für ſeinen Geiſt, der das Erhabene vor allen andern zu kennen begehrte. Auf die Dichtkunſt und noch mehr auf die Beredſamkeit, ingleichen auf die Römiſche und auswärtige Geſchichte wandte er ebenfals vielen Fleiß. Er lernte ſich ziemlich wohl im Lateiniſchen auszudrücken; aber ungleich beſſer in der griechiſchen Sprache. Da er noch als Cäſar mit den Soldaten einen Tanz in den Waffen lernen mußte, beſchwerte er ſich darüber, daß ihm eine ſeinen Kräften ſo fremde Laſt aufgelegt würde, und rief öfters voll Sehnſucht nach ſeinem Plato. Verſchiedene Gelehrten kamen, weil ſie ſeine Neigung kannten, zu ihm nach Gallien: er machte Verſe zu ihrem Lobe, und ſcheint ihnen keine größern Belohnungen haben geben können, oder ihrer würdig gehalten zu haben.

Doch von dieſen Seiten ſorgte er mehr für ſich ſelbſt; in der weiſen und leutſeeligen Staatsverwaltung

waltung hingegen, da er die Liebe zu den Unterthanen, Gerechtigkeit und unermüdete Aufmerckſamkeit auf das gemeine Beſte mit einander verband, war er eigentlich Cäſar. Vorzüglich beſtrebte er ſich den Ruhm der Gnade zu erlangen. Den Entführer eines Frauenzimmers verbannte er nur: die Eltern beklagten ſich darüber, daß ihn Julian nicht zum Tode verurtheilte; er antwortete aber darauf, die Geſeze möchten ihn immer einer zu großen Nachſicht beſchuldigen; ein Kayſer von ſanften Geſinnungen müßte dieſe übertreffen. Wenn er ſich in den Feldzug begeben wollte, und Beſchwerden vor ihn gebracht wurden, verwies er dieſelben an die Unterſtatthalter; bey ſeiner Zurückkunft aber linderte er die Strafen, welche den Verbrechern zuerkannt worden waren, ſo weit es die Billigkeit erlaubte. Ueberhaupt mußte dasjenige ſcharf bewieſen ſeyn, was von ihm beſtraft werden ſollte: und er unterſuchte daher gerne ſelbſt wichtige Streithändel. Man klagte den Numerius, der über einen Theil von Gallien Statthalter geweſen war, der Raubſucht an; man konnte ihn aber, da er alles leugnete, nicht genugſam überzeugen. Der Sachwalter ſeiner Gegner, Delphidius, ein ſehr heftiger Redner, rief vor Verdruß darüber aus: „Wer „wird wohl, vortrefflicher Cäſar! jemals ſchuldig „heißen können, wenn es genug iſt, daß man leug„net?„ Gleich verſezte Julian darauf ſehr richtig: „Wer wird aber unſchuldig ſeyn können, wenn „es genug iſt, daß man verklagt?„

Deſto unpartheyiſcher betrug er ſich gegen offenbare Mißhandlungen, wenn gleich die angeſehenſten Männer daran Antheil hatten. Ein ſolcher war Florentius, der oberſte Staatsbediente in

Gallien. Da man einen von den Statthaltern wegen ſeiner Gelderpreſſungen bey ihm verklagt hatte, und er ſich bewußt war, mit demſelben in eigennüzigen Verbindungen geſtanden zu haben, wollte er anfänglich kein Urtheil über ihn fällen; aber endlich ſprach er ihn loß. Man bezeigte darüber ſo viel Mißvergnügen, daß Florentius die Sache Julians Entſcheidung überließ. Dieſer hatte alle Urſache, mit dem Staatsbedienten ein gutes Vernehmen zu unterhalten, der unmittelbar unter dem Kayſer ſtand, und durch ſeine Berichte ihm ſehr viel ſchaden konnte. Allein nachdem er dieſe Unterſuchung vergebens von ſich abgelehnt hatte, verurtheilte er den Statthalter, wie er es verdiente.

Gegen eben dieſen mächtigen Mann verfuhr er zum Dienſte des gemeinen Weſens noch beherzter. So kurz auch ſeine erſte Winterruhe zu Paris war; ſo machte er ſich doch während derſelben mit der ganzen damaligen Verfaſſung der Steuern in Gallien bekannt, um die Bedrückungen abzuſtellen, welche die Beſizer von liegenden Gründen litten. Als ihm daher Florentius vorſtellte, er habe nach einer genauen Berechnung gefunden, daß man dasjenige, was die Kopfſteuer zu wenig einbrächte, durch eine außerordentliche Geldhülfe würde einfordern müſſen: verſicherte Julian, daß er eher das Leben verlieren, als dieſes zugeben wolle; denn er wußte, daß durch ſolche Erhöhung der ordentlichen Steuern ganze Provinzen am erſten zu Grunde gerichtet worden waren. Florentius ſchriee nach der Gewohnheit ſolcher Leute, er könne es nicht leiden, daß er plözlich zu einem ungetreuen Diener des Kayſers gemacht werden ſollte, der ihm doch die höchſte Beſorgung dieſer Angelegenheiten vertrauet

hätte. Seinen Zorn beſänftigte Julian dadurch, daß er ihm durch eine ſehr ſorgfältige Rechnung zeigte, die gewöhnliche Kopfſteuer ſey nicht allein hinlänglich, ſondern trage auch noch mehr ein, als die öffentlichen Bedürfniſſe verlangten.

Gleichwohl ſchickte ihm Florentius einige Zeit darauf einen von ihm aufgeſezten Befehl, durch welchen die Kopfſteuer erhöhet wurde, zu, damit ihn Julian unterzeichnen möchte. Statt deſſen wollte ihn dieſer nicht einmal vorleſen laſſen, und warf ihn auf die Erde. Dadurch wurde der Staatsbediente ſo ſehr aufgebracht, daß er ihm die ſchmähſüchtigſten Aufſäze zuſandte. Julian, der dazu weder gänzlich ſchweigen, noch ſich bey ſeinen Umſtänden in weitläuftige Streitigkeiten einlaſſen konnte, begnügte ſich, in Gegenwart einiger, die es, wie er wußte, dem Florentius hinterbringen würden, zu ſagen: „Ich hoffe doch gewiß, daß er ſich „in ſeinen Aufſäzen beſſern wird; denn bisher hat er „ſich darinne ſehr ungebührlich betragen.„ Er beſſerte ſich, nachdem er dieſes vernommen hatte, ſo wenig, daß er vielmehr allen Wohlſtand ablegte, und ſich gleich einem Wüterich gegen den Julian bezeigte. „Was ſollte ein Verehrer des Pla„to und Ariſtoteles dabey anders thun? ſchreibt „Julian an den Oribaſius. Sollte ich wohl die „armen Leute den Dieben überlaſſen? oder ihnen „nicht vielmehr nach meinem Vermögen beyſtehen? „Es ſcheint mir, daß ſie ohnedieß ſchon wegen der „gottloſen Werckſtätte dieſer Menſchen ihren Tod„tengeſang anſtimmen. Ich halte es in der That „vor ſchimpflich, daß man einen Oberſten, der ſei„nen Poſten verläßt, wenn er ihn gleich nicht an„ders als mit dem Verluſte ſeines Lebens hätte be-

„haupten

„haupten können, verurtheilt, und ihn nicht ein„mal eines Begräbniſſes würdig ſchäzt; und hin„gegen den Poſten verläßt, den man zur Verthei„digung ſolcher armen Leute eingenommen hat: zumal „da man gegen ſolche Diebe zu fechten hat, und „da Gott mit uns ſtreitet, ſo wie er uns in die „Schlachtordnung geſtellt hat. Sollten wir auch „etwas dabey leiden müſſen: ſo iſt es kein geringer „Troſt, mit einem guten Gewiſſen abzugehen. „Möchten mir nur die Götter den rechtſchaffenen „Salluſtius verleihen! Wenn man uns auch des„wegen einen Nachfolger ernennen ſollte: ſo wird „dieſes kein ſehr groſzes Unglück ſeyn. Denn es „iſt beſſer, eine kurze Zeit gut zuzubringen, als „eine lange übel.„

Bey ſolchen Geſinnungen, und indem er ſeine Pflicht beobachtete, konnte Julian zufrieden ſeyn, wenn er gleich nicht immer in ſeinen Abſichten glücklich war. Salluſtius, den er ſich zum Gehülfen wünſchte, war ein heydniſcher Befehlshaber in Gallien, gelehrt und mit ſeiner Gemüthsart ſehr übereinſtimmend. Er bekam bald Julians Vertrauen, und ertheilte ihm dafür ſeine Rathſchläge und Erinnerungen mit der Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes. Man ſagte daher öffentlich, alles Rühmliche, was Julian verrichtete, komme von ſeinem Freunde Salluſtius her: und der erſtere hörte dieſes mit Vergnügen. Aber der Neid über ihre Verbindung zerriß dieſelbe; Conſtantius rief den Salluſtius zu einer andern Stelle aus Gallien weg: entweder weil er fürchtete, daß derſelbe dem Julian Gedancken der Unabhängigkeit beybringen möchte; oder, wie man vielleicht zu liſtig geargwohnt hat, weil ihre Feinde hofften, Julian werde,

de, nachdem er ſeines weiſen Vertrauten beraubt worden, eher etwas tadelnswürdiges begehen. Dieſer erfüllte wenigſtens keine Erwartung ſeiner Verleumder, und beklagte den Verluſt des Salluſtius in einer beſondern an ihn gerichteten Schrift, oder Klagrede, worinne er die Vorzüge deſſelben auf eine eben ſo feine und wizige Art, als mit gerührten Herzen beſchrieb. Nach derſelben zu urtheilen, waren ſie beyde zur tugendhaften Freundſchaft ausnehmend geſchickt; doch verträgt freylich ein ſolcher Aufſaz auch viele Verſchönerungen.

Man arbeitete auf mehrern Wegen, den Julian beym Kayſer verhaßt zu machen, und er bekam ſo viele Feinde, als er Unterobrigkeiten in ihren Bedrückungen des Volcks Einhalt that. Die argliſtigſten darunter waren diejenigen, welche ihn auf eine ausſchweifende Weiſe lobten, um dadurch die Eiferſucht des Kayſers rege zu machen. Florentius verklagte ihn ebenfals, und er ward von dem Kayſer erinnert, mit dieſem Staatsbedienten nicht ſo mißtrauiſch umzugehen. Allein Julian ſchrieb darauf zurück, man müßte froh ſeyn, wenn die Gallier, die ſo lange ausgeplündert worden wären, nur die ordentlichen Steuern bezahlten; geſchweige denn daß ihnen noch ſtärckere auferlegt werden könnten. Bey dem Florentius ſelbſt brachte er es dahin, daß er in die zweyte Belgiſche Provinz (wozu der jezige Kirchenſprengel von Rheims und ein Stück von den Niederlanden gehörte,) zur Einforderung der Steuern keine Gerichtsdiener ſchicken, ſondern ihm dieſe Sache allein überlaſſen ſollte, weil die gedachte Provinz mehr als andere durch viele Unglücksfälle erſchöpft war. Das that die Würckung, daß ihre Einwohner die Steuern

alle noch vor der geſezten Zeit abtrugen, ohne daran erinnert worden zu ſeyn.

Als er nach Gallien kam, machte die Kopfſteuer für jeden Hausvater fünf und zwanzig Goldſtücke aus; bey ſeinem Abzuge aber war ſie auf ſieben herunter geſezt. Niemand unterſtand ſich mehr, von den Galliern unter einem beſondern Vorwande Geld zu erpreſſen. Und dennoch erließ er auch nicht leicht die gewöhnlichen Abgaben, weil er wußte, daß dieſes nur den Reichen einen Vortheil verſchaffte, deſſen ſie nicht bedurften, und hingegen Gelegenheit gab, daß die Armen deſto mehr gedrückt wurden. Seine wohlthätige Denckungsart machte ihn auch zum Feinde der kayſerlichen Agenten oder Commißarien, die eigentlich über die Lieferungen an die Kammer geſezt waren, zugleich aber die Geheimniſſe der Familien auskundſchafteten, und dem Kayſer alles berichteten, was ſie ſeiner Ehre und ſeinem Dienſte nachtheilig zu ſeyn glaubten: eine fürchterliche Art von Leuten, vor deren Angeben man ſich oft durch Geld ſicher zu ſtellen pflegte. An einem gewiſſen feyerlichen Tage kamen ſie in Julians geheime Rathsverſammlung, um gewöhnlichermaaßen eine Anzahl Goldſtücke ausgezahlt zu bekommen. Einer von ihnen hielt nicht, wie ſie ſonſt pflegten, ſeinen Mantel, ſondern beyde hohle Hände hin, um das Geld zu empfangen. Darauf ſagte Julian: Die Agenten wiſſen wohl nach Geld zu greiffen; aber nicht es zu nehmen.

Wenn die Gallier ihren Cäſar nicht wegen einer ſo gütigen und ſtandhaften Beſchüzung gegen die Feinde, die unter ihnen ſelbſt wohnten, geliebt hätten; ſo nahm ihn ſchon die Aehnlichkeit ſeiner

Sitten mit den ihrigen, wie er ſelbſt geſteht, für ihn gänzlich ein. Sie waren ein ernſthaftes Volck, ungewohnt zu ſchmeicheln und ſich zu verſtellen; Schauſpiele gefielen ihnen nicht, und die Tänzer ſahen ſie vor Unſinnige an. Was bey ihnen Nationalcharakter und Erziehung war, kam beym Julian zwar zum Theil auch aus der Bildung ſeiner erſten Jahre; aber eben ſo ſehr aus philoſophiſchen Grundſäzen und aus einem Ehrgeize her, der ſich vor andern hervor zu thun ſuchte. Sie gehorchten ihm daher in allem ohne Widerrede, ergriffen für ihn die Waffen, und gaben ihm Geld, ſogar wider ſeinen Willen.

Indem er in dieſer Verfaſſung die erſten Monathe des Jahrs 358 zu Paris zubrachte, war er vornemlich darauf bedacht, den Alemannen zuvorzukommen, ehe ſie ſich wieder in ein Heer verſammelt hätten. Allein er konnte die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln nicht vor dem Julius aus Aquitanien erhalten. Dieſes Hinderniß zu überwinden, ſann er hin und wieder, und fand endlich kein beſſeres Mittel, als, ohne auf jene Zufuhren zu warten, ſeine Soldaten ſelbſt auf zwanzig Tage Zwieback tragen zu laſſen. Sie thaten es willig, und ſeine Abſicht war, zween Kriege in Einem Feldzuge zu endigen, nemlich die Francken eher zu beſiegen, als der Stillſtand mit den Alemannen zu Ende gegangen ſeyn würde. Eine fränckiſche Nation, die Salier, hatten ſich ehemals eigenmächtig in dem römiſchen Gebiete zwiſchen der Maaß und Schelde, ohngefähr im heutigen Brabant und im Lüttichiſchen, niedergelaſſen. Julian rückte gegen ſie bis Tongern vor: daſelbſt traf er Geſandte von ihnen an, weil ſie glaubten, er befände ſich noch

in ſeiner Winterruhe, und ſie verlangten durch dieſelben, daß er ſie ruhig in dieſer Gegend laſſen ſollte. Er ſchickte ſie, ohne mit ihnen einig zu werden, zurück, folgte ihnen aber ſo geſchwind auf dem Fuße nach, daß er ihre Landsleute gleich einem Blitze überfiel, und ſie nöthigte, ſich mit allen den ihrigen ſeiner Gnade zu ergeben. Die Chamaver, ein anderes deutſches Volck, das aus dem jezigen Weſtphalen in ähnlicher Abſicht gegen den Rhein gezogen war, griff er mit gleicher Geſchwindigkeit an, ſchlug ſie in die Flucht, und gab ihnen den Frieden unter keiner andern Bedingung, als daß ſie in ihr Vaterland zurückkehren ſollten. Als er den Sohn ihres Königs zum Geiſel verlangte, klagte dieſer auf das wehmüthigſte, daß derſelbe in dieſem Kriege das Leben verloren hätte. Julian machte darauf ſich und dem troſtloſen Vater das Vergnügen, den Sohn, der nur gefangen war, in ihre Gegenwart bringen zu laſſen, und verſprach, ihm wohl zu begegnen. Wenn der Vater ſein Verſprechen übertreten würde, ſezte er hinzu, ſo wollte er zwar dieſes an dem Sohne nicht rächen, weil eine ſolche Begegnung unmenſchlich ſeyn würde; allein die Strafe würde dennoch gewiß erfolgen. Er hatte den Krieg mit den Chamavern zum Theil auf eine neue Art geführt. Denn da ſie ihn mehr durch Streifereyen mit kleinen Hauffen und nächtliche Anfälle beunruhigten, als ſich zu einem ordentlichen Treffen ſtellten, ließ er ſie unter der Anführung eines Deutſchen, der zu den Römern übergegangen war, auf eben dieſe Art angreiffen und in die Enge treiben. Eine Menge Salier und Chamaver nahm er unter ſeine Kriegsvölcker auf.

Beſorgt für Galliens Sicherheit, ließ er drey Feſtungen an der Maaß wieder herſtellen, welche die Barbaren niedergeriſſen hatten. Damit ſie geſchwind mit Lebensmitteln verſehen würden, gab er ihnen einen Theil von denen, welche die Soldaten mit ſich führten, in der Hoffnung, dieſelben aus dem Lande der Chamaver ergänzen zu können. Allein ehe das Korn daſelbſt zur Reiſe gekommen war, hatten die Soldaten nichts mehr zu eſſen. Sie ſtießen darauf Drohungen gegen den Julian aus, den ſie einen Aſiatiſchen und Griechiſchen Betrüger, einen Thoren, der ſich weiſe zu ſeyn dünckte, nannten: auch betheuerten ſie, daß ihr Mißvergnügen kein Aufruhr ſey, und daß ſie bloß um die Erhaltung ihres Lebens reden müßten, kein Geld verlangten, das ſie für alle ausgeſtandene Mühſeeligkeiten ohnedieß nicht erhalten hätten. Dieſe leztere Klage war ebenfals gerecht: denn ſeitdem Julian nach Gallien geſchickt worden war, hatten die Soldaten weder das bey ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Geſchenck, noch ihren ordentlichen Sold bekommen. Er hatte zu wenig Einkünfte, als daß er ſie hätte bezahlen können, und der Kayſer wollte kein Geld dazu hergeben, damit Julian bey den Soldaten weniger beliebt ſeyn möchte. Sogar da dieſer einem Soldaten, der ihn darum bat, ein ſehr geringes Geſchenck gemacht hatte, breitete einer von den Kundſchaftern des Kayſers die ſchimpflichſten Verleumdungen deswegen wider ihn aus. Endlich gelang es ihm durch viele Liebkoſungen, die Empörung der Soldaten zu ſtillen.

An Statt ihn durch Geld zu unterſtüzen, wollten es der Kayſer und ſeine Vertrauten lieber den Feinden des Reichs ſelbſt zu ihrer Schande gegeben

ben wiſſen. Gallien war damals erſchöpft, und konnte daher nicht Getreyde genug für das Heer liefern. Aus Britannien (oder dem heutigen England) daſſelbe zu holen, war wegen der deutſchen Völcker gefährlich, welche die Frachtſchiffe auf dem Rhein wegnehmen konnten. Florentius ſah dieſes leztere Hinderniß vor ſo unüberſteiglich an, daß er den Deutſchen zweytauſend Pfund Silber verſprach, wenn ſie die Schiffe nicht anfallen würden, und Julian erhielt Befehl vom Kayſer, dieſen Vergleich zu befördern, wenn er ihm nicht zu ſchimpflich vorkäme. Allerdings aber glaubte Julian, daß derſelbe ein Schandflecken des Reichs ſeyn würde: er überwand alſo vielmehr die Feinde, als daß er ihre Erlaubniß gekauft hätte. Darauf führte er ſechshundert mit Korn beladene Schiffe aus Britannien in die Mündung des Rheins ein, welche damals noch nicht verſtopft war; in welcher Abſicht er auch den Frieden leichter bewilligt hatte, um den die Deutſchen baten.

Nun zog er abermals über den Rhein gegen die Alemannen, mit denen der Stillſtand eben aufhörte. Suomar, einer ihrer Könige, kam ihm unvermuthet entgegen, und flehte ihn knieend um den Frieden an. Dieſen ſchenckte ihm Julian mit der Bedingung, daß er alle Gefangene zurückgeben, und den Römiſchen Kriegsvölckern, ſo oft es nöthig ſeyn würde, Lebensmittel verſchaffen ſollte. Der andere alemanniſche Fürſt, Hortar, ward auch gezwungen, ſich zu unterwerfen, und verſprach ebenfals, alle gefangene Römer frey zu laſſen. Da er aber dieſes nur in Anſehung weniger leiſtete, wußte Julian durch ein ſchlaues Mittel alle zu bekommen. Er ließ ſich aus allen von

den

den Feinden zerſtörten Städten und Flecken ein Verzeichniß der Einwohner geben, welche ſie in die Gefangenſchaft fortgeführt hatten. Die Deutſchen brachten darauf die Gefangenen vor ſeinen Thron, die ihre Nahmen ſagten. Aber hinter dem Throne waren kayſerliche Schreiber verſteckt, welche dieſe Nahmen in dem gedachten Verzeichniſſe ſuchten, und dem Julian die noch fehlenden leiſe meldeten. Dadurch ward er in den Stand geſezt, den Deutſchen unter Bedrohung eines neuen Kriegs zu erklären, daß noch dieſe und jene, welche er nannte, auch geſtellt werden müßten. Das brachte ſie auf die Gedancken, Julian müſſe durch eine göttliche Eingebung die geheimſten Dinge wiſſen: ſie ſezten alſo alle noch lebende Gefangene in Freyheit. Damals und überhaupt in ſeinen Kriegen mit den Deutſchen zog Julian gegen zwanzigtauſend Römer und Gallier aus ihrer Knechtſchaft. Eine für ihn gleich rühmliche Bedingung, die er dem Hortar auflegte, war dieſe, daß er zur Wiederaufbauung eben derſelben Städte, die er und die ſeinigen nebſt andern Deutſchen zu Grunde gerichtet hatten, reichliche Materialien auf ihren Fuhren herbeyſchaffen mußte.

Allein je größer und häuffiger Julians Thaten wurden, deſto mehr ergrimmte die Eiferſucht des Hofs darüber, an welchen er auch ſeine kleinſten Verrichtungen zu melden verbunden war. Die Schmeichler an demſelben machten ſie daher lächerlich. „Dieſe Ziege von einem Menſchen, ſagten „ſie, (indem ſie ſeines haarichten Körpers ſpotte„ten,) wird unausſtehlich mit ihren ewigen Siegen.„ Sie nannten ihn einen geſchwäzigen Maulwurf, einen mit Purpur bekleideten Affen, einen griechi-

griechiſchen Witzling, und erdachten noch andere höhniſche Schimpfwörter über ihn, weil ſie ſahen, daß dieſes dem Kayſer überaus wohl gefiel. Sogar beſchuldigten ſie einen der geſchäftigſten und muthigſten Feldherren der Faulheit und Furchtſamkeit; ſeine Unternehmungen ſollten, nach ihrem Vorgeben, auf eine ruhmrädige Art von ihm vergrößert werden. Man kann leicht glauben, daß es auch unter Julians Heere Leute genug gegeben habe, die mit dem Hofe gleich geſinnt waren, und entweder ſeinen Ruhm zu verdunckeln, oder ſeine Entwürfe zu zernichten ſuchten.

Ihn hinderten alle ſolche Anfälle nicht, auf ſeinem Wege fortzugehen: denn nur ſchwache Seelen werden durch Neid und Verleumdung zu Boden geſchlagen. Es waren noch einige alemanniſche Provinzen übrig, von denen er eine feindliche Begegnung zu erwarten hatte, wenn ſie nicht, wie die andern, bezwungen würden: es kam nur darauf an, ſo ſchnell als möglich mitten unter ihnen zu erſcheinen Er ſchickte deswegen im Jahr 359 einen Kriegsbedienten zum Hortar, der die nöthigen Nachrichten von ihnen einziehen ſollte. Unterdeſſen richtete er mit vieler Geſchwindigkeit Vorrathshäuſer auf, und ließ ſieben Städte am Rhein, die nun wieder bewohnt wurden, befeſtigen. Die Deutſchen hatten Kraft des mit ihnen geſchloſſenen Vergleichs, alles was zum Bau nöthig war, zugeführt: und ſelbſt ſeine Hülfsvölcker, die ſonſt dergleichen Arbeiten verabſcheueten, hatten, durch ſein freundliches Zureden gewonnen, die ſchwerſten Balcken auf ihrem Rücken hinzu geſchleppt, auch ſonſt bey dieſer Unternehmung allen Beyſtand geleiſtet. Julian erhielt endlich die verlangten Nachrichten;

richten; allein da man ihm ſagte, das Heer müßte bey Maynz über den Rhein ſezen, wollte er nichts davon wiſſen, weil in dieſer Gegend die mit ihm verbundenen Deutſchen wohnten, die, wenn die Soldaten in ihrem Lande Ausſchweifungen begiengen, einen Vorwand haben würden, den Frieden zu brechen. Dagegen lagerten ſich die Feinde ſelbſt bey Maynz, um ihm den Uebergang über den Fluß zu verwehren. Eben dadurch erleichterten ſie ihm denſelben, indem er in einiger Entfernung bey Nacht einen Hauffen von dreyhundert Soldaten über den Rhein ſchiffen ließ, deren unvermutheter Anblick eine ſolche Beſtürzung unter den Deutſchen verurſachte, daß ſie, in der Meinung, das ganze römiſche Heer ſey im Anzuge, ſich eilends zurück flüchteten. Er drang darauf in ihr Land, wo alles verheert wurde: auch ſie mußten um Frieden bitten, und, um denſelben zu erhalten, die Loßlaſſung aller Gefangenen verſprechen. Ein neuer Feind ſchien den Julian aus Gallien wieder abzurufen, wo er im Anfange des Jahrs 360 mit ſeinen Kriegsvölckern einiger Ruhe genoß: denn die Scoten aus dem jezigen Irland, und die Picten, die in dem heutigen Schottland ihren Siz hatten, fiengen, wie ehemals oft, an, Britannien zu verwüſten. Allein er bedachte, daß ſeine Abweſenheit die Deutſchen reizen könnte, von neuem in Gallien einzufallen: daher ſchickte er jener Inſel den Lupicinus mit einer Anzahl Soldaten zu Hülfe: einen zwar kriegeriſchen und erfahrnen Feldherrn; den man aber als einen ſtolzen, geizigen und grauſamen Mann am liebſten bey den Feinden wünſchen mochte.

Conſtantius hatte unterdeſſen gegen die Perſer einen unglücklichen Krieg geführt: deſto mehr

kränckten ihn Julians unaufhörliche Siege: der wachſende Ruhm deſſelben ſtellte ihm die Macht, welche er in den Händen hatte, und noch erlangen könnte, ſchon als fürchterlich vor; er beſchloß alſo, ihn zu ſchwächen. Unter dem Vorwande, daß er eine Verſtärckung von Soldaten zu ſeinem nächſten Feldzuge brauchte, ſchickte er den Decentius, einen ſeiner Geheimſchreiber, mit dem Befehl nach Gallien, daß die daſelbſt befindlichen Hülfsvölcker, und dreyhundert auserleſene von jedem Römiſchen Kriegshauffen, im Frühling des Jahrs 360. ihren Zug gegen die Morgenländer antreten ſollten. Es war voraus zu ſehen, daß dieſe Anſtalt eine von beyden ſchlimmen Folgen für den Julian nach ſich ziehen müßte. Entweder er wurde von ſeinen meiſten und beſten Soldaten entblößt; ſo war er nebſt Gallien den Deutſchen Preiß gegeben. Oder er weigerte ſich dem Kayſer zu gehorchen, und fiel dadurch in die Beſchuldigung aufrühriſcher Abſichten. Er widerſezte ſich jedoch nicht; ſondern erinnerte bloß, es ſey den jenſeits des Rheins her gebürtigen Soldaten verſprochen worden, daß ſie nicht über die Alpen geführt werden ſollten: man würde daher keine Freywillige aus dieſen Gegenden mehr bekommen, wenn man ihnen ein Verſprechen nicht hielte, auf welches ſie vorzüglich zu dringen pflegten. Dieſe Vorſtellungen achtete Decentius nicht; er ſuchte vielmehr die beſte Mannſchaft, ſelbſt unter Julians Leibwache, aus. In dieſer Verlegenheit wünſchte Julian wenigſtens mit dem Florentius berathſchlagen zu können, dem auch würcklich aufgetragen war, ihn bey bedencklichen Fällen nicht zu verlaſſen. Allein dieſer konnte durch das dringendeſte Anhalten des Cäſar (der ſogar verſicherte, er wollte ſich ſeiner Würde begeben, wenn Florentius

tius ihm ſeinen Beyſtand verſagte,) nicht bewogen werden, Vienne zu verlaſſen. Er war aber nicht ohne Urſache ſo hartnäckig: denn er ſoll eben dem Kayſer den Rath ertheilt haben, die ſtreitbarſten Kriegsvölcker aus Gallien zu ziehen; er wollte ſich alſo vor denſelben nicht blicken laſſen.

Nichts blieb nunmehr dem Julian übrig, zumal auch **Lupicinus** abweſend war, deſſen Gutachten er gerne gehört hätte, als daß er die zum Abzuge beſtimmten Soldaten aus allen Gegenden zuſammen kommen ließ. Als er erfuhr, ſie murreten zum Theil darüber, daß ſie gleichſam als verurtheilte Miſſethäter an die äußerſten Enden der Welt gejagt würden, und die ihnen wertheſten Perſonen, die ſie kaum aus der Knechtſchaft der Alemannen befreyet hätten, von neuem derſelben überlaſſen müßten: befohl er, daß man ihnen Wagen geben ſollte, um auch ihre Familien mitnehmen zu können. Da die Soldaten auch anfiengen Julians Schickſal zu beklagen, ließen ihm die eifrigen Diener des Kayſers deſto weniger Zeit, gewiſſe vorſichtige Maaßregeln zu nehmen: ſie ſagten ſogar, er würde bey dem Kayſer in einen übeln Verdacht gerathen, wenn er länger verzögerte, die Soldaten wegzuſchicken. Er wollte ſie nicht über Paris ziehen laſſen, wo er ſich ſelbſt befand, damit ſie durch ſeinen Anblick nicht von neuem aufgebracht würden. Decentius hingegen glaubte, ſie würden nur mißvergnügter werden, wenn ſie ihren Feldherrn nicht noch einmal ſähen. Julian folgte ſeinem Rathe, gieng nach eben demſelben den Soldaten entgegen, als ſie bey Paris anlangten, lobte diejenigen unter ihnen, welche er beſonders kannte, erinnerte ſie alle an ihre tapfere Thaten, und ermahnte ſie, freudig

zum

zum Kayſer zu ziehen, der ſie am würdigſten belohnen könnte. Ihre Anführer behielt er zu Gaſte, und ſagte öffentlich, ſie hätten ein Recht, ſich noch etwas von ihm auszubitten. Sie aber giengen traurig in ihre Wohnungen zurück: beydes, einen ſo gütigen Feldherrn und ihr Vaterland zu verlaſſen, war ihnen unerträglich.

An dem darauf folgenden Abende brach dieſe Betrübniß der Soldaten Julians in eine offenbare Empörung aus. Man hatte Zettel unter ihnen ausgeſtreuet, in welchen man ihnen zu verſtehen gab, was vor Gefahr dem Julian, der, ohne ſich zu ſchonen, mit ihnen gemeinſchaftlich ſo viele Siege erfochten hätte, bevorſtünde, wenn ſie ſich von ihm entfernten. Dieſer Inhalt ward den Soldaten bekannt, als ſie noch bey dem Abendeſſen ſaßen: gleich ſtanden ſie mit den Bechern in der Hand und deſto erhizter auf, eilten unter großem Getümmel zu dem Palaſte des Cäſar, und umgaben denſelben völlig. Hier riefen ſie mit dem heftigſten Geſchrey den Julian zum Auguſtus oder Kayſer aus, und verlangten, daß er zu ihnen kommen ſollte. Umſonſt hielt er ſich bis an den Morgen in ſeinem Palaſte verborgen: er ward endlich genöthigt, ſich zu ihnen heraus zu begeben. Bey ſeinem Anblicke erneuerten ſie ihren einmüthigen Ruf, daß er Kayſer ſeyn ſollte. Er aber widerſezte ſich ihnen ſtandhaft: bald bezeigte er ſeinen Unwillen darüber; bald bat er ſie mit ausgeſtreckten Händen, ſie möchten ſo viele herrliche Siege nicht durch eine ſolche That beflecken, noch durch einen übereilten Einfall Uneinigkeiten im Staate verurſachen. In einem ſanftern Ton ſezte er hinzu: „Ich bitte euch, unterdrückt „euern Zorn etwas; ihr könnt ohne Zwiſt und

„Neue-

„Neuerungsſucht dasjenige leicht erlangen, was ihr „begehrt. Weil euch denn die Süßigkeit eures „Vaterlandes zurückhält, und ihr euch vor unbe„kannten fremden Gegenden fürchtet: ſo kehrt wie„der in eure Wohnungen zurück; ihr ſollt, weil es „euch nicht gefällt, nicht über die Alpen ziehen. Ich „will dieſes bey dem Kayſer, der Gründe annimmt „und große Klugheit beſizt, ſchon hinlänglich ent„ſchuldigen.„

Aber alles ſein Zureden war vergebens angebracht. Die Soldaten ſchrieen noch weit heftiger; ſie miſchten nun auch Schimpfworte darunter, und Julian mußte zulezt nachgeben. Er ward nach der Gewohnheit der deutſchen Völcker auf einen Schild geſezt, in die Höhe gehoben, und beym Stillſchweigen des Volcks, zum Kayſer ausgerufen. Man verlangte, er ſollte eine königliche Kopfbinde hergeben, welche man bey dieſer feyerlichen Gelegenheit brauchen könnte; er verſicherte aber, daß er niemals eine gehabt hätte. Darauf begehrten die Soldaten zu gleicher Abſicht ein Halsband oder einen Kopfſchmuck von ſeiner Gemahlinn: und da er ihnen vorſtellte, daß ſich ein weiblicher Putz ſehr ſchlecht zum Merckmal der angetretenen Regierung ſchicke, forderten ſie gar dazu einen Federbuſch von einem Pferde. Dieſen verwarf Julian noch weit mehr: daher ſezte ihm endlich ein Fähnrich die Kette auf, welche er trug. Julian ließ es geſchehen, weil er durch längern Widerſtand in Lebensgefahr gerathen wäre, und verſprach jedem Soldaten, wie es bey ſolchen Veranlaſſungen üblich war, eine beträchtliche Summe Geldes.

Daß dieſe ſtarcke und anhaltende Abneigung, unter welcher ihm die kayſerliche Würde aufgedrungen

gen wurde, keine Verſtellung geweſen ſey, ſcheinen alle Umſtände zu beweiſen. Er ſelbſt nahm in der Folge, in ſeinem Schreiben an die Athenienſer, den Jupiter und alle ſeine Götter zu Zeugen, daß er von dem Vorſaze der Soldaten vor dem Abend, da ſie ihn auszuführen anfiengen, nichts gewußt, und nur mit dem äußerſten Widerwillen nachgegeben habe. So eitel dieſer Schwur an ſich war, ſo war er doch bey einem Manne ſehr wichtig, den an aufrichtiger und eifriger Ergebenheit gegen die heydniſche Religion niemand übertraf. Dennoch hat man gemuthmaaßt, daß Julian, der im Stande war, das Chriſtenthum, welches er verabſcheuete, gleichwohl öffentlich zu bekennen, auch wohl die geheimſten Kunſtgriffe angewandt haben könnte, zur höchſten Gewalt im Reiche zu gelangen, indeſſen daß er vor den Augen der Welt das Anſehen haben wollte, ſie nur gezwungen anzunehmen. Die alten chriſtlichen Schriftſteller beſchuldigen ihn frey der Empörung, und ein ſehr ſpäter unter ihnen, Zonaras, behauptet, er habe die Befehlshaber der Soldaten beſtochen, um unvermerckt ſeine Abſicht zu erreichen. Man kann aber faſt eben ſo viel zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, wenn man auch ſchon dieſen Schriftſteller gegen den Julian abgerechnet hat. Die Begierde und Hoffnung dereinſt zu regieren, die in ihm ſchon lange erregt worden waren, hatten ihn noch nicht zu dem geringſten Schritte wider ſeine Pflicht, oder nur zu einem ſolchen verleitet, der eine ſehr ungeduldige Erwartung verrathen hätte. Es iſt vielmehr glaublich, daß er im Vertrauen auf die ſchon gedachten Vorherſagungen, die Zeit ruhig erwartet habe, da er den kayſerlichen Thron würde beſteigen können; und dieſe Zeit kam nach aller Wahrſcheinlichkeit

keit deſto näher und gewiſſer, da Julian der einzige Erbe der kayſerlichen Familie war. Zwar ſuchte der Kayſer wo nicht ſeinen Untergang, doch wenigſtens ihn ſo ohnmächtig zu machen, daß er keine großen Entwürfe vollbringen könnte. Allein er ſezte ſich auch einer fürchterlichen Gefahr aus, wenn er das Kayſerthum kaum im Beſiz von Gallien, gegen den Conſtantius behaupten wollte, welcher Herr des übrigen Reichs und ſo vieler Kriegsheere war.

Genug, Julian kehrte traurig und ſeufzend in ſeinen Palaſt zurück: er ſchämte ſich, wie er nachmals ſchrieb, daß er dem Kayſer nicht bis ans Ende getreu bleiben ſollte. Unterdeſſen hatte er doch, nach ſeiner eigenen Erzählung, nichts gethan, wozu ihn nicht ein höherer Winck aufgefordert hätte. Der Schutzgeiſt des Reichs war ihm in der Nacht, auf welche ſeine Erhebung folgte, erſchienen, und hatte zu ihm geſagt: „Schon lange halte „ich mich heimlich in deinem Vorhauſe auf, o Ju„lian! und möchte gerne deine Würde vergrößern. „Einigemal bin ich ſchon, gleichſam wie abgewie„ſen, fortgegangen; wenn du mich aber auch jezt „nicht aufnimmſt, ſo werde ich mich, nach vieler „einſtimmiger Meinung, entlaſſen und betrübt weg„begeben. Wenigſtens mercke dir dieſes ſehr „wohl, daß ich nicht lange mehr bey dir wohnen „werde.„ In eben derſelben Nacht, als das Getümmel der Soldaten am ärgſten zunahm, bat Julian den Jupiter, ihm ein glückliches Anzeichen zu ertheilen, wenn das Verlangen der Soldaten annehmungswürdig wäre. Dieſes Anzeichen erſchien ſogleich; und doch, ſagt Julian, widerſezte ich mich noch ſo lang als es möglich war. Man könn-

könnte dabey erinnern, daß er ohne allen Anſtand hätte gehorchen ſollen; aber vielleicht war er ſelbſt ungewiß, ob dieſe vermeinten göttlichen Ermunterungen nicht ein Spiel ſeiner Einbildungskraft wären.

Die Bekümmerniß, unter welcher ſich jezt Julian wegen des Erfolgs dieſer großen Staatsveränderung befand, hielt ihn in ſeinem Palaſte zurück, und hinderte ihn, ſelbſt die nothwendigſten Angelegenheiten vorzunehmen. Dieſer Verlegenheit und der Ruhe, die unter den Soldaten wieder hergeſtellt war, bedienten ſich die Freunde des Conſtantius, um eine Verſchwörung gegen den neuen Kayſer zu ſtiften: denn auch dieſen Bericht vor einen von ihm ſelbſt angelegten Kunſtgriff auszugeben, durch welchen die Soldaten in ihrer erſten Hitze erhalten werden könnten, würde ſehr gezwungen ausfallen. Man gab ihm Nachricht davon; da er aber dieſelbe nicht achtete, lief einer ſeiner Hofbedienten unter die Soldaten, und meldete ihnen ängſtlich die Gefahr ihres Kayſers. Sie eilten unverzüglich mit ihren Waffen zum Palaſte, und konnten nicht eher beſänftigt werden, bis ſie ihn ſelbſt ſahen. Voll Freude über ſein Wohlergehen, umarmten ſie ihn zum Theil, und trugen ihn auf ihren Schultern herum. Darauf verlangten ſie mit Ungeſtüm, daß die Freunde des Conſtantius am Leben geſtraft werden ſollten: es fiel ihm ſehr ſchwer, ſie davon abzubringen. Er aber begnadigte ſogar den Verſchnittenen, der ihm nach dem Leben geſtanden hatte.

Dieſer Beweis, wie werth er den Soldaten ſey, ſcheint ihm erſt einen lebhaftern Muth geſchenckt

ſchenckt zu haben. Um ſie zu belehren, wie er das Reich, welches er ihnen ſchuldig war, regieren würde, ließ er ſie alle zuſammen kommen, und beſtieg mitten unter ihnen im kayſerlichen Schmuck die Rednerbühne. Er lobte ihre Tapferkeit, den treuen Beyſtand, welchen ſie ihm ſtets geleiſtet, und die Entſchloſſenheit, mit der ſie ihn zur höchſten Würde erhoben hätten; aber er ermahnte ſie auch, ihn gegen unglückliche Zufälle eben ſo herzhaft zu vertheidigen. „Damit jedoch, ſezte er „hinzu, eine anſtändige Ordnung beobachtet, die „Belohnungen tapferer Männer nicht gemißbraucht „werden, und heimliche Bewerbungen nicht an„dern die Ehrenſtellen entreißen: ſo ſeze ich in eu„rer Gegenwart, deren Rath ich hochſchäze, feſt, „daß weder eine obrigkeitliche Perſon, noch ein „Kriegsbefehlshaber, auf eine andere Art als durch „ſeine Verdienſte, zu einer anſehnlichern Stelle „gelangen ſoll; und derjenige, der für einen unwür„digen bittet, ſoll beſchämt abgewieſen werden.„ Die Soldaten bezeigten über dieſes Verſprechen, das ſie zu einer lange ungewohnten Erwartung berechtigte, ihren lauten Beyfall. Sie fanden auch ſogleich, daß es ihm nicht an Standhaftigkeit fehle, ſeine Verheißungen zu erfüllen. Denn da einige Schaaren unter ihnen begehrten, daß er gewiſſen Commiſſarien Statthalterſchaften ertheilen möchte, ſchlug er es ihnen ab, und ſie giengen weder unwillig noch traurig darüber fort.

Bey dem allem blieb Julian noch immer unruhig. Er konnte noch nicht ſehen, wie ſich ſeine neue und ſchwache Regierung erhalten würde, und die Geſinnungen des Conſtantius gegen ihn, kündigten ihm nichts als unverſöhnliche Händel an.

Er ſchrieb alſo an denſelben zwar freymüthig, aber doch beſcheiden, damit es nicht das Anſehen hätte, als wenn er plözlich ſeine ganze vorige Denckungsart abgelegt hätte. In ſeinem Schreiben verſicherte er zuerſt, daß er nie von ſeiner Treue gegen den Kayſer abgewichen ſey. Seitdem ihn der Kayſer als Cäſar nach Gallien zu einem harten Kriege geſchickt habe, ſey er, mit dieſer Würde zufrieden, nur darauf bedacht geweſen, ihm als ein treuer Diener durch häufige Nachrichten von glücklichen Verrichtungen ein Vergnügen zu machen, von welchen leztern er ſich doch nichts zugeeignet habe; ob er gleich ſtets der erſte in Gefahren, hingegen der lezte geweſen ſey, der einer Erholung genoſſen habe. Wenn jezt eine Neuerung vorgegangen wäre, ſo ſey ſie lediglich daraus herzuleiten, daß die Soldaten geſunden hätten, ſie könnten für ſo lange, mühſeelige und doch ſiegreiche Feldzüge von einem Cäſar weder ihren gewöhnlichen Sold, noch außerordentliche Belohnungen erhalten; wozu noch dieſes unvermuthet gekommen ſey, daß man ſie dürftig und bloß, fern weg von ihren Familien, unter Himmelsgegenden habe ziehen wollen, die ihrem Vaterlande ſo ſehr entgegen geſezt wären. Hier erzählte Julian, wie gewaltſam, und ſelbſt unter Bedrohung des Todes, man ihm den kayſerlichen Nahmen aufgezwungen habe. Ich bedachte, ſchreibt er, daß, wenn man mich ermordet hätte, ein anderer dieſe Würde deſto lieber annehmen würde, und hoffte die Wuth der Soldaten zu ſtillen. Hierauf bat er den Kayſer, dieſen aufrichtigen Bericht gelaſſen anzunehmen, den Schmeichlern nicht zu glauben, welche ihres Vortheils wegen Zwiſtigkeiten unter den Fürſten erregten, und die billigen Bedingungen, die er ihm vorlegte, ſowohl

wohl zum Beſten des Reichs, als um ihrer bisherigen Verbindungen willen, ſich gefallen zu laſſen. Verzeihe mir, ſchreibt er: denn wenn ich gleich etwas vernünftiges verlange; ſo bin ich doch nicht ſo begierig, daß es geſchehe, als daß es von Dir vor nüzlich und gut erkannt werde: auch künftig werde ich Deine Vorſchriften willig annehmen. Er erbietet ſich gegen den Conſtantius, ihm, ſo lange er lebte, jährlich Spaniſche Pferde und einen ausgeſuchten Zuwachs barbariſcher Soldaten zu ſchicken. Zum oberſten Staatsbedienten von Gallien möchte der Kayſer einen Mann von bekannten Verdienſten ernennen; allein die übrigen bürgerlichen und Kriegsſtellen zu beſezen, müßte ihm überlaſſen werden. Die in dieſem Lande befindlichen Soldaten könnten weder freywillig noch durch Zwang aus demſelben gezogen werden; zumal da es immer noch den Einfällen der Barbaren ausgeſezt ſey. Julian beſchloß ſein Schreiben damit, daß er den Kayſer zur Einigkeit mit ihm ermahnte, durch welche das Reich glücklich werden könnte.

Die Abſicht Julians, durch dieſes Schreiben einen Vergleich auszuwürcken, war ſo aufrichtig, daß er ſich in demſelben nur den Titel eines Cäſar gab. Er brachte auch ſeine Soldaten dahin, daß ſie gemeinſchaftlich an den Conſtantius ſchrieben, und ihn baten, was geſchehen wäre zu genehmigen; ſie verſprachen auch dem Julian eidlich, daß ſie ruhig bleiben wollten, wenn ſie der Kayſer ungeſtört in Gallien ließe. Julian betrug ſich auch gegen die kayſerlichen Staatsbedienten und Befehlshaber in Gallien, ſo ſehr ſie auch ſeine Feinde waren, nicht ſo heftig und rachbegierig als man hätte erwarten können. Er ſchickte die Familie und die

Güter des Florentius, der jezt für ſein Leben be: ſorgt war, und ſich zum Conſtantius geflüchtet hatte, wo er den Julian als einen Empörer an- klagte, dieſem ſchickte er ſie unbeſchädigt auf öffent: lichem Fuhrwercke nach. Zwar ließ er den Lupi- cinus, als derſelbe aus Britannien zurück kam, nebſt drey andern gefangen nehmen, weil ſie fähig waren einen Aufruhr gegen ihn zu erregen; aber außer dem Verluſte ihrer Freyheit, hatten ſie ſich über nichts zu beklagen. Neben dem Briefe, deſſen Inhalt bereits angeführt worden iſt, ſchrieb er noch einen geheimen an den Conſtantius, der demſel: ben nicht öffentlich übergeben werden ſollte: darin: ne machte er ihm viele bittere Vorwürfe wegen ſei: nes bisherigen Verhaltens. Dieſes Schreiben hat: te jedoch nicht das Anſehen einer vorſezlichen Be: leidigung, um den Frieden zu hindern. Da es nicht bekannt werden ſollte, ſo ſtand es dem Kayſer ſeiner Ehre unbeſchadet frey, in Unterhandlung zu treten: die ſchimpflichen Beſchwerden alſo, welche Julian ausſtieß, ſollten nur den Kayſer belehren, daß ihm derſelbe gar keine Mäßigung, keinen fried: lichen Antrag ſchuldig ſey, und doch zuerſt nach: geben wolle.

Seine Geſandten, welche den Kayſer zu Cäſarea in Cappadocien antrafen, wurden jedoch ſehr übel aufgenommen. Nachdem ſie ihren Auftrag ver: richtet hatten, gerieth Conſtantius in unbeſchreib: lichen Zorn; ſeine Augen drohten ihnen den Todt, und er befohl ihnen, ohne weitere Antwort ſich wegzubegeben. Er war nun ungewiß, ob er die Perſer bekriegen, oder gegen den Julian ziehen ſollte: endlich entſchloß er ſich, nach dem Rathe ei: niger, das erſtere zu thun. An den Julian aber

ſchickte

ſchickte er geſchwind ſeinen Schaßmeiſter Leonas mit einem Schreiben, in welchem er ihm befohl, wenn ihm ſeine und der ſeinigen Wohlfahrt lieb wäre, ſich an der Cäſarswürde zu begnügen. Zugleich ſezte er an die Stelle der bisherigen Staatsbedienten und Befehlshaber von Gallien andere: durch dieſe Veränderung hoffte er alle Unruhen daſelbſt zu unterdrücken. Leonas wurde zu Paris ſehr wohl empfangen; als er aber dem Julian auf freyem Felde, in der Verſammlung der Soldaten und Einwohner, den kayſerlichen Befehl vorlas, und an die Stelle kam, wo alles, was vorgegangen war, aufgehoben wurde, erhub ſich von allen Seiten ein fürchterliches Geſchrey, daß Julian zum Beſten des Landes Kayſer ſeyn ſollte. Es blieb alſo dem Leonas nichts übrig, als zum Conſtantius zurück zu kehren. Julian gab ihm ein Schreiben mit, in welchem er, was eben vorgefallen war, erzählte, und dem Conſtantius bitter genug antwortete. Dieſer hatte ihm vorgeworfen, daß er ihn von ſeiner Kindheit an, da er ſeiner Eltern beraubt geweſen, erzogen habe; allein Julian verſezte darauf, er ſey es eben, der ihn ſeines Vaters beraubt hätte; auch gab er zu verſtehen, daß er die Ermordung ſeiner Anverwandten wohl noch einſt rächen könnte. Von allen neuen Befehlshabern, die Conſtantius in Gallien eingeſezt hatte, nahm Julian den einzigen Nebridius an, welcher der erſte Staatsbediente wurde.

Ein gleich kühner Schritt, durch welchen er dem Conſtantius zeigte, wie wenig er ſich vor ſeinen Drohungen fürchtete, und wie ſehr er der Liebe ſeiner Soldaten gewiß ſey, zugleich aber auch ſich in einer geſchäftigen Uebung erhielt, war der Feld-

zug, den er noch im Jahr 360. gegen die Attuarier, eine fränckiſche Nation, welche Gallien verheerte, vornahm. Er gieng über den Rhein, und überfiel ſie plözlich, daß ſie nach erlittenem großem Verluſte den Frieden annehmen mußten, wie er ihn vorſchrieb. Hierauf zog er eben ſo geſchwind über den Rhein zurück, drang bis zu den Rauracern, (in die Gegend des heutigen Baſel,) und nahm ihnen diejenigen Städte ab, welche ſie ſchon lange den Römern entriſſen hatten. Den folgenden Winter brachte er zu Vienne zu, immer noch zweifelhaft, ob er eine Ausſöhnung mit dem Conſtantius auf alle Art ſuchen, oder ihn, des Schreckens wegen, zuerſt angreiffen ſollte. Er ſcheuete denſelben ſowohl als einen verrätheriſchen Freund, als auch weil er bisher alle Unruhen im Staate beſiegt hatte. Doch hielt er es zulezt vor das ſicherſte, ihm als ein offenbarer Feind zu begegnen, damit er nicht durch ſeine Nachſtellungen hintergangen würde. Damals war es auch, daß er an Statt der ſchlechten Krone, die er bisher getragen hatte, das kayſerliche mit Edelgeſteinen beſezte Diadem zu tragen anfieng. Sie ſchickten unterdeſſen immerfort Geſandte an einander. In des Conſtantius Nahmen kam inſonderheit ein galliſcher Biſchof Epiktetus, der dem Julian Sicherheit ſeines Lebens verſprach, wie es auch der Kayſer in allen ſeinen Briefen that; aber von ſeiner Würde gedachte er kein Wort.

Um dieſe Zeit ſtarb Julians Gemahlin Helena, mit der er eine zufriedene Ehe geführt zu haben ſcheinet. Sie hatte ihm einen Sohn gebracht, der aber auf höhere Veranſtaltung ſogleich bey der Geburt durch die Hebamme tödtlich verlezt wurde.

Nachher brachte ihr die Kayſerinn Euſebia einen Tranck bey, der ſie unfruchtbar machte. Dieſe That von Julians edler Beſchützerinn würde unglaublich heißen müſſen, wenn nicht die Geſchichte lehrte, wie weit die Eiferſucht eine Fürſtinn verleiten könne, welche ſelbſt dem Staate keine Kinder gegeben hat, und dagegen eine ihrer Anverwandtinnen in der Hoffnung ſieht, ſich durch ein ſolches Geſchenck beliebt, auch den Thron in ihrer Familie erblich zu machen. Ueberhaupt aber ſieht man wohl, daß auch der Kayſer und der übrige Hof dem Julian keine Nachkommenſchaft gegönnt haben mögen.

In dem Vorſaze, welchen Julian gefaßt hatte, ſich ohne Zurückhaltung gegen den Kayſer zu erklären, ſollen ihn auch einige Vorbedeutungen von dem nahen Tode deſſelben beſtärckt haben. Allein ſie verdienen nicht angeführt zu werden, und würden auch nur zum Beweiſe der Schwachheit dienen, welche mehr der Eindruck leerer und ungewiſſer Anzeichen als überlegter Gründe fühlt. Eben ſo wenig macht ihm die Verſtellung Ehre, mit welcher er fortfuhr, ſich äußerlich zur chriſtlichen Religion zu bekennen. Heimlich war er dem Heydenthum ſo eifrig zugethan, daß er, ſo oft er des Mitternachts, wie gewöhnlich, aufſtand, ſogleich dem Mercurius opferte. Er übte auch ſonſt im Verborgenen mit wenigen Perſonen, die darum wußten, viele Handlungen und Gebräuche des heydniſchen Aberglaubens aus. Gleichwohl gieng er im Jänner des Jahrs 361. am Feſte der Erſcheinung Chriſti (mit welchem Nahmen in der alten Kirche anfänglich auch das Geburtsfeſt Jeſu bezeichnet worden war, das die morgenländiſchen Gemeinen zuerſt

am ſechsten Jänner begiengen,) an dieſem Feſte gieng er in die chriſtliche Kirche, und verrichtete ſein Gebet daſelbſt. Er würde freylich die Liebe ſo vieler Chriſten in Gallien verloren haben, wenn er ſich öffentlich als einen Götzendiener gezeigt hätte. Aber dieſe Gefahr allein rechtfertigt ſein falſches Betragen nicht: es würden auch noch andere Eigenſchaften an ihm übrig geblieben ſeyn, durch welche er die allgemeine Neigung gewonnen hätte.

Auf einmal machte ihn die Nachricht beſtürzt, daß die Alemannen, von Vadomars Gebiete an, längſt Rhätien (dem jezigen Graubünderlande) alles verwüſteten und plünderten. Dieſer ſo unvermuthete Einfall war auch nicht von der gewöhnlichen Art. Denn aufgefangene Briefe lehrten den Julian, daß eben dieſer alemanniſche Fürſt Vadomar, der ihm die höchſte Ehrerbietung bezeigte, vom Conſtantius angeſtiftet worden war ihn zu beunruhigen, damit er Gallien nicht verlaſſen möchte. Der Befehlshaber, den er gegen dieſe Feinde ſchickte, verlor durch ſeine Unvorſichtigkeit das Leben, und ſein Hauffen wurde zerſtreuet. In dieſen gefährlichen Umſtänden nahm Julian außerordentliche Maaßregeln. Philagrius, einer ſeiner getreueſten Hofbedienten, mußte ſich an den Rhein begeben, und bekam einen verſiegelten Zettel mit, den er nicht eher öffnen ſollte, bis er den Vadomar geſehen hätte. Dieſer, der ſich ſtellte nichts von dem zu wiſſen, was ſeine Nation eben verübt hatte, kam gleichſam als mitten im Frieden über den Rhein, und ſpeiſte bey dem römiſchen Feldherrn in dieſer Gegend. Philagrius, der auch dabey zugegen war, öffnete ſeinen Zettel, und fand darinne einen Befehl, ſich des Vadomars zu bemächti-

mächtigen: er leiſtete ſolches glücklich und Julian ſchickte dieſen fürchterlichen Feind, den er bey der Ausführung ſeiner Abſichten gegen den Kayſer vor allen andern aus dem Wege räumen mußte, nach Spanien. Darauf zog er abermals bey Nacht über den Rhein, überfiel die Alemannen, und zwang ihnen das Verſprechen eines friedlichen Verhaltens ab.

Ein ſo erwünſchter Fortgang beſchleunigte ſeine übrigen Anſtalten. Entſchloſſen, mit der ſeinem Zuſtande ſo nöthigen Geſchwindigkeit ſich frey wider den Kayſer zu erheben, ſezte er noch einiges Mißtrauen in die Treue ſeiner Soldaten. Er ließ ſie daher zuſammen kommen, nachdem er vorher der Kriegsgöttinn Bellona insgeheim geopfert hatte, und hielt an ſie mit ſichtbarem Vertrauen eine Anrede. Er wiſſe, ſagte er zu ihnen, daß ſie ſchon lange ſtillſchweigend darauf warteten, was er vor Maaßregeln nehmen würde: denn ein Soldat müſſe mehr hören als reden, um rühmliche Thaten zu verrichten. Nachdem er ſie hierauf an die großen Unternehmungen, die er mit ihnen zu Stande gebracht, und an ihren einmüthigen Willen, daß er Kayſer seyn ſollte, erinnert hatte: ſo verſicherte er, daß er nun, unter Gottes und ihrer Begünſtigung, auf größere Dinge bedacht ſey, und ſich dem Begriffe gemäß bezeigen wolle, den ſie ſich von ihm gemacht hätten. Sie möchten ihm alſo nachfolgen, und weil Illyrien nicht ſtarck mit Kriegsvölckern beſezt ſey, bis Dacien vorrücken. Nach der Gewohnheit muthiger Feldherren bäte er ſie, ihm ihre beſtändige Einigkeit und Treue durch einen Eyd zu bekräftigen: und ſo wie er gewiſſenhaft das gemeine Beſte beſorgen würde, ſo möchten ſie auch

ſich durch ihre Hitze nicht verführen laſſen, Privatperſonen an Statt der Feinde einigen Schaden zuzufügen.

Dieſe Rede that eine ungemeine Würckung: die Soldaten ſchrieen unter einem gräßlichen Geräuſche, das ſie mit ihren Schildern erregten, Julian ſey ein großer und erhabener Feldherr, ein glücklicher Bezwinger von Völckern und Königen. Sie legten darauf, indem ſie ihre Schwerdter an die Hälſe hielten, und ſchröckliche Verwünſchungen ausſtießen, den Eyd ab, daß ſie für den Julian alles ertragen, und, wenn es nöthig wäre, ſelbſt den Todt leiden wollten. Ihre Befehlshaber und die Staatsbedienten des neuen Kayſers ſchwuren auf gleiche Art; der einzige Nebridius weigerte ſich ſolches zu thun, weil er vom Conſtantius mit ſo großen Wohlthaten überhäufft worden ſey, daß er ſich wider denſelben durchaus nicht verbinden könne. Die ergrimmten Soldaten waren ſchon im Begriff ihn wegen dieſer Weigerung nieder zu hauen, als er auf die Kniee fiel, und vom Kayſer mit ſeinem Feldherrnrocke gegen ihre Streiche bedeckt wurde. Dieſer fand ihn, da er in ſeinen Palaſt zurück kam, bittend vor ſich auf der Erde liegen, damit er ihm zum Zeichen der Sicherheit die Hand reichen möchte. Allein Julian ſagte zu ihm: „Wenn ich Dir meine Hand gebe, was bleibt „denn meinen Freunden vor ein Vorzug übrig? Du „kannſt jedoch ſicher hingehen, wohin es Dir gefällt.

Nichts war jezt für den Julian bey ſeiner ſo kühnen Unternehmung wichtiger, als dem Conſtantius zuvor zu kommen: er trat alſo ſogleich den Zug nach Pannonien (in das heutige Ungarn) an,

nachdem

nachdem er den Florentius als oberſten Staats- bedienten in Gallien zurückgelaſſen, und andere Veränderungen unter den Großen, nach ſeiner Kenntniß der Verdienſte vorgenommen hatte. Allein da er von der Gegend bey Baſel aus durch den Schwarzwald (welcher damals der Marcianiſche hieß,) längſt der Donau fortzuziehen Willens war, befürchtete er, ſein kleines Heer, das wenig über zwanzig tauſend Mann betrug, möchte ihn bey dem großen Hauffen verächtlich machen. Daher ſchickte er einen Theil davon durch bekannte Wege über Italien, andere durch das jezige Graubündterland voraus: ſo daß es das Anſehen hatte, viele Gegenden wären auf einmal mit ſeinen Soldaten angefüllt. Allen aber befohl er, eben ſo viele Behutſamkeit zu beobachten, als wenn der Feind gegen ſie im Anzuge wäre. Er ſelbſt fuhr mit einer Anzahl Soldaten auf der Donau hinab, ohne einiges Aufſehen zu machen, und würcklich ganz verborgen außerhalb der Städte vorbey: welches ihm deſto leichter wurde, da er nur wenigen und gemeinen Unterhalt brauchte.

Doch der Ruf ſeiner Thaten gieng mächtig vor ihm her, und vergrößerte das Heer, welches er anführte. Taurus, Statthalter von Italien, wurde von der Furcht überwältigt, flüchtete ſich zum Conſtantius, und riß auf ſeinem Wege auch den Florentius, welcher Befehlshaber in Illyrien war, mit ſich fort. Da ſie beyde Conſuls für daſſelbe Jahr waren, ſo gab ihnen Julian in öffentlichen Urkunden den Nahmen der flüchtigen Conſuls. Unterdeſſen kam er ſo ſchnell bey Sirmium, der Hauptſtadt von Nieder-Pannonien, an, daß, als das Gerüchte entſtand, der Kayſer ſey zugegen, faſt je-

der-

dermann glaubte, es ſey Conſtantius. Der Feldherr Lucillianus, der in dieſer Gegend einige Kriegsvölcker zuſammenzog, ward in ſeinem Bette gefangen genommen. Man brachte ihn vor Schrecken außer ſich vor den Julian; allein da ihm dieſer ſeinen Purpur zu küſſen erlaubte, ward er ſo beherzt, daß er zu demſelben ſagte, er hätte ſich ſehr unvorſichtig mit ſo wenigen Soldaten in eine ſolche Unternehmung eingelaſſen. Julian antwortete ihm mit einem bittern Lächeln: „Spare Deine klugen „Reden für den Conſtantius auf: denn ich habe „Dir das Ehrenzeichen der Majeſtät nicht als mei„nem Rathgeber gereicht; ſondern damit Du aufhören möchteſt Dich zu fürchten.„ Er zog darauf in Sirmium, gleich als wenn ſich ihm dieſe Stadt förmlich ergeben hätte, voll Zuverſicht und mit ſchnellen Schritten ein: würcklich kamen ihm auch die Einwohner mit großen Merckmalen der Freude entgegen, und empfiengen ihn als Kayſer. Nachdem er dieſen glücklichen Erfolg durch ein öffentliches Wagenrennen gefeyert hatte, brach er ſchon am dritten Tage wieder auf, bemächtigte ſich des wichtigen Paſſes Succos, der nach Thrazien (oder in das heutige Romanien) führte, und öffnete ſich dadurch den Weg nach Conſtantinopel. Von da gieng er nach Naißus zurück, um die fernern nöthigen Anſtalten in der Nähe zu treffen. Dem tugendhaften Geſchichtſchreiber Victor ertheilte er die Statthalterſchaft von Nieder-Pannonien, und beehrte ihn mit einer Säule von Erz.

Unter dieſem erwünſchten Fortgange fiel es ihm immer ſchwerer, diejenige Mäßigung beyzubehalten, die er bisher ſo gerne an ſich hatte blicken laſſen. In der Meinung, daß keine Einigkeit mit

dem

dem Conſtantius mehr möglich ſey, ſchickte er einen heftigen Aufſaz, in welchem er demſelben verſchiedene Fehler und Schandflecken vorwarf, an den Senat nach Rom. Dieſer aber bezeigte bey Vorleſung der Schrift einen nicht tadelhaften Unwillen; alle Mitglieder deſſelben riefen einmüthig aus: „Wir bitten Dich, ehre denjenigen, dem Du alles „ſchuldig biſt!„ Damals griff er auch öffentlich das Andencken Conſtantins des Großen an, dem er Neuerungen und Verwirrung der alten Geſeze und Sitten vorwarf, inſonderheit aber dieſes ihm als einen großen Fehler anrechnete, daß er zuerſt Barbaren bis zum Conſulat erhoben hätte. Aber dieſer Tadel fiel zu ſeiner Beſchämung auf ihn ſelbſt zurück. Denn kurz darauf gab er die conſulariſche Würde dem Nevita, der nicht allein mit keinem von denen, welche Conſtantin damit bekleidet hatte, an Erfahrung und Ruhm verglichen werden konnte, ſondern auch nichts von ſeiner Lebensart, und deſto mehr Grauſamkeit beſaß.

Sonſt aber begegnete Julian allen Städten, durch welche er kam, überaus gütig, und that ihnen große Verſprechungen. Den Athenienſern, Lacedämoniern und Corinthiern meldete er ſogar in beſondern Schreiben die Urſachen, welche ihn zu dieſem Feldzuge bewogen hätten. Von dieſen Schreiben iſt das an die Athenienſer gerichtete noch übrig, und bey der bisherigen Erzählung von großer Brauchbarkeit. Julian beſchreibt darinne die ganze Geſchichte ſeines Lebens: ſeine Klagen gegen den Conſtantius ſind ſehr zahlreich, und bitter genug ausgedrückt. Er verſichert unter andern, daß derſelbe große Vorräthe von Korn bereits geſammelt hätte, um ihn bekriegen zu können; doch ſezt

er

er auch hinzu, daß er ſich gern an ſeinem damaligen Zuſtande begnügen wollte, wenn der Kayſer noch einen Frieden mit ihm ſchließen wollte; allein in Gallien könnte er ſich von demſelben nicht von allen Seiten einſchließen laſſen. Es fällt in die Augen, warum Julian dieſe Vertheidigung ſeiner Abſichten an die gedachten drey berühmten Städte geſchickt habe. Da er nach dem Lobe der Gerechtigkeit und ſelbſt der Danckbarkeit gegen den Kayſer ſtrebte, befürchtete er die allgemeine Stimme faſt wider ſich zu haben. Seine alte Liebe und Hochachtung für Griechenland lenckten ihn beſonders auf dieſe Seite: auch war es ihm beſonders wichtig, dieſes Land zeitig zu gewinnen. Der Eifer, mit welchem noch ſehr viele daſelbſt dem Götzendienſte zugethan blieben, trug vermuthlich auch etwas dazu bey: denn Julian erklärte ſich nun ungeſcheut für denſelben. Schon berief er ſich in dem eben genannten Schreiben häuffig auf den Beyſtand und Rath der Götter: mit Wünſchen an ſie beſchließt er auch daſſelbe. Noch mehr: er öffnete in Illyrien die lange verſchloßnen Tempel der Heyden wieder, opferte in denſelben, und munterte auch andere auf, ſolches zu thun. Die Athenienſer folgten dieſem Beyſpiel nach. Gewiſſe Unruhen, die ſich in ihrer Stadt erhoben, wußte er bald zu ſtillen, und fieng überhaupt bereits an, für das Beſte Griechenlands und anderer benachbarter Provinzen würckſam zu ſorgen.

Wollte man alle Erzählungen der alten chriſtlichen Schriftſteller von dieſem Zeitraum der Geſchichte Julians, ohne Bedencken glauben: ſo würde man ihn mit ſeltſamen und wunderbaren Begebenheiten anfüllen müſſen. Zwar die Nachricht

von

von einer der feyerlichſten heydniſchen Cärimonien, dem Taurobolium, der er ſich unterworfen haben ſoll, um gleichſam alle Spuren und Würckungen der ehemals empfangenen Taufe an ſich zu vertilgen; dieſe Nachricht läßt ſich mit ſeinem unbegränzten Eifer für das Heydenthum endlich wohl vereinigen. Man ſtieg, wenn man jene vermeinte Reinigung oder neue Geburt, wie ſie die Götzendiener nannten, über ſich ergehen ließ, in eine Grube, über welche durchlöcherte und von einander abſtehende Breter gelegt waren: auf dieſen ſchlachtete man einen Stier, und das aus demſelben fließende Blut fieng der in der Grube befindliche mit ſeinem ganzen Leibe auf; in dieſem abſcheulichen Zuſtande kam er, wie man ſich einbildete, geheiligt und als ein neuer Menſch heraus. Man meldet weiter, daß als Julian einſt geopfert habe, in den Eingeweiden des Opferthiers das Bild des Kreuzes, mit einer Krone umgeben, gefunden worden ſey: dieſes hätten die Anweſenden vor ein übles Anzeichen gehalten, das die beſtändige Fortdauer der chriſtlichen Religion bedeutete; allein der Wahrſager hätte ihn damit getröſtet, der Kreis, welcher um das Kreuz herumgienge, zeigte die Einſchränckung dieſer Religion in enge Gränzen an. Noch ſezt man hinzu, daß bald nach Julians Ankunft in Illyrien, da die Weinleſe bereits geendigt geweſen wäre, die Weinſtöcke plözlich voll ſaurer Trauben gehangen hätten; auch ſey ein Thau aus der Luft gefallen, deſſen Tropfen auf Julians und ſeiner Gefährten Kleidern das Kreuz abgebildet hätten: er hätte das erſtere vor ein gutes Zeichen, dieſes aber vor eine natürliche Begebenheit gehalten; von den Chriſten hingegen wären daraus Vorbedeutungen von ſeinem kurzen Leben, und von der Erhaltung ihrer Religion,

gion, gezogen worden. Dieſes alles beweiſet nun zwar überhaupt nichts mehr, als daß Leichtgläubigkeit und Aberglauben damals Heyden und Chriſten eigen geweſen ſind; aber es wirft doch auch einiges Licht auf die Denckungsart Julians und ſeiner Zeitgenoſſen. Gewiſſer ſcheint es zu ſeyn, daß er hauptſächlich auf Erinnerung der Wahrſager eine Zeitlang zu Naißus geblieben ſey, wozu ſie den Grund in den Eingeweiden der Thiere gefunden haben wollten.

Hier erhielt er Nachricht, daß einige Kriegsvölcker, welche er zu Sirmium angetroffen, und weil ſie dem Conſtantius ſehr ergeben waren, nach Gallien geſchickt hatte, aus Mißvergnügen ſich auf ihrem Zuge der Stadt Aquileja bemächtigt hätten. Der Verluſt dieſes feſten Platzes am adriatiſchen Meerbuſen, konnte ihm nicht nur alle Gemeinſchaft mit Italien, welches ihm ſchon unterthänig war, ſondern beynahe auch mit den übrigen Abendländern, entreißen. Da er jedoch im Rücken deſto weniger zu fürchten hatte, traf er ſchleunige Anſtalten, daß dieſe Stadt belagert wurde. Von den Morgenländern her vermehrten ſich bald ebenfals ſeine Beſorgniſſe, und in Thracien wurden die zerſtreuten Hauffen Soldaten zuſammengezogen, um ihm das Vordringen zu verwehren. Er brachte alſo auch in Illyrien viele Kriegsvölcker zuſammen, ſchlichtete übrigens daſelbſt Streithändel, gab Rom neue Conſuls, und blieb bey allem Muthe nicht ganz ohne Furcht. Oft beſchauete er die Eingeweide der Opferthiere, und beobachtete den Flug der Vögel, um den Ausgang ſeiner Unternehmung vorher zu ſehen; allein man meldete ihm aus dieſen Quellen nur danckle und zweydeutige Anzeichen.

Endlich

Endlich verſicherte ihm ein vermeinter Kenner der Wahrſagerkunſt, an der Leber eines Opferthiers die glücklichſte Vorbedeutung gefunden zu haben. Julian glaubte ihm nicht, weil er ihn in den Verdacht hatte, er ſuche ihm nur etwas Schmeichelhaftes zu ſagen. Aber da er ſelbſt einmal zu Pferde ſteigen wollte, fiel der Soldat, der ihm dabey mit der rechten Hand behülflich war, zur Erde nieder, und Julian rief darüber aus: „Nun iſt derjenige gefallen, „der mich in die Höhe gehoben hat!„ Sogleich ſahen alle Umſtehende in dieſen Worten eine Ankündigung von dem Tode des Conſtantius. Auch Julian war dieſer Meinung; er wagte es aber dennoch nicht, wegen einer bloßen Muthmaaßung weiter vorzurücken.

Unterdeſſen war Conſtantius würcklich am 3. November des Jahrs 361. in Cilicien geſtorben; wenn man es gleich dem Ammian nicht zu glauben braucht, daß ſolches gerade zu der Zeit geſchehen ſey, da ſich das erſtgedachte Anzeichen zutrug. Er war eben im Anzuge gegen den Julian begriffen, der vom Gregorius von Nazianzus wider alle Wahrſcheinlichkeit beſchuldigt wird, daß er den Kayſer mit Gifte vergeben habe. Dieſer ſoll ihn ſogar kurz vor ſeinem Ende zu ſeinem Nachfolger ernannt haben. Es ſcheint, daß Julian die Nachricht von ſeinem Tode nicht ungerührt vernommen habe; er bediente ſich aber derſelben alsbald, und indem er ſich in ſeinem Glauben an die Weißagungen beſtärckte, eilte er auf Conſtantinopel zu. Alle die ihn begleiteten, wurden muthiger, da ſie ſahen, daß ihm das Reich, welches er mit der äußerſten Gefahr zu behaupten geſucht hatte, nunmehr auf dem ordentlichen Wege zufiel. Vergebens fiengen einige

Hofleute zu Conſtantinopel an ſich über die Wahl eines neuen Kayſers zu berathſchlagen, weil ſie ſich vor dem Julian fürchteten: Soldaten, Bürger, alles übrige erkannte ihn davor; man gieng ihm in groſſen Hauffen entgegen, und glaubte faſt jemanden zu ſehen, der vom Himmel ſelbſt käme. Mit Bewunderung, ſagt Ammian, betrachtete man einen Prinzen von dreyßig Jahren, klein von Körper, aber durch große Thaten berühmt, der nach ſo viel bezwungnen Völckern, mit ungemeiner Geſchwindigkeit von Paris nach Conſtantinopel übergegangen war, überall neuen Zuwachs von Kräften bekommen, und gleich einer Flamme alles um ſich herum ergriffen, die höchſte Gewalt durch einen göttlichen Winck, ohne irgend einen Schaden des gemeinen Weſens, erhalten hatte. Eine ſeiner erſten Beſchäftigungen zu Conſtantinopel war, den Leichnam des Conſtantius mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen in der Apoſtelkirche begraben zu laſſen: er gieng ſelbſt vor ſeiner Bahre her, nachdem er den kayſerlichen Schmuck bis auf den Purpurmantel abgelegt hatte.

In die Staatsverwaltung, welche Julian jezt übernahm, waren durch die Schwäche des Conſtantius viele Mißbräuche und ſchädliche Fehler gedrungen. Er trug daher bald dem Salluſtius Secundus, den er zum oberſten Staatsbedienten in den Morgenländern ernannte, und einigen andern, auf, eine Unterſuchung darüber anzuſtellen; zumal da ihm auch viele Klagen gegen die lezte Regierung vorgetragen wurden. Doch begieng er dabey das Verſehen, entweder aus Furchtſamkeit, oder aus Mangel an Kenntniß, daß er dem Feldherrn Arbetio in dieſer richterlichen Geſell-

ſellſchaft alle Gewalt einräumte, der doch längſt durch Verfolgung vieler Unſchuldigen, Falſchheit und Stolz bekannt worden war. Dieſe außerordentlichen Richter, welche ſich zu Chalcedon verſammelten, verfuhren, vielleicht um gewiſſe Abſichten des Julian zu erfüllen, mit einer Strenge, welche ſich zum Theil in Ungerechtigkeit verwandelte. Zwar billigte es jedermann, daß ſie diejenigen zum Tode verurtheilten, welche ihre Gewalt, die ſie über den Conſtantius beſaßen, zu Ausübung aller Grauſamkeiten und vielen andern Unordnungen angewandt hatten, wie unter andern den verſchnittenen Euſebius. Aber andere traf ein gleiches Schickſal, deren Verbrechen doch nur in der Treue gegen den verſtorbenen Kayſer beſtand. So gieng es dem Taurus, der dazumal noch Conſul war, und deſſen hohe Würde, die er ohnedieß bald ablegen ſollte, gefliſſentlich beſchimpft wurde, indem man mit allgemeinem Unwillen in den Akten ſeines Proceſſes folgenden nie gehörten Anfang las: „Unter dem Conſulat des Taurus und Florentius, „wurde Taurus von den öffentlichen Ausrufern „vorgeladen.„ Die Kayſer ehrten ſonſt immer noch das Conſulat: ſie waren auch ihrer ſelbſt und ihrer Nachfolger wegen ſchuldig, die Ergebenheit allein, welche man ihren Vorgängern bezeigt hatte, wenn ſie nicht in Uebelthaten ausgebrochen war, mehr zu belohnen als zu ſtrafen.

Aber nichts zog dem neuen Kayſer größern Haß zu, als die Hinrichtung des Urſulus. Dieſer rechtſchaffene Mann, der über den öffentlichen Schatz geſezt war, hatte ſogar dem Julian, da ihn Conſtantius in Gallien das Geld verſagte, welches den Soldaten zum Geſchenck ausgetheilt werden

 mußte,

mußte, ſo viel er deſſen brauchte, heimlich auszahlen laſſen. Ob ihn Julian bloß dem Haſſe ſeines Gerichtshofes und der dabey gegenwärtigen Kriegsbedienten Preiß gegeben, oder ob er eine geheime Urſache des Mißvergnügens gegen ihn gehabt habe, bleibt ungewiß, und ſeine Undanckbarkeit wird durch ſolche Muthmaaßungen nicht verringert. Da er unterdeſſen fand, daß man ihn wegen dieſer That verwünſchte, glaubte er die ſchlechte Entſchuldigung, die ihm vielmehr ſelbſt zur Schande gereichte, nüzen zu können, Urſulus ſey ohne ſein Vorwiſſen umgebracht worden, und ſein Untergang rühre eigentlich von einer beleidigenden Rede her, welche er gegen die Soldaten in Gegenwart des Conſtantius ausgeſtoßen hatte. Einen Theil der Güter des Unglücklichen ertheilte er deſſen Tochter.

Mit der Unterſuchung des Betragens der Staatsbedienten war eine gänzliche Veränderung des Hofſtaates verbunden, bey welchem eine faſt unglaubliche Verſchwendung und überflüßige Menge von Bedienten eingeführt war. Mehr als tauſend Köche, Barbierer, Mundſchencken und andere Beamten bekamen ihren Abſchied. Ihre Pracht und Ueppigkeit waren dem Kayſer eben ſo anſtößig als ihre unnüze gehäuffte Anzahl. Dieſe Leute hatten ſich größtentheils von der äußerſten Dürftigkeit durch alle Arten unerlaubter Mittel zu anſehnlichen Reichthümern erhoben; ſie waren das Muſter einer übermüthigen und wollüſtigen Lebensart, die ſich von ihnen auf die Sitten vieler anderer verbreitete. Julian verlangte einſt jemanden, der ihm das Haar abſchneiden ſollte; er erſtaunte aber, als er einen herrlich gekleideten Mann ins Gemach treten ſah, und ſagte: „Ich habe einen Barbier verlangt; nicht „einen

„einen Rentmeiſter.„ Doch ward er begierig zu erfahren, was dieſer Menſch vor Einkünfte hätte, und hörte mit nicht geringer Verwunderung von ihm, daß er täglich für zwanzig Perſonen Brodt, Futter für zwanzig Pferde, eine ſtarcke Beſoldung und darneben viele Geſchencke bekäme. Ihn alſo und ſo viele andere Hofbedienten ließ er ziehen wohin ſie wollten. Köche, ſagte er, brauche er nicht, weil er nur die gemeinſten Speiſen äße; auch keine Barbierer, weil Ein ſolcher Mann für viele hinlänglich ſey; endlich auch keine Verſchnittene, weil er weder Eine Gemahlinn hätte, noch jemals wieder eine nehmen würde. Er gieng noch weiter, und danckte auch alle übrige Hofleute ab, die dem Conſtantius gedient hatten.

Manche lobten dieſe Anſtalten Julians als Beweiſe einer philoſophiſchen Mäßigung und Beſcheidenheit, die ſelbſt auf dem Throne alles äußerlichen Glanzes und Aufſehens leicht entbehren kann. Dieſes waren auch überhaupt ſeine Geſinnungen, und dadurch ſuchte er ſich von ſeinem Vorgänger rühmlich zu unterſcheiden. Aber weit mehrere tadelten ihn wegen eben dieſer Selbſtverleugnung. Ein Fürſt, ſagten ſie, der ſich aller Pracht begiebt, die doch von dem großen Hauffen bewundert wird, macht ſeine Regierung bey den Unterthanen verächtlich. Er hätte wenigſtens eine kleine Anzahl Hofleute von unſträflichen Sitten beybehalten und ſich erinnern ſollen, daß der Philoſoph, den er vorſtellen wollte, auch Kayſer ſey. Dieſe ſo ſtrenge Einfalt der Lebensart entfernte ſich, wie man noch angemerckt hat, eben ſowohl von der weiſen Mittelſtraße, als das üppige Gefolge, das er in dem Palaſte antraf, und es konnte darunter gar wohl ein

geheimer Stolz verborgen liegen. Chriſtliche Schriftſteller haben ſogar geglaubt, daß ſein Haß gegen ihre Religion, der die Hofbedienten zugethan waren, viel zu ihrer Abſchaffung beygetragen habe.

Erſt die Folge der Geſchichte wird Gründe zeigen, nach welchen man zwiſchen dieſen Urtheilen entſcheiden kann. Wenigſtens gereichten doch dieſe Veränderungen ſogleich den meiſten Unterthanen zum Beſten. Indem Julian den ungeheuren Aufwand des Hofs tilgte, ſehr viele kayſerliche Notarien, (die man jezt Canzelliſten oder Aktuarien nennen würde,) ihrer Dienſte entließ, und mehrere tauſend kayſerliche Commiſſarien oder vielmehr Kundſchafter, bis auf ſiebzehn, die er übrig ließ, abſchaffte: war er im Stande, nicht allein alle Reſte der Steuern, ſondern auch den fünften Theil derſelben durchgängig zu erlaſſen. Alles überhaupt, was er gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung that, ſollte ihm die Liebe und Hochachtung ſeiner Unterthanen erwerben: dieſes Beſtreben hatte er mit vielen neu angehenden Fürſten gemein.

Er brachte jedoch einige beſondere groſſe Abſichten auf den Thron, die ſich eben ſo geſchwind entwickelten: keine ſchneller, als dieſe, dem Heydenthum diejenige Uebermacht im Reiche wieder zu geben, die es ſeit ohngefähr funfzig Jahren verloren hatte. Es war zu erwarten, daß ſeine heftige Liebe gegen dieſe Religion auf die ungeſtümſte Art ausbrechen würde, ſobald er die höchſte Gewalt in den Händen hätte: und man betrog ſich hierinne nicht gänzlich. Allein zugleich vergaß er nicht alle Klugheit, welche ihm die Umſtände ſeiner Zeit anriethen. Er fand die chriſtliche Religion in einem ſehr feſt gegründe-

ten

ten Beſize. So viele Rechte und Vorzüge, die ihr vom Conſtantin und von ſeinen Söhnen ertheilt worden waren; der Beytritt des Hofs ſelbſt; die große Menge der Chriſten; die Beſezung der meiſten anſehnlichen Bedienungen mit denſelben; die Freyheit, mit welcher bisher alle lächerliche Seiten des Heydenthums öffentlich waren aufgedeckt und verſpottet worden; die guten Schriftſteller, welche die Chriſten hatten, unter denen jezt Wiz, Beredſamkeit und Wiſſenſchaft nicht weniger als unter den Heyden blühten; dieſes und noch mehr ſtand ihm bey dem Verſuche das Chriſtenthum zu unterdrücken, im Wege. Es war auch höchſt mißlich, beyde Religionen in ein Gleichgewicht gegen einander zu verſezen, und zu hoffen, daß ſich die heydniſche, wenn ſie von ihren bisherigen Feſſeln befreyet wäre, ſelbſt über die chriſtliche erheben würde. Und gleichwohl war es für den Ehrgeiz Julians überaus ſchmeichelhaft, eine Religion, zu der er ſich ſo lange heimlich, und mit Gefahr, bekannt hatte, deren Bekenner, von ihm ſelbſt aufgemuntert, ſich ſo viel von ihm verſprachen, aller Hinderniſſe ohngeachtet, wieder zur herrſchenden zu machen, da es einmal das Anſehen hatte, daß er im Stande ſey, alle ſeine Wünſche zu befriedigen.

Gewalt zu dieſem Endzwecke zu gebrauchen, konnte ihm noch aus andern Urſachen nicht gefallen, als bloß wegen der guten Verfaſſung der Chriſten. Sie waren lange genug von den Heyden verfolgt worden, ohne daß man dadurch ihre ſichtbare Zunahme und ihren wachſenden Muth hätte hintertreiben können. Jezt ſchien dieſes Mittel noch weit unkräftiger zu ſeyn, weil die Chriſten ſelbſt durch die Erinnerung ſo vieler vergeblicher Angriffe, die ſie

überſtanden hatten, muthiger geworden waren. Es iſt wahr, daß ſie nicht völlig mehr den ältern Bekennern dieſer Religion ähnlich ſahen: ihre weichlichern Sitten, die ſchädliche Uneinigkeit im Glauben, welche ſeit vielen Jahren unter ihnen regierte, und die Feindſeeligkeiten, die ſie unter der vorigen Regierung gegen einander ſelbſt, durch jene angefeuert, ausgeübt hatten; dieſes machte dem Julian Hoffnung, daß er eine beträchtliche Anzahl ſolcher Chriſten durch Bedrückungen überwältigen würde. Aber doch fanden ſich auch noch viele neben dieſen, die den Geiſt ihrer Vorfahren hatten. Und in einem ſolchen Falle ermannet der Widerſtand einer geringen Anzahl auch den gleichgültigen gröſſern Hauffen. Es wäre nicht einmal etwas unerwartetes geweſen, wenn die unruhigern und ausſchweifenden Chriſten gegen einen verfolgenden Fürſten einen Aufſtand erregt hätten, der durch das Mißvergnügen der ganzen zahlreichen Parthey gefährlich würde geworden ſeyn.

Noch andere Bewegungsgründe, ſein Verhalten gegen die Chriſten mit einigem Glimpf zu vermiſchen, gaben dem Kayſer ſeine Geſinnungen in Anſehung derſelben und ſeiner Unterthanen überhaupt. Er haßte und verachtete die Chriſten zu ſehr, als daß er ſie eines ernſtlichen mächtigen Angriffs, wie fürchterliche Feinde, hätte würdigen ſollen. Den Ruhm neue Märtyrer durch ihn zu erlangen, und eben dadurch ihrer Religion einen von ihnen ſehr gewünſchten Glanz zu verſchaffen, mißgönnte er ihnen gewiß. Als einem Philoſophen (denn man hat ſchon geſehen, wie werth ihm dieſer Nahme geweſen ſey,) mußten ihm nur gelindere Mittel, oder die doch ein ſolches Anſehen hatten, angenehm

nehm ſeyn, um die Einſichten der Menſchen zu verändern. Libanius verſichert, die Chriſten hätten nun von den Heyden eben eine ſolche Begegnung erwartet, als ſie dieſelben bisher hätten ausſtehen laſſen; allein der Kayſer habe das Gewiſſen der Menſchen nicht zwingen wollen, und er führt auch Gründe an, warum dieſes unmöglich ſey. Ueberdieß ſtrebte Julian ungemein nach der Ehre, ein gütiger und geliebter Fürſt zu heißen; den Nahmen eines Tyrannen, den die Chriſten vielen ſeiner Vorgänger hatten beylegen müſſen, verabſcheuete er deſto mehr. Es blieben ihm dem ohngeachtet Wege genug übrig, auf welchen er verſuchen konnte, den Chriſten Abbruch zu thun. Das Beyſpiel ſeines Eifers für das Heydenthum ward verführend; Liebkoſungen und Wohlthaten waren wenigſtens eben ſo kräftig; an Statt einer offenbaren Verfolgung ſtanden ihm Verachtung, Räncke und Kunſtgriffe von mancherley Art offen; Strafen, welche unter dem Vorwande der Gerechtigkeit ausgeübt wurden, durfte man nicht Grauſamkeit nennen; durch gemilderte Vorſtellungen des Heydenthums, verlor es vielleicht viel von dem allgemeinen Haſſe der Chriſten; und auch von der Länge der Zeit, in welcher er alle ſolche Bemühungen anſtellen würde, konnte Julian manche große Würckung erwarten. Dieſes wurde alſo auch der Entwurf, nach dem er zu verfahren gedachte.

Sobald er im Beſiz des Throns war, erklärte er ſich mit allem Eifer für das Heydenthum. Auf ſeinen Befehl mußten die beſonders in den Morgenländern noch verſchloßnen Tempel geöfnet, andere wieder aufgebauet oder ausgebeſſert, und den Göttern von neuem Opfer gebracht werden. Er führte

die heydniſchen Cärimonien, die jeder Stadt eigen geweſen waren, wieder ein, gab den Götzenprieſtern die Rechte und Ehrenbezeigungen zurück, welche ihnen Conſtantin entzogen hatte, wies auch ihnen und zur ganzen Ausübung ihrer Religion Einkünfte an. Den Nilmeſſer, welcher nach des eben gedachten Kayſers Verordnung in einer chriſtlichen Kirche zu Alexandrien aufbehalten wurde, ließ er abermals in den Tempel des Serapis bringen, wo man ihn ehemals verwahrt hatte. Er ſchrieb auch öfters an die Städte, welche dem Heydenthum ergeben waren, und munterte ſie auf, ſich alles, was ſie wollten, von ihm auszubitten.

Der geſchäftigſte unter allen bey der Verehrung der Götter war er ſelbſt. Seine Neigung wurde noch durch die mit der kayſerlichen verbundene Würde eines Hohenprieſters angeflammt, die er in ihrer ganzen alten Stärcke zu verwalten geſonnen war. Auch nahm er die Stelle eines Vorſtehers oder Propheten bey dem Didymäiſchen Orakel des Apollo an. Sein Garten war mit Altären angefüllt, die er allen Göttern zu Ehren aufgerichtet hatte, und auf denen er jeden Morgen opferte. In dem daran ſtoßenden Palaſte hatte er noch eine Art von Kapellen, welche der Sonne gewiedmet war: daſelbſt brachte er ihr, bey ihrem Aufgange und Untergange, Opfer dar, und in der Nacht that er ein gleiches gegen die vermeinten Götter derſelben. Sehr häuffig fand er ſich in den Tempeln der Götter, beſonders an ihren Feſttagen, ein. Er opferte ſelbſt darinne, und damals wurde zuerſt in Conſtantinopel der Götzendienſt öffentlich ausgeübt. Man ſah ihn ſogar vor den Bildern der Götter niederfallen, die Pantoffel der Juno küſſen, die

Opferthiere ſelbſt ſchlachten, in den Eingeweiden derſelben günſtige Anzeichen ſuchen, Holz zu den Altären herbeytragen, es anzünden und das Feuer anblaſen. Selbſt verſtändigern Heyden kamen dieſe erniedrigende Handlungen lächerlich vor. Wenn man jedoch auf den Trieb und Endzweck derſelben zurückgeht, und die Ueberwindung bedenckt, die es einem Kayſer, einem Philoſophen vermuthlich koſten mußte, ſich zu ſo unanſtändigen Bemühungen vor den Augen ſeiner Unterthanen, bloß darum herabzulaſſen, um ihnen durch ſein Beyſpiel die Religion, welche er vor die einzige wahre hielt, ehrwürdig zu machen: ſo muß man ihn vielleicht mehr bedauern als verſpotten. Der nichtswürdigſte Religionseifer bringt öfters Thaten hervor, welche der wahren Großmuth ſehr nahe kommen.

Auf der andern Seite rief Julian die Biſchöfe aus der Verbannung zurück, welche unter der Regierung des Conſtantius, bey Gelegenheit der heftigen theologiſchen Streitigkeiten, in dieſelbe waren geſtoßen worden. Er ließ die Lehrer der verſchiedenen Partheyen und auch andere Chriſten, die dazu gehörten, (denn es gab damals unter ihnen Rechtgläubige, Arianer von mancherley Arten, und noch andere Sekten, die einander bisher grimmig verfolgt hatten,) dieſe ließ er in ſeinen Palaſt kommen, und ermahnte ſie, da die bürgerlichen Händel nun geendigt wären, auch die ihrigen aufzuheben; dagegen aber frey und ruhig ihren Glauben zu bekennen. So ſehr auch dieſes Betragen den Schein der Sanftmuth und Friedensliebe an ſich hatte; ſo meldet doch ein heydniſcher Geſchichtſchreiber dieſer Zeiten, der Kayſer habe vielmehr, um deſto mehr vor dem großen Hauffen der Chriſten geſichert zu ſeyn,

ſeyn, die Uneinigkeit unter ihnen dadurch vergröſ-ſern wollen, daß er allen ihren Partheyen gleiche Freyheit einräumte, weil er wohl gewußt hätte, daß kaum wilde Thiere die Menſchen mit ſolcher Erbitterung angriffen, als die meiſten Chriſten ſich ſelbſt einander. Ein chriſtlicher Schriftſteller, der einige Zeit darauf lebte, Sozomenus, legt dem Julian nicht nur eben dieſe Abſicht bey; ſondern ſezt noch hinzu, er könnte wohl auch durch dieſe Aufführung geſucht haben, den Kayſer Conſtantius zu beſchimpfen, der eben jene rechtgläubige Biſchöfe, ſo wie auch den Aetius, Stifter der Eunomianiſchen Sekte, ins Elend verwieſen habe. Dieſen leztern habe dagegen Julian mit beſondern Ehrenbezeigungen an ſeinen Hof berufen, und offenbar noch mehr gethan, um das Andencken ſeines Vorgängers verächtlich zu machen. Mit einer ähnlichen verſtellten Mäßigung ſagte Julian oft zu den Chriſten: „Hört mich doch an, den die Alemannen und Francken angehört haben!„ Man hat aber angemerckt, daß dieſes eine nicht ſehr ſchickliche Nachahmung gewiſſer Worte geweſen ſey, welche Marcus Aurelius gegen die Juden geſprochen hatte, als ſie ihm durch ihren Ungeſtüm beſchwerlich fielen.

Dieſe ſcheinbare Leutſeeligkeit und Gelindigkeit des Kayſers erſtreckte ſich ſo weit, daß er öffentlich und mehrmals verbot, man ſollte die Chriſten nicht beleidigen oder beſchimpfen, noch ſie wider ihren Willen zum Opfern nöthigen. Wenn aber jemand von ihnen freywillig ſich zu den heydniſchen Cärimonien entſchließen würde, ſo verordnete er, daß derſelbe vorher ſich reinigen, und diejenigen Götter verſöhnen ſollte, welche das Uebel abwendeten. In

einem

einem Schreiben unter andern an die Einwohner von Boſtra, wo er eben dieſes beſiehlt, und ſich rühmt, daß unter ſeiner Regierung nicht, wie zu den Zeiten des Conſtantius, viele Menſchen wegen der chriſtlichen Religionsſtreitigkeiten gedrückt oder gar umgebracht würden; in dieſem Schreiben empfielt er nicht nur Chriſten und Heyden daſelbſt gleiche Verträglichkeit gegen einander, indem die Menſchen durch Worte überzeugt und unterrichtet werden müßten, nicht durch Schläge, Schmach und Märtern: er ermahnt auch die Verehrer der wahren Religion, ſo nennt er die Heyden, noch einmal, den Galiläern kein Leid zuzufügen. Er hatte den Chriſten dieſen Schimpfnahmen gegeben, weil der Stifter ihrer Religion in Galiläa war erzogen worden; und wenn man dem Gregorius von Nazianzus trauen darf, legte er ihnen denſelben nachmals durch ein eigenes Geſez bey. Hier fügt er noch hinzu, die Galiläer verdienten mehr Mitleiden als Haß, weil ſie das allergrößte Unglück litten, einer gottloſen Religion zugethan zu ſeyn, von den Göttern ſich zu den Todten und ihren Ueberbleibſalen gewandt zu haben.

So war Julians Glimpf gegen die Chriſten mit Verachtung und Spott vermiſcht; aber er that doch bey vielen ſeine Würckung, da er von Ehrenbezeigungen, Belohnungen, und andern Reizungen des Abfalls zum Heydenthum begleitet wurde. Diejenigen, welche aus ſolchen oder ähnlichen Bewegungsgründen Chriſten geworden waren, ließen ſich durch eben dieſelben zu der Religion des Fürſten zurückführen: bey andern, denen bloß Erziehung und Gewohnheit das Chriſtenthum beliebt gemacht hatten, konnte man nicht mehr Standhaftigkeit erwarten.

warten. Darunter war auch Ecebolus, der ſonſt Julians Lehrer in der Beredſamkeit geweſen war, und ſich von ihm mit einem Eide hatte verſprechen laſſen, daß er den Libanius nicht darüber hören wollte. Jezt wurde er plözlich aus einem eifrigen Chriſten ein eifriger Heyde; aber nach dem Tode des Kayſers kehrte er gleich geſchwind zu ſeiner erſten Religion zurück, warf ſich vor die Kirchthüre hin, und ſagte zu den hineingehenden Chriſten: „Tretet mich mit Füßen, wie abgeſchmacktes Salz!„

Der Anfang alſo von Julians Bemühungen gegen die Chriſten erregte eine große Erwartung auf das Künftige. Aber er gieng auch ſeinem zweyten wichtigen Entwurfe, einem Feldzuge wider die Perſer, bald nach: und überhaupt ſuchte er ſeiner Regierung durch alle Handlungen und Reden ein gewiſſes Anſehen zu geben. Sie erhielt es ſchon dadurch, daß ihm bald nach dem Antritte derſelben viele fremde Völcker, zu denen der Ruf von ſeiner Tapferkeit, kriegeriſchen Erfahrung und andern Eigenſchaften, bereits gedrungen war, Glück zu derſelben wünſchen ließen, zugleich auch ihr Verlangen bezeigten, mit ihm in Friede zu leben. Er traf dagegen auch die beſten Anſtalten, um ein brauchbares Heer in Bereitſchaft zu haben, ſorgte beſonders für die Beſazungen, welche längſt der Donau die Einfälle der Barbaren abwehren ſollten: und als man ihm rieth, die angränzenden Gothen zu bekriegen, welche ihren Vergleichen mit den Römern ſelten treu blieben, gab er zur Antwort, er ſuche würdigere Feinde; für die Gothen wären die Kaufleute aus Galatien hinlänglich, von welchen ſie überall als Sclaven verkauft würden.

In

In der bürgerlichen Regierung folgte er auch, meiſtentheils nicht ohne Ruhm, ſeinen Grundſäzen und Neigungen. Eine Menge Egyptier war nach Conſtantinopel gekommen, um durch ſeinen Beyſtand das Geld wieder zu erlangen, das ſie denen, welche die Rückſtände der öffentlichen Abgaben eintrieben, gegeben hatten, damit ſie entweder gar nichts, oder mit mehr Bequemlichkeit zahlen dürften. Sie fielen aber durch ihr geſchwäziges und unverſchämtes Anhalten ihm und ſeinen Staatsbedienten ſo sehr zur Laſt, daß jede andere Angelegenheit ruhen mußte. Daher befohl er ihnen allen, ſich über die Meerenge nach Chalcedon zu begeben, wohin er ebenfals wegen ihrer Sache kommen wollte. Zu gleicher Zeit aber verbot er allen Schiffern der dortigen Gegend, keinen Egyptier überzuſchiffen: dieſes nöthigte ſie, ſogleich in ihr Vaterland zurück zu kehren. Ihr ganzes Begehren kam ihm ſo unbillig und ſchändlich vor, daß er dieſe und ähnliche Forderungen auf immer durch ein Geſez unterſagte.

Am erſten Jänner des Jahrs 362. verfügten ſich die neuernannten Conſuls, die nun ihr Amt antreten ſollten, wie es gewöhnlich war, in den Palaſt des Kayſers; aber überaus früh, damit er ihnen nicht zuvorkommen möchte. Er ſtand eilfertig auf, gieng ihnen, weil ſie ihn überraſcht hatten, mit einer Art von Beſtürzung entgegen, und empfieng ſie ehrerbietig. Als ſie hierauf ſich in den Senat begaben, nöthigte er ſie, ihren Wagen zu beſteigen; er aber begleitete ſie zu Fuß, wie einer von ihrem Gefolge. Eine für ſeine Würde zu gezwungene Herablaſſung, die daher nicht den allgemeinen Beyfall fand, den er ſich davon verſprach. Im Senat hielt der eine Conſul, Mamertinus, eine Lobrede

auf

auf ihn, die wir noch als einen beredten Aufſaz von derjenigen Art leſen, worinne der Verfaſſer nichts als Tugenden an ſeinem Fürſten entdeckt hat. Wenige Tage darauf ließ Mamertinus die feyerlichen Spiele halten: man führte nach dem üblichen Herkommen Sclaven vor ihn, denen er die Freyheit ſchencken ſollte; Julian wollte ſie ihnen ſelbſt ertheilen; da man ihn aber erinnerte, daß dieſes jezt ein Recht des Conſul ſey, verurtheilte er ſich zu einer Geldſtrafe von zehn Pfund Goldes. Ueberhaupt war dem Römiſchen Senat ſeit langer Zeit von den Kayſern nicht mit ſo vieler Achtung begegnet worden, als von ihm. An Statt, wie ſein Vorgänger, die Mitglieder deſſelben zu ſich kommen zu laſſen, fand er ſich ſelbſt häuffig in ihren Verſammlungen ein, nahm an den Berathſchlagungen Antheil, ohne ſie einzuſchränken, und war der erſte Kayſer ſeit dem Julius Cäſar, der öfters im Senat Reden, welche er ſelbſt verfertigt hatte, auch ſelbſt gehalten hat. Vielleicht gönnte er den Römern würcklich ihre alte Freyheit: wenigſtens ſah er es ungerne, wenn man ihm den ehemals bey ihnen verhaßten Nahmen Herr beylegte, den gleichwohl die Kayſer ſchon lange führten; er war ſogar geneigt, die kayſerliche Kopfbinde gänzlich abzulegen.

Er äußerte auch ſonſt edle und wohlthätige Geſinnungen. Zween abgeſezte kayſerliche Commiſſarien erboten ſich gegen ihn, den Ort zu entdecken, wohin ſich Florentius aus Furcht vor dem Tode gerettet hatte, wenn ihnen ihre Stellen wieder gegeben würden. Allein er wies ſie mit dem Nahmen von Angebern ab, und ſagte, es ſey einem Kayſer unanſtändig, ſich ſo argliſtiger Anzeigen wider einen Unglücklichen zu bedienen, dem vielleicht bald Gnade

wieder=

wiederfahren dürfte. Conſtantinopel, ſeiner Vaterſtadt, gab er mehrere Beweiſe ſeiner Liebe. Er legte einen ſehr geräumigen Hafen daſelbſt an, um die Schiffe vor den Mittagswinden in Sicherheit zu ſezen, nebſt einem bedeckten Gange, der dahin führte. In ſeinem Palaſte ſelbſt bauete er einen ſolchen Gang, wo er eine Büchersammlung errichtete. Dem Senate dieſer Stadt ertheilte er neue Rechte, und für die Ausſchmückung derſelben, trug er ebenfals Sorge.

Bisweilen vergaß er jedoch bey einem öffentlichen Ausbruch ſeiner Freundſchaft und Danckbarkeit, was er ſeinem Stande ſchuldig ſey: beſonders, da er ſich in allem, was Aufſehen machte, gefiel. Den Philoſophen Maximus, der ihm hauptſächlich das Heydenthum beliebt gemacht, die Regierung verkündigt, und ſein Herz völlig eingenommen hatte; dieſen bat er noch als Cäſar vergebens zu ſich nach Gallien. Sobald er Kayſer geworden war, wiederholte er dieſe Einladung an ihn und an den Chriſanthius. Der leztere glaubte ſo ſchlimme Vorbedeutungen durch Hülfe der Theurgie zu finden, daß ihn nichts, auch nicht ein Schreiben Julians an ſeine Frau, bewegen konnte, an den Hof zu reiſen: daher machte ſie der Kayſer beyde zu oberſten Vorſtehern der heydniſchen Religion in Lydien, und die dortigen Chriſten hatten ſich über den Philoſophen nicht zu beklagen. Maximus hingegen erfüllte das Verlangen des Kayſers. Dieſer hielt eben eine Rede im Senat, als man ihm meldete, daß derſelbe in der Nähe ſey. Sogleich ſprang er von ſeinem Stuhl auf, lief ihm weit entgegen, umarmte ihn, und führte ihn mit ausnehmenden Zeichen der Hochachtung in den Senat, wo er ihn neben ſich

ſich niederſizen ließ. Bald äußerte ſich auch die Gewalt, welche Maximus über das Gemüth des Kayſers hatte: er fieng an, ihn durch ſeine Rathſchläge zu beherrſchen; dieſes Anſehen machte ihn ſtolz und übermüthig; es bereitete das Unglück vor, welches ihn nach dem Tode des Käyſers traf.

Nächſt demſelben rief Julian noch viele andere heydniſche Philoſophen und Sophiſten zu ſich. Manche darunter betrogen ſich in ihrer Hoffnung: nachdem er ſie ſehr freundlich aufgenommen, auch wohl an ſeine Tafel gezogen hatte, ſchickte er ſie zurück, ohne ihnen einige Wohlthat zu erweiſen. Vermuthlich fand er ſich ſelbſt in der großen Meinung hintergangen, die er in Anſehung ihrer angenommen hatte. Andere hingegen durften ihn nicht wieder verlaſſen; ſie wurden ſeine vertrauten Freunde, wie unter andern der Platoniſche Weltweiſe Priſcus, deſſen ſtrenge zurückhaltende Gemüthsart der Hof nicht änderte. Man merckte unterdeſſen wohl, daß Julian dieſe Geſellſchaft nicht bloß aus Liebe zur Gelehrſamkeit und Weisheit ſuchte: er befriedigte dadurch zugleich ſeine Ruhmbegierde; man ſollte ihn nicht als einen Kayſer von der gemeinen Art, ſondern als einen Nachahmer des Marcus Aurelius, noch größer als ſein Muſter, anſehen. Freylich macht ein ſehr ehrwürdiger Lehrer der Chriſten, der um dieſe Zeit ſchon lebte, Chryſoſtomus, von dem Gefolge und Umgange des Kayſers eine ſchimpfliche Abbildung. Kaum hatte derſelbe, ſagt er, die freye Ausübung der heydniſchen Religion erlaubt, als eine Menge Zauberer, Wahrſager, und andere Betrüger aus allen Gegenden ſeinen Palaſt anfüllten. Sie wurden zum Theil aus den elendeſten Leuten, die bisher in Ge-

fängniſſen

fängniſſen oder in einer verworfenen Lebensart ihre Tage zugebracht hatten, angeſehene Diener der heydniſchen Religion. Dieſes alles kann vollkommen wahr ſeyn; aber eben weil ſie vornemlich wegen der heydniſchen Religion gelitten oder im Staube gelegen hatten, zog ſie Julian deſto eifriger hervor, und glaubte vermuthlich, daß dieſer Umſtand auch ihre Fehler bedecke.

Es kann nicht gezeigt werden, wie viel dieſe genaue Verbindung des Kayſers mit einer Menge gelehrter, ſchlauer und hitziger Heyden zu der Veränderung des Zuſtandes der Chriſten beygetragen habe; ob ſie gleich daran durch ihre Rathſchläge manchen Antheil gehabt haben mögen. Er ſelbſt unterdeſſen war dieſer kaum benöthigt: und da er gar bald offenbare Angriffe auf das Chriſtenthum verſuchte, geſchah es durch ſolche Mittel, die man von ihm allein ſchon erwarten konnte. Die Chriſten wurden durch eine ſeiner Verordnungen von allen Bedienungen im Staate und beym Kriegsheere ausgeſchloſſen. Sie können, ſagte er ſpöttiſch, nicht Statthalter der Provinzen ſeyn, weil ihnen ihre Religion verbietet, die Miſſethäter durch das Schwerdt hinrichten zu laſſen. Damals erkannte man diejenigen unter ſeinen Hofbedienten und Kriegsbefehlhabern, die dem Chriſtenthum mit ungetheiltem Herzen ergeben waren: ſie legten lieber ihre Würden nieder, als daß ſie den Göttern geopfert hätten. Darunter thaten ſich beſonders Jovianus, Valentinianus und Valens hervor, die nachmals alle Kayſer geworden ſind. Dem erſtern ließ Julian ſeine Stelle bey dem Heere. Valentinianus ſcheint auch als Oberſter von der Leibwache beybehalten worden zu ſeyn. Aber einſt da er vor dem Kayſer

 hergieng,

hergieng, als derſelbe den Tempel der Glücksgöttinn beſuchte, und die heydniſchen Prieſter ihn ebenfals mit dem Weyhwaſſer beſprengten, rief er voll Unwillen aus, man habe ihn verunreinigt, und ſchlug ſogar denjenigen, der es gethan hatte, mit der Fauſt: für dieſen Eifer wurde er mit der Gefangenſchaft beſtraft.

Man hat einige Urſache zu zweifeln, ob Julian würcklich den Chriſten allen Zutritt zu den Ehrenſtellen verſchloſſen habe, weil Gregorius von Nazianzus ihm nur einen ſolchen Vorſaz zuſchreibt. Doch außerdem daß ſeine redneriſche Ausdrücke nicht deutlich genug ſind, und dagegen die Geſchichtſchreiber Socrates, Sozomenus und Theodoretus, wenn ſie gleich ſpäter als er geſchrieben haben, die angeführte Nachricht mit ſo vielen Umſtänden geben; ſo dürfte man ſich auch nicht verwundern, wenn der Kayſer bey dieſem Entwurfe nicht ſehr weit gekommen wäre. Unzähliche Aemter in jeder Gegend des Reichs wurden, als er die Regierung antrat, von Chriſten verwaltet. Es war nicht möglich, ſie ſogleich überall derſelben zu berauben, zumal wo ihre Glaubensgenoſſen die ſtärckſten waren. Er ſcheint auch ſein Geſez meiſtentheils nur bey den großen Hof- Staats- und Kriegs- Bedienungen ausgeübt, und vorzüglich zu den erledigten Stellen Heyden gewählt zu haben. Gregorius beſchuldigt den Kayſer vielleicht mehr, daß er auch die geringern obrigkeitlichen Aemter den Chriſten zu entziehen geſucht habe. Denn nachdem er geſagt hatte, Julian habe ſie von allen öffentlichen Verſammlungen und den Gerichtsſtellen ſelbſt, entfernen wollen, ſezt er hinzu, ſie hätten nach ſeiner Abſicht allen Schutz der Geſeze verlieren ſollen, weil

ihnen

ihnen doch, nach ſeiner höhniſchen Anmerckung, geboten wäre, das Unrecht geduldig zu leiden, Böſes nicht mit Böſem zu vergelten, noch etwas Eigenes zu beſizen. Wenn dieſes nicht in dem härteſten Sinn genommen werden ſoll, daß Julian den Chriſten nicht einmal habe erlauben wollen, ihre Beſchwerden vor Gerichte zu bringen, (ein ſehr unwahrſcheinliches Verbot, obgleich auch Sozomenus ihm daſſelbe zuſchreibt;) ſo muß man glauben, dieſe Schriftſteller haben aus der feindſeeligen Partheyligkeit der heydniſchen Obrigkeiten gegen die Chriſten, und aus der Verſpottung, mit welcher Julian ihre Klagen aufnahm, geſchloſſen, daß er ihnen alle Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft verſagt habe. Daß die Chriſten unter ſeiner Regierung nicht leicht zu Ehrenämtern befördert worden ſind, ſieht man auch aus ſeinem Schreiben an den Artabius, in welchem er zwar bey den Göttern verſichert, er wolle nicht, daß die Galiläer unſchuldiger Weiſe hingerichtet oder beleidigt werden ſollten; aber gleichwohl, ſchreibt er, bin ich allerdings der Meinung, daß man ihnen die gottesfürchtigen Männer vorziehen müſſe, weil durch die Thorheit der Galiläer faſt alles zu Grunde gegangen iſt; da wir hingegen alle durch die Gewogenheit der Götter glücklich werden.

Aber ein Kunſtgriff, durch welchen Julian den Chriſten vermuthlich am meiſten zu ſchaden hoffte, war ſeine Bemühung, ihnen alle Geſchicklichkeit in den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten zu rauben. Das Geſez, durch welches er ihnen verbot dieſelben zu lehren, iſt auch wegen der Gründe, deren er ſich bedient, ſo merckwürdig, ſo ganz in der ihm eigenen Art, daß ein Auszug deſſelben hier nicht wohl

fehlen darf. „Die wahre Wiſſenſchaft, ſo fängt er daſſelbe an, beſteht nicht in prächtigen und wohlklingenden Worten; ſondern in einem geſunden Verſtande, in richtigen Meinungen über das Gute und Böſe, das Anſtändige und Schändliche. Wer alſo anders denckt, und anders ſeine Zuhörer lehrt, der ſcheint eben ſo weit von der Wiſſenſchaft als von der Rechtſchaffenheit entfernt zu ſeyn. Er iſt deſto gottloſer, je wichtigere Dinge der Unterſcheid zwiſchen ſeiner Denckungsart und Zunge betrifft. Es müſſen daher alle Lehrer wohlgeſittet ſeyn, und ſich vor neuen ſeltſamen Meinungen hüten; vornemlich aber diejenigen, welche den Jünglingen die Schriften der Alten erklären: ſie mögen nun Lehrer der Beredſamkeit oder der Sprachwiſſenſchaft ſeyn; hauptſächlich aber die Sophiſten. Denn dieſe wollen nicht bloß Lehrer der Worte, ſondern auch der Sitten ſeyn, und behaupten, daß die Anweiſung zur Staatsklugheit für ſie gehöre. Ob dieſes wahr ſey, will ich jezt nicht unterſuchen; ich würde ſie aber mehr loben, wenn ſie ſich nicht ſelbſt widerlegten. Alle große Schriftſteller haben Götter zu ihren Anführern gehabt. Es kommt mir daher ungereimt vor, daß diejenigen, welche ihre Wercke erklären, die von ihnen verehrten Götter verachten. Gleichwohl verlange ich nicht, daß ſie wegen der Jünglinge ihre Gedancken ändern ſollen: ich gebe ihnen nur die Wahl, daß ſie entweder dasjenige nicht lehren, was ſie nicht vor gut halten, oder daß ſie, wenn ſie lehren wollen, erſt ihre Schüler überzeugen, es ſey keiner von dieſen Schriftſtellern ſo gottlos und unſinnig, als ſie dieſelben vorſtellen. Denn da ſie aus den Schriften derſelben ihren Unterhalt und Lohn ziehen: ſo geſtehen ſie ſelbſt eine ſchändliche Gewinnſucht, indem ſie ſolches für weniges Geld

thun.

thun. Bisher haben Furcht und andere Dinge es verhindert, daß man die Tempel nicht beſucht, noch richtig von den Göttern gelehrt hat. Jezt aber da uns die Götter Freyheit geſchenckt haben, dünckt es mir ungereimt zu ſeyn, die Menſchen dasjenige zu lehren, was man ſelbſt verwirft. Wenn ſie diejenigen, deren Ausleger ſie abgeben, vor weiſe halten, ſo mögen ſie zuerſt die Gottesfurcht derſelben nachahmen. Glauben ſie aber, daß dieſe Schriftſteller die Götter beleidigt haben: ſo mögen ſie in die Gemeinen der Galiläer gehen, und daſelbſt den Matthäus und Lucas erklären, nach deren Vorſchrift ihr unſern Gottesdienſt in Verachtung bringt. Ich wünſche, daß eure Ohren und Zungen in denjenigen Dingen, wie ihr zu ſagen pflegt, wiedergebohren werden, deren ich und alle, die mich lieben, gern ſtets theilhaftig ſeyn möchte. Und dieſes Geſez ſey allen Lehrern gemeinſchaftlich gegeben! Den Jünglingen aber wird es nicht verboten, zu ihnen zu gehen. Denn es würde unbillig ſeyn, junge Leute, welche noch nicht wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſollen, von dem beſten Wege abzuhalten, und ſie durch Furcht zu nöthigen, bey ihren väterlichen Anſtalten zu verbleiben. Wiewohl es aber die Gerechtigkeit erforderte, dieſe Leute gleich den Wahnwizigen, ſogar wider ihren Willen zu heilen; ſo ſey es doch allen vergönnt, an dieſer Kranckheit darnieder zu liegen! Unverſtändige müſſen, wie ich glaube, belehrt, nicht beſtraft werden.„

Alles ſcheint in dieſem Verbote billig und gemäſſigt zu ſeyn. Und doch konnten die Chriſten dem Kayſer leicht beweiſen, daß nichts billiger ſey, als einen jeden dasjenige lehren zu laſſen, was er zu ſeinem und anderer Nutzen gelernt hat; daß es auch

weder Verſtellung noch Widerſpruch gegen ſich ſelbſt heißen könne, wenn man Schriften, an deren Verfaſſern man die Religion tadelt, dennoch wegen des Witzes, der Beredſamkeit und Gelehrſamkeit, die dariunesherrſchen, erklärt und anpreiſet. Ammian ſelbſt, dieſer heydniſche Schriftſteller, nennt daher dieſen Befehl Julians hart und einer ewigen Vergeſſenheit würdig. Aber dieſer Fürſt bedeckte mit den Urſachen, die er ausdrücklich anführte, andere, an denen ihm weit mehr gelegen war. Die Chriſten ſollten darum keine öffentliche Lehrer der ſchönen Künſte, die bisher bey den Heyden geblüht hatten, keine Ausleger der ſchönſten griechiſchen und römiſchen Wercke abgeben, damit ſie nicht ferner, wie bereits geſchehen war, mit den Heyden in einen Wettſtreit von Gaben und Gelehrſamkeit treten, oder gar dieſelben hierinne übertreffen möchten. Es ſollte ihnen zugleich durch dieſe Verordnung die Gelegenheit entriſſen werden, die ſich bey der Erklärung heydniſcher Schriftſteller ſehr oft darbot, den ſchwachen Grund und das Ungereimte in den Lehren dieſer Religion zu zeigen. Uebrigens gehorchten alle ſolche chriſtliche Lehrer dem Befehle des Kayſers: auch Prohäreſius, der damals vor den größten Lehrer der Beredſamkeit gehalten wurde; obgleich Julian ihn von dieſem Geſeze ausgenommen haben ſoll.

Julian gieng noch weiter, wenn wir den obengenannten chriſtlichen Schriftſtellern, und andern aus gleichem Zeitalter glauben dürfen: er verbot ſogar, daß die Chriſten die heydniſche Gelehrſamkeit nicht einmal lernen ſollten. Dieſer Nachricht mangelt es nicht an Wahrſcheinlichkeit. Der Kayſer mußte die großen Vortheile, welche die Chriſten aus die-

ſer

ſer Kenntniß und aus der Uebung in den Künſten des Witzes bey ihren Streitigkeiten mit den Heyden zogen, lebhaft empfinden. Daher ſagte er, nach dem Berichte des Theodoretus: „Die Söhne der Galiläer ſollen weder in der Dichtkunſt und „Beredſamkeit, noch in der Philoſophie unterrichtet werden. Denn wir werden, wie es im Sprichwort heißt, mit unſern eigenen Flügeln geſchlagen, „indem ſie aus den Wercken unſerer Schriftſteller Waffen nehmen uns zu bekriegen.„ Man ſezt hinzu, daß Julian auf verſchiedene chriſtliche Biſchöfe ſeiner Zeit, unter andern auf Baſilius, den man den Großen nennt, und Gregorius von Nazianzus, eiferſüchtig geworden ſey, weil ſie den Ruhm der trefflichſten heydniſchen Redner verdunckelten; er habe daher die Chriſten verhindern wollen, ſich wieder ſo hoch empor zu ſchwingen. Auch der Umſtand macht dieſe Erzählung glaublich, daß Julian ſich eines ſpöttiſchen Vorwandes bedient haben ſoll, um ſein Verbot zu rechtfertigen. Für uns allein, ſagt er, gehört die Fertigkeit im Reden und die griechiſche Sprachwiſſenſchaft, „(eine Anſpielung auf das Wort Helleniſmos oder die griechiſche Religion, wie man damals das Heydenthum nannte;) euch aber kommt eine Ungeſchicklichkeit ſich auszudrücken und ein bäuriſches Weſen zu: eure ganze Weisheit beſteht in dem Worte: Glaube;„ Man ſieht leicht, daß dieſes nichts als Hohngelächter und zweydeutiger Scherz ſey; aber Gregorius von Nazianzus würde es nicht ſo ausführlich beantwortet haben, wenn es nicht Worte Julians geweſen wären.

Dennoch iſt dieſes zweyte Verbot deſſelben nicht über allen Zweifel hinausgeſezt. Daß man in ſei-

nen Schriften und unter ſeinen Geſezen keine Spur davon antrifft, iſt weniger bedencklich, als daß er am Ende des oben mitgetheilten Befehls gewiſſermaaßen das Gegentheil verſtattet. Ammian gedenckt auch nur dieſes erſtern Befehls zweymal: und wenn gleich ſeine Ausdrücke auch dieſes Sinnes fähig wären, daß Julian den heydniſchen Lehrern verboten habe, die Chriſten zu unterrichten; wenn es gleich begreiflicher zu ſeyn ſcheint, daß dieſer Schriftſteller nur ein Verbot wie das eben genannte, zu hart habe finden können; ſo entſcheidet doch die der zweyten Stelle beygefügte Urſache den Verſtand von beyden. Es iſt dieſe: damit die Heyden nicht von ihrer Religion abtreten möchten; denn dieſes mußte Julian befürchten, wenn die Chriſten öffentliche Lehrer der heydniſchen Gelehrſamkeit abgaben. Bey dem allem hat das Zeugniß ſo vieler chriſtlichen Schriftſteller ein großes Gewicht. Man muß alſo den Schluß machen: entweder hat Julian nach ſeinem Geſeze gegen die chriſtlichen Lehrer der Wiſſenſchaften, noch ein anderes gegeben, durch welches er den Chriſten die Erlernung derſelben ausdrücklich unterſagt hat; oder, welches faſt wahrſcheinlicher iſt, die Chriſten haben aus dem erſtern Befehl und auch aus ſeinen übrigen Reden gefolgert, daß auch das leztere ſeine Abſicht ſey. In der That nöthigte ſchon jenes Verbot viele Chriſten, ihre Kinder gar nicht in der heydniſchen Gelehrſamkeit unterweiſen zu laſſen, weil ſie dieſelben heydniſchen Lehrern nicht anvertrauen wollten. Zugleich arbeiteten einige ihrer Lehrer der ſichtbaren Bemühung des Kayſers, die Chriſten in der Unwiſſenheit und Unfähigkeit zu erhalten, und ſie in dieſer ſchlechten Verfaſſung den Anfällen der Heyden Preiß zu geben, wenigſtens dadurch entgegen, daß ſie Schriften

ten über chriſtliche Materien im Geſchmack und zur Nachahmung der alten griechiſchen Dichter aufſezten.

Die Chriſten wurden von dem Kayſer noch auf ſo mancherley Art angegriffen, daß es völlig das Anſehen hatte, ſie würden endlich unterliegen müſſen. Er nahm den chriſtlichen Geiſtlichen alle Vorrechte und Einkünfte, die ſie von Conſtantin dem Großen bekommen hatten: ſie mußten auch die öffentlichen und zum Theil verächtlichen Aemter wieder verwalten, von welchen ſie dieſer Kayſer befreyet hatte. Sie und ſelbſt die Frauensperſonen, welche wegen ihrer Armuth zur Geiſtlichkeit waren gerechnet worden, mußten auf Julians Befehl dasjenige zurückgeben, was ſie aus dem öffentlichen Schatze empfangen hatten: und man forderte es mit großer Härte ein. Unter den beyden vorigen Regierungen waren viele Chriſten, beſonders auch Lehrer derſelben, von ihrem Eifer ſo weit fortgeriſſen worden, daß ſie die heydniſchen Tempel und Bildſäulen eigenmächtig zerſtört hatten. Dieſe ſollten ſie jezt auf ihre Koſten wieder herſtellen: und da ſie zu unvermögend waren ſolches zu thun, überdieß die Geiſtlichen ſich weigerten, die koſtbaren Geſchencke und Gefäße ihrer Kirchen nach Julians Verlangen herauszugeben, ſo gab beydes Gelegenheit, daß viele Chriſten ins Gefängniß geworfen und gemartert wurden.

Inſonderheit ſuchte er den Gemeinen ihre Biſchöfe zu entziehen, damit ſie hernach ohne Anführer deſto leichter umgeſtürzt werden könnten. Athanaſius, dieſer berühmte Streiter der Chriſten gegen die Ketzer, den Conſtantius ins Elend verwieſen

ſen hatte, war, als Julian auf den Thron kam, in ſein Bißthum Alexandrien zurück gekehrt, lehrte daſelbſt, und bekehrte viele Heyden zum Chriſtenthum. Allein der Kayſer ließ ihm unter den ſchärfſten Drohungen befehlen Alexandrien zu verlaſſen, indem er die von ſeinem Vorgänger verbannten Biſchöfe zwar in ihr Vaterland zurück berufen; aber darum nicht auch in ihre Würden eingeſezt habe. Zu gleicher Zeit ſchickten die Einwohner von Cyzicus Abgeordnete an ihn, welche unter andern wegen der Wiederaufbauung der heydniſchen Tempel in ihrer Stadt mit ihm ſprechen ſollten. Er lobte ſie, und gab ihnen alle Bedürfniſſe dazu; aber dem dortigen Biſchof Eleuſius verbot er jemals wieder in dieſe Stadt zu kommen, weil er die Tempel niedergeriſſen und beſchimpft, Klöſter aufgerichtet und die Heyden von ihrer Religion abgezogen hätte. Auch den fremden Chriſten, die ſich in der Geſellſchaft deſſelben befanden, unterſagte er den Eingang in die Stadt, unter dem Vorwande, ſie möchten nebſt den darinne wohnenden Chriſten einen Aufruhr erregen. Die Lehrer der Chriſten beſchuldigte er überhaupt, daß ſie Unruhen ſtifteten: und es waren genug unter ihnen, welche dieſer Vorwurf traf; allein Julian brachte ihn auf eine zu allgemeine Art, und bey Perſonen an, wo kein Schein zu einer ſolchen Beſorgniß war. So meldete er dem Titus, Biſchof zu Boſtra, und ſeiner Geiſtlichkeit, er würde, wenn der Pöbel daſelbſt ſich empörte, die Schuld davon ihnen allein beymeſſen. Da nun der Biſchof in einem Schreiben an den Kayſer verſicherte, die Chriſten wären zu Boſtra eben ſo zahlreich als die Heyden; auf ſeine Erinnerung aber wären ſie bisher ruhig geblieben: ſo ließ ſich Julian zu dem unedeln Kunſtgriffe herab, ihn

wegen

wegen dieſer Worte den Chriſten dieſer Stadt als einen Verleumder abzubilden, der geſagt hätte, ſie würden gewiß Aufrührer geworden ſeyn, wenn ſie nicht durch ſeine Ermahnungen wären zurück gehalten worden: und Julian muntert ſie auf, ihn deswegen aus der Stadt zu jagen.

In jeder Vergleichung begegnete er ſeinen chriſtlichen Unterthanen weit weniger günſtig als den Heyden: er ließ ſie ſeine Feindſchaft noch härter durch bittere Spöttereyen fühlen, deren ſich ein Fürſt niemals gegen Unterthanen bedienen ſollte. Zu Edeßa hatten die Arianer einige Gewaltthätigkeiten gegen die Valentinianer (eine andere Art ſogenannter Ketzer als ſie ſelbſt waren,) begangen. Der Kayſer ließ hierauf alle Schätze und Einkünfte dieſer Kirche wegnehmen, damit er ihnen, wie er ſagte, bey der Erfüllung ihres bewundernswürdigen Geſezes zu Hülfe kommen möchte, nach welchem ſie arm ſeyn müßten, wenn ſie in das Himmelreich gelangen wollten. Er verſprach der Stadt Peßinus Beyſtand, wenn ſie ſich die Gnade der Göttin Cybele erwerben würde. Sollte ſie aber dieſelbe verachten, ſo würde ſie ſich ſeinen heftigſten Unwillen zuziehen. Gleichergeſtalt drohte er der ganz chriſtlichen Stadt Niſibis, die ihn wegen eines gefürchteten Angriffs der Perſer um Hülfe bat, ihr keine zu leiſten, nicht einmal ihre Abgeordneten anzunehmen, noch jemals in dieſelbe zu kommen, wenn ſie nicht vorher ſich zur heydniſchen Religion bekannt hätte. Gaza und Majunia lagen ſo nahe bey einander, daß die leztere Stadt der erſtern zum Hafen diente; aber Conſtantin hatte ſie wegen ihres Eifers für das Chriſtenthum zu einer beſondern Stadt, unter dem Nahmen Conſtantia gemacht. Aus eben dieſer

dieſer Urſache nahm ihr Julian dieſes Vorrecht, und unterwarf ſie dem heydniſchen Gaza. Da er zu dem Perſiſchen Feldzuge ſehr viel Geld brauchte, waren es auch die Chriſten, die unter dem Nahmen einer Strafe, welche er allen, die nicht opferten, auflegte, und überaus ſcharf eintreiben ließ, das meiſte dazu beytragen mußten.

Man kann dieſes alles nicht wohl anders als eine partheyiſche Ungerechtigkeit des Kayſers gegen die Chriſten nennen, die ſich dadurch keinesweges entſchuldigen läßt, daß die Chriſten während der Zeit, da ſie die Oberhand im Römiſchen Reiche hatten, mit den Heyden ohngefähr auf gleiche Art umgegangen waren. Die argliſtigen Mittel voll Verſtellung und Schadenfroher Klugheit, die er dabey anwandte, und die man die **Künſte** oder **Kunſtgriffe** Julians zu nennen pflegt, entehren ihn vielleicht am meiſten. Denn ein Fürſt hat weniger Urſache als andere Menſchen, ſich von dem geraden offenen Wege zu entfernen, wenn er Abſichten erreichen will, die er vor gut und nüzlich hält; am wenigſten darf es derjenige thun, der nach dem Nahmen eines Philoſophen ſtrebt, weil Weisheit und Redlichkeit unzertrennlich ſind. Julian gewann einen groſſen Theil des Kriegsheeres, ſich zur Abgötterey zu lencken. Da er aber ſehr viele chriſtliche Soldaten ſtandhaft bey ihrer Religion verharren ſah, erſann er ein elendes Mittel, ſie ohne ihr Wiſſen oder wider ihren Willen zu Heyden zu machen. Als ſie einſt ein Geſchenck an Gelde von ihm empfangen ſollten, ließ er einen Altar mit brennendem Feuer hinſezen, in welches ein jeder Weyhrauch ſtreuen mußte: denn ehemals war bey einer ſolchen Gelegenheit ſtets den Göttern geopfert worden. Ver-

ſchiedene

ſchiedene erkannten den Betrug, und nahmen das Geld gar nicht an. Eine Anzahl anderer ward durch die Liebe zum Gelde, zugleich durch Furcht und Beſtürzung über den unvermutheten Anblick berückt; ob ſie gleich merckten, daß ſie eine heydniſche Cärimonie verrichteten. Noch andere wußten nicht was ſie thaten, und glaubten nur einer alten Gewohnheit zu folgen. Doch als man einigen derſelben bald darauf vorwarf, daß ſie durch dieſe Handlung Chriſtum verleugnet hätten, eilten ſie im höchſten Unwillen auf die öffentlichen Plätze, wo ſie mit Thränen laut bezeigten, daß ſie noch immer Chriſten wären, und wenn ſie gleich unwiſſend mit der Hand ein Verbrechen begangen hätten, ſo habe doch ihr Herz keinen Antheil daran gehabt. Hierauf begaben ſie ſich zu dem Kayſer, warfen ihm das erhaltene Gold vor die Füße, und forderten ihren Todt, den ſie, wie ſie ſagten, wegen der verübten Schandthat verdienten. Man führte ſie würcklich zur Hinrichtung fort; aber eben da dieſelbe vollzogen werden ſollte, ward ihnen die Gnade des Kayſers angekündigt, der ſie, an Statt den Chriſten neue Märtyrer zu verſchaffen, an die äußerſten Gränzen des Reichs verbannte. Ein ähnlicher Einfall Julians war es, daß er um ſein Bild herum, welchem die Unterthanen gewöhnlichermaaßen einige Ehrenbezeigungen erwieſen, noch verſchiedene Götter mahlen ließ, damit es das Anſehen haben möchte, als wenn dieſe zugleich angebetet würden. Diejenigen Chriſten, welche ſich weigerten ſolches zu thun, wurden als Verächter der kayſerlichen Würde beſtraft. Sonſt hatte er auch das Kreuz aus der kayſerlichen Hauptfahne, oder den Labarum, wegnehmen, und ihr wieder die alte Geſtalt geben laſſen.

Es

Es war noch übrig, daß heftigere Gewaltthätigkeiten gegen die Chriſten, und ſelbſt Hinrichtungen derſelben verübt wurden: auch daran fehlte es unter Julians Regierung nicht; ohne daß man ihn von der Schuld an denſelben gänzlich freyſprechen könnte. Sobald die Heyden von ihm alle ehemalige Freyheit wieder bekommen hatten, liefen ſie an vielen Oertern mit einer unſinnigen Freude öffentlich herum, und überhäufften die Chriſten mit jeder Art von Beſchimpfung; wenn ſie aber von ihnen Schmähworte zurück bekamen, mißhandelten ſie dieſelben auch mit Schlägen. Sie dachten eben nicht unrichtig, daß ihnen jezt alles gegen die Chriſten erlaubt ſey. Die Statthalter der Provinzen verfuhren oft ſehr hart mit den Chriſten, und die chriſtlichen Schriftſteller melden zum Theil, daß Julian dieſe Stellen gern den grauſamſten Leuten ertheilt habe; wiewohl ſie auch ſagen, daß dieſelben ſich durch ein ſolches Betragen bey dem Kayſer in Gunſt hätten ſezen wollen, und mehr als er befohlen, gethan hätten. Wenn ſich aber die Chriſten bey ihm darüber beklagten, ſo gab er ihnen die ſpöttiſche Antwort: „Eure Pflicht iſt, das Unrecht geduldig zu leiden; denn dieſes iſt die Vorſchrift eures Gottes.„ Viele Martern und eine lange Gefangenſchaft trafen diejenigen Chriſten, welche die von ihnen niedergeriſſenen Tempel nicht wieder aufzubauen vermochten. Hier regt ſich überhaupt, man darf es nicht leugnen, der Verdacht, ob nicht die Chriſten durch einen ſolchen unzeitigen Eifer, der noch, da Julian regierte, hin und wieder ausbrach, ſich manche Drangſale von den Heyden zugezogen haben? Allerdings iſt dieſes mehr als Verdacht: und viele Chriſten beſaßen weder Mäßigung noch Klugheit genug, um ſich ſehr in die Augen fallender Angriffe

auf die jezt herrſchende Religion zu enthalten. Aber wenn ſie gleich zuweilen deswegen verfolgt wurden; ſo fanden doch der Haß und die Rachbegierde der Heyden am Julian eine offenbare Aufmunterung. Die heydniſchen Einwohner zu Gaza zündeten nicht nur, wie es in mehrern Gegenden geſchah, eine chriſtliche Kirche an, und verjagten viele Chriſten; ſie nahmen auch drey derſelben, die zu den Zeiten des Conſtantius die heydniſche Religion beſchimpft hatten, unter vielen Peinigungen das Leben. Es entſtand zwar hierauf ein Gerüchte daſelbſt, daß ſie der Kayſer für dieſe Wuth ſcharf beſtrafen würde; allein er gab ihnen darum nicht einmal einen Verweis. Vielmehr nahm er dem Statthalter der Provinz, der einige dieſer Verbrecher hatte gefangen ſetzen laſſen, ſeine Stelle, und rechnete es ihm als eine Gnade an, daß er ihn nicht zum Tode verurtheilte. Bey dieſer Gelegenheit ſagte er die Worte, die aus dem Munde eines gerechten und menſchenfreundlichen Fürſten nicht gehört werden konnten: „Wozu war es nöthig, diejenigen gefan„gen zu nehmen, die ſich an wenigen Galiläern we„gen des vielen Unrechts, das ſie und ihre Götter „von ihnen erlitten hatten, rächten?„ Durch dieſes Bezeigen des Kayſers angefriſcht, begiengen die Einwohner von Gaza noch abſcheulichere Grauſamkeiten an ihren chriſtlichen Mitbürgern. Die Heyden zu Arethuſa erſchöpften alle Künſte der Unmenſchlichkeit, um den dortigen Biſchof Marcus, eben denjenigen, der dem Kayſer in ſeiner Kindheit das Leben gerettet hatte, als einen eifrigen Feind ihrer Religion zu martern. Ob man gleich nicht beweiſen kann, daß dieſes mit Julians Vorwiſſen geſchehen ſey; ſo ſcheint er es doch nicht geahndet zu haben, und man erzählt, ſein Staatsbedienter

Salluſtius habe ihm vorgeworfen, die Heyden würden dadurch beſchimpft und lächerlich gemacht, daß ſie ſich durch die Standhaftigkeit eines Greiſes unter ſo vielem Elende, überwinden ließen. Bey den chriſtlichen Schriftſtellern des fünften und der folgenden Jahrhunderte, trifft man noch eine Menge Chriſten an, die wegen ihrer Religion unter Julians Regierung das Leben verloren haben. Verſchiedene dieſer Nachrichten ſind zwar ungewiß, und andere können übergangen werden, weil man darinne keinen unmittelbaren Antheil des Kayſers bemerckt. Aber bis auf den ausdrücklichen Befehl die Chriſten umzubringen, that er ſonſt alles, woraus dieſes erfolgen mußte.

Vergebens alſo ſuchte er dem Nahmen eines Verfolgers zu entgehen: denn dieſer gebührt, wie der Geſchichtſchreiber Socrates richtig urtheilt, demjenigen vollkommen, der ruhig lebende Leute auf irgend eine Art beunruhigt. Daß er die Grauſamkeit mancher heydniſchen Kayſer gegen die Chriſten vermieden, bisweilen eine Verfolgung der leztern gemißbilligt hat, oder ihnen gelinde und verträglich begegnet iſt, wo man es kaum erwartete; dieſes alles gehört ebenfals zu den fruchtloſen Bemühungen, ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen. So gab er den heydniſchen Einwohnern von Alexandrien einen ernſten langen Verweis, daß ſie den Biſchof der Stadt Georgius, einen zwar ſehr laſterhaften und ſchädlichen, bey den rechtgläubigen Chriſten ſelbſt verhaßten Mann, ermordet hatten. Er geſtand in ſeinem Schreiben, daß Georgius den Todt verdient habe; aber nicht durch ſie, indem Geſeze und Richter vorhanden wären, die ihn hätten verurtheilen können: und

er ſezt hinzu, es ſey ein Glück für ſie, daß ſich dieſes unter ſeiner Regierung zugetragen habe, weil er aus Ehrfurcht gegen den Gott Serapis, unter deſſen Schutz ſie ſtünden, und wegen des Andenckens ſeines Großvaters und Oheims, der ihr Statthalter geweſen wäre, ihnen verzeihen wollte. Unterdeſſen gedenckt er zween kayſerlicher Bedienten gar nicht, welche die Alexandriner zugleich umgebracht hatten, weil ſie, wie der Biſchof, der heydniſchen Religion Abbruch thaten. Auf der andern Seite wußte Julian auch ſeiner erſten Hitze zu gebieten, wenn er von den Chriſten zuweilen gereizt wurde. Der alte und blinde Arianiſche Biſchof von Chalcedon Maris ließ ſich in den Götzentempel führen, in welchem ſich der Kayſer befand; nannte ihn einen Gottloſen, einen Abtrünnigen, und einen Mann ohne Religion. Dieſer aber begnügte ſich daran, ihn einen Blinden zu nennen, und zu ſagen: „Dein Gott der Galiläer wird dich niemals heilen.„ Und als Maris mit den Worten fortfuhr: „Ich dancke „Gott, daß er mich blind gemacht hat, damit ich „Dein Geſicht nicht ſehen möchte, der Du in eine „ſolche Gottloſigkeit verfallen biſt;„ ſo ſchwieg der Kayſer dazu ſtill. Aber in der Folge ſoll er eine deſto ſchärfere Rache an ihm ausgeübt haben. Einſt gab ſich auch Julian ungemeine Mühe, den Bruder des Gregorius von Nazianzus, Cäſarius, einen ſehr gelehrten Arzt bey dem Hofe des vorigen Kayſers, und einen eifrigen Chriſten, zum Abfall von ſeiner Religion zu bewegen. Da jedoch Cäſarius ſeiner künſtlichen Beredſamkeit mit nicht geringerer Stärcke begegnete, vereitelte er alle Angriffe des Kayſers, der ſich endlich nicht enthalten konnte, die beyden Brüder zugleich zu

loben und zu beklagen. Glücklicher Vater! rief er aus, und unglückliche Kinder!

Wenn man dieſe Feindſchaft Julians gegen die Chriſten ausnimmt: ſo hatten ſonſt ſeine Unterthanen faſt immer einen gerechten, gütigen und uneigennüzigen Fürſten an ihm. Sein großes Unternehmen gegen die Perſer nahm freylich eine der erſten Stellen in ſeinem Geiſte ein. Aber er glaubte eine Regierung, die durch nichts geſtört, ſanft hätte fortflieſſen können, mit einem nothwendigen Kriege unterbrechen zu müſſen, weil die Perſer unter ſeinem Vorgänger dem Reiche einen unermeßlichen Schaden zugefügt hatten, für welche er Genugthuung zu fordern berechtiget war. Dazu kam auch wohl ein unwiderſtehlicher Ehrgeiz. Er hatte durch ſeine Siege über die Deutſchen einen großen Ruhm erlangt; allein hier war der Ort einen noch größern zu erwerben. Nachdem er alſo kaum fünf Monathe zu Conſtantinopel zugebracht hatte, gieng er im May des Jahrs 362. nach Aſien hinüber, um Zurüſtungen zum Feldzuge anzuſtellen. Er konnte die Trümmern von Nicomedien, welches kurz vorher durch ein Erdbeben großentheils umgeſtürzt worden war, nicht ohne Thränen betrachten, da er ſich an ſeine Erziehung in dieſer Stadt erinnerte: und ſchenckte Geld zu ihrer Wiederaufbauung. Hierauf reiſte er nach Peßinus, um der Cybele, oder der ſogenannten Mutter der Götter, die ihren berühmteſten Tempel daſelbſt hatte, ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Zween Chriſten, davon der eine den Altar der Göttinn niedergeriſſen hatte, ließ er züchtigen. Er hingegen ſchrieb, von deſto mehr Eifer entzündet, in einer einzigen Nacht allda eine Abhandlung

von

von der Mutter der Götter. Dieſes iſt eine Erklärung der Geſchichte dieſer Göttinn, deren geheimen Verſtand er ganz aus der Naturlehre zieht. Der junge Attis inſonderheit, der darinne eine Hauptperſon vorſtellt, ſoll eine Zeugungskraft ſeyn, die von den Geſtirnen auf die Erde zu ihrer Befruchtung gefallen iſt. Solche gezwungene und abgeſchmackte Deutungen, zu denen man ihn, wie oben bemerckt worden iſt, frühzeitig angeführt hatte, zeigten weiter nichts als die Verlegenheit an, in welcher er ſich ſo wohl als andere Heyden befand, die Göttergeſchichte gegen die Spöttereyen der Chriſten zu retten. Würdiger war zwar dieſer Verſuch eines Philoſophen, als die meiſten ſeiner bisherigen Anſtalten dem Heydenthum aufzuhelfen; auch iſt er, wie alles, was Julian aufgeſezt hat, wegen mancher Stellen von einnehmender Beredſamkeit zum Theil leſenswürdig; aber man merckt es ſogar, wie unglücklich er ſich in ſeine gekünſtelte Auslegungen verwickelt.

In einigen andern Stunden ſeines Aufenthalts zu Peßinus, verfertigte er eine Rede wider die ungeſchickten Cyniker. Einer von dieſer Sekte hatte die harte und rohe Lebensart des Diogenes, dem er doch nachfolgen wollte, getadelt, und ſich üppigen Sitten ergeben. Julian vertheidigt daher dieſen berühmten Mann, und zeigt zugleich, daß nur eine einzige Philoſophie ſey, die ſich die Erkenntniß unſerer ſelbſt zum Grundſatz, und die Aehnlichkeit mit den Göttern zum Ziel genommen habe. Man kann wenigſtens aus dieſer Schrift ſehen, was ſich zur Rechtfertigung des Diogenes und der ächten Cyniker überhaupt, entweder ſcharfſinniges oder ſcheinbares ſagen läßt. Er führte eben

eben dieſes noch in einer andern Rede an den Cyniker Heraclius weiter aus, der von den Fabeln der heydniſchen Religion verächtlich geurtheilt hatte. Julian zeigt alſo den Urſprung und Gebrauch derſelben: man müſſe ſie, ſagt er, wie Plato, Plotinus, Porphyrius und Jamblichus verſtehen; wenn ſie einen widerſprechenden und ungereimten Sinn zu haben ſchienen, ſo verlangten ſie ſelbſt, daß man einen verborgnern aufſuchen möchte. Zu einem Beyſpiele kleidet er die Geſchichte ſeines Lebens in eine ſolche Fabel ein, in welcher daſſelbe unter Berathſchlagungen, Erſcheinungen und Ermahnungen der Götter an ihn abgebildet wird.

Nicht bloß durch dergleichen Beſchäftigungen unterſchied ſich Julians Reiſe von den prächtigen Zügen der vorigen Kayſer; die Statthalter der Provinzen durften ihm auch die gewöhnlichen Geſchencke nicht entgegen bringen, und Reden zu ſeinem Lobe, mit welchen ſie ihn empfiengen, waren ihm das angenehmſte. Ueberall bezeigte er ſich ſehr andächtig gegen die Götter. Beſonders aber hörte er bereitwillig alle Beſchwerden der Unterthanen an: daher verfolgte ihn ſtets eine ungeſtüme Menge derſelben, die ſich nicht nur bey ihm über erlittenes Unrecht beklagten; ſondern öfters ihre Gegner, um ſie deſto verhaßter zu machen, ſogar des Hochverraths beſchuldigten. Aber gegen dieſe Argliſt war ſeine ſtrenge Gerechtigkeit genugſam auf der Hut, und er haßte die Verleumder deſto mehr, weil ſie ihm ehemals ſelbſt viel geſchadet hatten. Unter dieſen Anklägern war einer vorzüglich hitzig: er hörte nicht auf zu ſagen, ſein Feind ſtrebte nach der höchſten Gewalt. Der Kayſer ſtellte ſich mehrere Tage, als verſtünde er ihn nicht; endlich fragte

er

er ihn, wer es ſey, den er anklagte, und erfuhr, daß es ein reicher Bürger ſey. Er lächelte darüber, und wollte auch den Grund der Beſchuldigung wiſſen: es war kein anderer, als daß ſich dieſer Bürger ein ſeidenes Kleid von Purpurfarbe machen ließ. Hierauf befohl der Kayſer dem Urheber dieſer albernen Klage ſich wegzubegeben: er beruhigte ſich aber noch nicht. Nun ermüdete Julians Geduld, und er ſagte zu ſeinem dabey ſtehenden Schatzmeiſter: „laß dieſem gefährlichen Schwätzer auch purpurfarbichte Schuhe geben, damit „er ſie ſeinem Gegner hintrage, weil ſich dieſer „doch ein Kleid von gleicher Farbe hat verfertigen „laſſen. So wird man ſehen können, wie viel einige Stückchen Seidenzeug ohne eine große Macht „ausrichten.„ In Einer Sache jedoch wurde Julian durch die allzu feurige Begierde gerecht zu handeln, ungerecht. Er gab den Städten nicht nur die gemeinen Güter zurück, die ihnen von den vorigen Kayſern waren entzogen worden; ſondern nöthigte auch viele reiche Perſonen, die ſich von ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern loßzumachen gewußt hatten, dieſelben zu übernehmen. Aber er erſtreckte dieſe Verordnung auch auf ſolche, die ein ſehr gegründetes Recht an eine Freyheit dieſer Art hatten, und ſie konnten dieſelbe nicht anders behaupten, als daß ſie heimlich den Städten, zu welchen ſie gehörten, Geld dafür gaben.

Endlich kam Julian nach Antiochien, der Hauptſtadt Syriens, und der ſchönſten angenehmſten Stadt in den Morgenländern, wohin ihn eine ungeduldige Begierde ſchon lange zog. Die Einwohner empfiengen ihn mit dem frölichſten Zuruf; aber zugleich hörte er bald darauf unter einem Theil

derſelben wehmüthiges Klaggeſchrey und Heulen, weil eben damals die Heyden das jährliche Andencken von dem Tode des Adonis feyerten. Daher ſahen es auch dieſe vor eine üble Vorbedeutung an, daß er unter ſolchen Umſtänden in die Stadt gekommen wäre; und es befremdet in der That, daß er, der auf Anzeichen ſo aufmerckſam war, dadurch nicht abgeſchröckt worden iſt. Zu Antiochien wollte ihm unter andern auch Thalaſſius ſeine Ehrerbietung bezeigen; allein Julian ließ ihn, weil er ehemals ein Verfolger ſeines Bruders Gallus geweſen war, nicht vor ſich. Sogleich ſuchten einige, die mit demſelben Händel vor Gerichte hatten, ſich dieſes zu Nutzen zu machen. Sie kamen den Tag darauf, von einem Hauffen anderer begleitet, vor den Kayſer, und ſchrieen: „Thalaſſius, Dein Feind, gnädiger Herr, hat uns das unſrige gewaltſam entriſſen.„ Julian merckte, daß man den Unglücklichen durch dieſen Umſtand leicht unterdrücken könne, und antwortete ihnen: „Es iſt wahr, ich bin „allerdings von ihm beleidigt worden; aber billig „müßt ihr auch ſo lange ſchweigen, bis ich, als der „anſehnlichere Gegner, Genugthuung erhalten habe.„ Darauf befohl er, daß ihre Streitſache nicht eher vorgenommen werden ſollte, bis er dem Thalaſſius ſeine Gnade wieder geſchenckt hätte; welches auch in kurzem geſchah.

Einem ſo großmüthigen Verfahren kamen noch viele andere Handlungen Julians zu Antiochien nahe, wo er das übrige Jahr hindurch verblieb. Die wollüſtige Lebensart dieſer Stadt hatte keine Gewalt über ſeine Sitten: außer den Vorbereitungen, die er zum Kriege machte, war er unabläßig darauf bedacht, jedermann Recht wiederfahren zu

laſſen.

laſſen. Ob er gleich bisweilen zur Unzeit mitten unter den gerichtlichen Händeln die Partheyen fragte, was vor einer Religion eine jede zugethan ſey; ſo verleiteten ihn doch weder dieſer noch andere Umſtände zu ungerechten Urtheilen. Man erzählt zwar auch, er habe manche gemeine Leute, die ihn öffentlich um etwas baten, mit Fauſtſchlägen oder mit den Füßen fortgeſtoßen; allein es könnte auch ſeyn, daß ſie ihm durch ihren Ungeſtüm zu beſchwerlich gefallen ſind. Er erkannte ſeine übereilte Lebhaftigkeit ſelbſt, und erlaubte ſeinen Staatsbedienten oder Hofleuten, ihm deswegen Erinnerungen zu geben, die er mit Vergnügen annahm. Als ihm eines Tags die Sachwalter wegen ſeiner ungemeinen Einſichten die größten Lobſprüche beylegten, ſagte er ziemlich gerührt: „Ich würde mich ſehr „freuen und ſtolz darauf ſeyn, wenn mich diejeni„gen lobten, die mich auch wegen meiner Verſehen „tadeln könnten.„ Eine Frauensperſon brachte eine Klage vor ſein Gericht; wurde aber beſtürzt, und beſchwerte ſich heftig darüber, da ſie ihren Gegner unter der kayſerlichen Leibwache nach Art der Römiſchen Soldaten gegürtet ſtehen ſah. Doch Julian redete ſie an: „Fahre immer fort, wenn du „glaubſt beleidigt worden zu ſeyn; denn dieſer iſt „nur deswegen gegürtet, damit er im ſchlimmen „Wege deſto beſſer fortkomme; deiner Sache aber „kann er wenig ſchaden.„ In den Geſezen ſelbſt verbeſſerte er einiges, und hob inſonderheit alles auf, wodurch ihre Deutlichkeit gehindert wurde. Er pflegte wegen dieſer ſeiner Bemühungen nicht ohne Grund zu ſagen, die Göttinn der Gerechtigkeit ſey auf die Erde zurückgekehrt: und noch mit mehrerm Rechte würde er ſich deſſen gerühmt haben, wenn er nicht manches willkührlich, mit

Verachtung der Geſeze gethan, und nicht einigemal Fehltritte begangen hätte.

Ueberhaupt war ſein Betragen ſich oft ſo ungleich, daß man urtheilen mußte, er ſey noch nicht Herr genug über ſich ſelbſt geworden. Er ließ zween Befehlshaber hinrichten, denen bloß ihre Treue gegen den Conſtantius als ein Verbrechen ausgelegt werden konnte. Gerechter war die Verurtheilung des jüngern Marcellus, der ſeine Abſichten auf den Thron gerichtet hatte. Zu einer andern Zeit hingegen vergab er deſto leichter. Romanus und Vincentius, Befehlshaber unter ſeiner Leibwache, wurden von ihm bloß verbannt, ob ſie gleich ebenfals einen ſtrafbaren Ehrgeiz hatten blicken laſſen. Einige Soldaten von eben dieſem Hauffen ſtifteten eine Verſchwörung wider ihn; verriethen ſich aber in der Trunckenheit; Julian gab ihnen bloß einen Verweis, und begnadigte ſie. Theodotus, der ſich in ſeinen Reden an den Conſtantius ſehr eifrig wider den Julian erkläret hatte, warf ſich jezt dieſem zu Füßen, als er eben dem Jupiter opferte, und bat ihm das Leben zu ſchencken. „Deine Reden, antwortete ihm der Kayſer, „ſind mir von vielen erzählt worden; aber gehe nur „in völliger Sicherheit und ohne Furcht nach Hauſe: verlaß dich auf die Gnade eines Fürſten, der „ſich wohlbedächtig vorgenommen hat, die Zahl „ſeiner Feinde zu verringern, und gerne immer „mehr Freunde bekommen möchte.„

Am wenigſten behauptete Julian ſolche vortreffliche fürſtliche Geſinnungen gegen die Chriſten, auch zu Antiochien. Die meiſten Einwohner dieſer Stadt waren Chriſten: zwar durch die Arianiſche und

und andere Partheyen unter einander getrennt, auch groſſentheils üppig in ihren Sitten; aber doch eifrig für ihre Religion. Julian dagegen hatte geglaubt, die Verehrung der Götter daſelbſt noch beynahe in ihrem alten Glanze zu finden. Er eilte alſo an dem Feſte des Apollo in den berühmten Tempel deſſelben zu Daphne, einem kleinen ungemein reizend gelegenen Flecken, der gleichſam eine Vorſtadt von Antiochien abgab. Allein Statt alles ehemaligen Gepränges fand er bloß einen Prieſter darinne, der ſelbſt eine Gans hatte mitbringen müſſen, damit es dem Apollo nicht an einem Opfer fehlen möchte. Entrüſtet über dieſe Kaltſinnigkeit der Antiochener, gab er ihrem Senat einen ſcharfen Verweis darüber. „Es iſt ſchändlich, ſagte er, daß „eine ſo groſſe Stadt die Götter ſo ſehr verachtet, „als es kein Flecken an den äußerſten Gränzen des „Pontus thun würde, und daß ſie, da ſie ein ſehr „weitläuftiges Gebiete beſizt, bey der Annäherung „des Feſtes ihres einheimiſchen Gottes, und nachdem die Götter den Nebel der Gottloſigkeit vertrieben haben, nicht einen Vogel für ſich hergebracht hat, da vielmehr jede Zunft einen Ochſen „ſchlachten ſollte. Fiel auch dieſes zu ſchwer, ſo „hätte wenigſtens die ganze Stadt dem Gott einen „Ochſen opfern ſollen. Ein jeder von euch wendet „auf Gaſtmahle und Feſte gerne viele Koſten. —— „Aber für euch ſelbſt, und für das Wohl der Stadt, „opfert weder einer beſonders, noch alle gemeinſchaftlich. Der Prieſter allein hat geopfert, der „doch vielmehr, wie mir däucht, von der Menge „eurer Opfer einige Stücke nach Haus hätte nehmen ſollen. Die Götter haben in den Prieſtern „nur befohlen, ſie Statt alles äußerlichen Dienſtes, „mit einem ehrbaren und tugendhaften Leben zu

„vereh=

„verehren, und ihr Amt gehörig zu beobachten. „Euch aber gebührt es, glaube ich, beſonders und „gemeinſchaftlich Opfer zu bringen. Nun aber er„laubt ein jeder von euch ſeiner Frau, alles den „Galiläern zu ſchencken: und indem dieſe die Ar„men von eurem Vermögen ernähren, ſtellen ſie „dieſen Leuten, welche die zahlreichſte Art von Men„ſchen ſind, ein groſses Wunder der Gottloſigkeit „dar.„ Nachdem er ihnen nochmals vorgeworfen hatte, daſs ſie an einem ſolchen Feſte nicht das geringſte in den Tempel geſchenckt hätten, endigte er mit den gelindern Worten: „Was rechtſchaffene „Männer allhier davon dencken, weiſs ich nicht; „aber den Göttern gefällt es keineswegs.„

Seine Forderung an eine chriſtliche Stadt war ſonderbar; allein der Religionseifer glaubt nie etwas zu ſchweres oder ungerechtes zu verlangen. Die Einwohner nahmen auch ſeine Strafrede, die er im Tempel ſelbſt hielt, wohin ſie zuweilen ſeinetwegen kamen, ganz wider ſeine Abſicht auf. Sie lieſsen ihm zu Ehren, wie auf den Schauplätzen, ungeſtüme ſchreyende Zurufungen hören. Dieſe Schmeichelenen verdroſſen den Kayſer deſto mehr, da ſie offenbar zur Verachtung ſeiner Götter ausſchlugen. Er verwies ſie alſo dem Volcke, und ſezte hinzu, es ſey anſtändiger, ſich von den Göttern mit einem ehrerbietigen Stillſchweigen etwas Gutes auszubitten, als ſie durch Lobſprüche gegen Menſchen zu beleidigen; nicht einmal den Göttern ſollte man ſchmeicheln, ſondern ihnen mit einer weiſen Mäſsigung dienen.

Ohngeachtet dieſer nicht ſchlechten Grundſäze, wuſste doch Julian ſelbſt am wenigſten dem Ausbruch

bruch ſeiner abergläubiſchen Andacht Schrancken zu ſezen. Er war ausſchweifend im Opfern: zuweilen ließ er hundert Ochſen auf einmal ſchlachten, und außerdem eine Menge von anderm Vieh, worunter die ſeltenſten Arten weit her gebracht werden mußten. Man glaubte, es würde ganz an Ochſen fehlen, wenn er erſt von ſeinem Perſiſchen Feldzuge würde zurück gekommen ſeyn. Außer den unermeßlichen Koſten, welche dieſes verurſachte, machte es auch ſeine Soldaten übermüthiger und wilder, weil ſie täglich vom Opferfleiſche ſchmauſeten, und meiſtentheils betruncken nach Hauſe getragen werden mußten. Die Wahrſagerkunſt, die ſich in der Beobachtung des Flugs der Vögel und der Eingeweide geſchlachteter Thiere übte, um das Künftige zu erforſchen, wurde nach Julians Beyſpiel von ſehr vielen ungeſcheut getrieben. Bey gewiſſen öffentlichen Aufzügen, die zur Ehre der Götter gehalten wurden, gieng er unter einer Schaar Prieſter und vieler verächtlicher und zum Theil unzüchtiger Perſonen beyderley Geſchlechts, welche in den Tempeln dienten, ernſthaft einher, wohnte auch mitten unter ihnen den Opfermahlzeiten bey. Dieſe Herablaſſung ſollte den Zuſchauern Ehrerbietung gegen die heydniſche Religion einprägen, denen es außerdem wohl bekannt war, daß die Sitten ihres Kayſers eine weit andere Geſellſchaft verdienten. Es war immer eine ſtarcke Ueberwindung ſeiner ſelbſt, ſich aus Eifer für den Götzendienſt dem Gelächter der Chriſten auszuſezen; aber eine philoſophiſche kann man ſie in dieſem Falle nicht nennen.

Zu gleicher Zeit, ſagen die alten chriſtlichen Schriftſteller, begieng Julian insgeheim noch abſcheulichere Dinge. Er ließ eine Menge Knaben und

und Jungfrauen ſchlachten, um bey ſeinen nächtli-chen Opfern, Hervorforderungen der abgeſchiede-nen Seelen und wahrſagenden Verſuchen, ſich ih-rer zerſchnittenen Gliedmaaßen zu bedienen. Auch Chriſten wurden wegen ihrer Frömmigkeit heimlich erwürgt. Man fand daher nach ſeinem Tode ganze mit Menſchenköpfen angefüllte Kaſten in dem Pa-laſte zu Antiochien, auch viele Leichname in Brun-nen und Gruben, diejenigen noch ausgenommen, die er in den Fluß Orontes hatte werfen laſſen. Gleichergeſtalt traf man alsdenn in einem Tempel zu Carrä, in welchem er ſich nach ſeiner Abreiſe von Antiochien eine Zeitlang aufgehalten, nachmals aber denſelben hatte verſchließen und bewachen laſſen, eine bey den Haaren aufgehenckte Frauensperſon mit ausgebreiteten Armen an, in deren Bauche er Vorbedeutungen über den Ausgang ſeines bevor-ſtehenden Kriegs geſucht haben ſollte. — Es iſt bereits bey dieſen Erzählungen angemerckt worden, daß ſie nach dem Tode eines bey allen Chriſten ver-haßten Fürſten ausgebreitet worden ſind, und alſo wo nicht ganz erdichtet, doch ungemein vergrößert ſeyn möchten. So ſehr auch Julian den heydni-ſchen Wahrſagerkünſten und geheimen gottesdienſt-lichen Cärimonien ergeben war; ſo ſind doch die an-geführten Schandthaten zu unnatürlich für ein ſo wenig blutgieriges oder von aller Menſchlichkeit ent-blößtes Gemüth. Da eine heftige redneriſche Stelle des Gregorius von Nazianzus hier hauptſäch-lich ein Zeugniß ablegt, und Theodoretus die Entdeckungen in dem Palaſte vor nicht viel mehr als ein gemeines Gerüchte hält: ſo wächſt dadurch der Verdacht, daß ſchlimme Nachreden, die man von den nächtlichen Religionsgeheimniſſen des Kayſers ausgeſtreuet hatte, zu leicht geglaubt worden ſind.

Mit

Mit noch mehrerm Anſehen der Gewißheit kann man behaupten, daß die Menge Chriſten, welche Julian während ſeines Aufenthalts zu Antiochien und noch außerdem ſoll haben hinrichten laſſen, auf übertriebnen Vorſtellungen oder ſpätern Märtyrergeſchichten ohne alle Glaubwürdigkeit beruhe. Er blieb immer bey ſeinem alten Vorſaze, ſich an dem Leben der Chriſten nicht zu vergreiffen. Und wenn er einen oder den andern unter ihnen umbringen ließ, ſo hatten ſie ihm einen andern Vorwand ſie zu beſtrafen gegeben, als bloß ihre Religion. So weit fällt alſo dieſe Beſchuldigung weg; aber nur, um der nicht viel geringern Plaz zu machen, daß er ſtets fortgefahren hat, die Chriſten auf manche empfindliche Art zu drücken. Um ſie gewiſſermaaßen zu nöthigen, an den Opfern Theil zu nehmen, ließ er einiges Opferfleiſch in die öffentlichen Brunnen werfen: auf ſeinen Befehl wurden auch alle Lebensmittel auf dem Marckte mit heydniſchem Weyhwaſſer beſprengt. Die Chriſten, denen dieſes ſehr ſchmerzlich fiel, genoſſen gleichwohl davon, weil es ihnen ihre Religion nicht unterſagte. Zween Befehlshaber unter der Leibwache beklagten ſich bey einer Mahlzeit darüber, und bedienten ſich unter andern der Worte aus dem Gebete des Aſarias: „Du haſt „uns, o Herr, in die Gewalt des ungerechteſten abtrünnigſten Königs unter allen Völckern auf der „Welt übergeben.„ Ihre Reden wurden dem Kayſer hinterbracht; ſie machten ihm, als ſie vor ihn gefordert wurden, eben ſolche Vorwürfe: er ließ ſie darauf geißeln, und ins Gefängniß ſezen; nachdem er es aber unmöglich gefunden hatte, ſie zum Abfall zu bewegen, ließ er ſie hinrichten; doch nur, wie er vorgab, wegen ihres unehrerbietigen Bezeigens gegen ihn.

Seine

Seine unerſättliche Begierde in die Zukunft zu ſehen, machte nicht nur, daß er die berühmteſten Orakel über den ſchon beſchloſſenen Feldzug wider die Perſer befragte, die ihm auch alle den Sieg verſprachen; er ließ ſelbſt die caſtaliſche Quelle zu Daphne wieder öffnen, die der Kayſer Adrian bloß deswegen ſollte haben verſtopfen laſſen, damit nicht auch andere, wie er, durch dieſelbe ihre künftige Erhebung auf den Thron erfahren möchten. Allein Apollo ertheilte dennoch hier dem Julian keine Antworten, und beſchwerte ſich vielmehr, daß ihn die zu Daphne begrabenen Leichname daran hinderten. Das heißt ohne Zweifel, die Prieſter des Apollo bedienten ſich dieſer Gelegenheit, um den Chriſten eine Beſchimpfung zuzuziehen, und den Kayſer in ſeiner Ehrfurcht für die Götter zu ſtärcken, von deren Tempeln Gräber weit entfernt ſeyn mußten. Er befohl alſo beſonders die Gebeine des Märtyrers Babylas und der mit ihm hingerichteten Chriſten, auszugraben. Darauf kam eine Anzahl Chriſten nach Daphne, und trug dieſelben auf eine feyerliche Art nach Antiochien, wobey ſie die Worte aus den Pſalmen ſungen, Alle Verehrer der Götzen ſollten zu Schanden werden: denn ſie glaubten, daß es eben die Gebeine geweſen wären, die den Apollo ſtumm gemacht hätten! Julian, der dieſes vor eine öffentliche Beleidigung hielt, trug dem Staatsbedienten Salluſtius auf, die Anführer dieſes Aufzugs zu beſtrafen. Dieſer ſtellte vergebens vor, die Chriſten würden ſich freuen für ihre Religion zu leiden: er ließ alſo einen Jüngling unter denſelben einen Tag lang martern, deſſen Standhaftigkeit den Kayſer bald bewog, ſeinen Befehl zu widerruffen. Zuweilen reizte ihn zwar auch ein noch mehr unbeſonnener Eifer der Chriſten zum

Zorn;

Zorn; doch wußte er ihn bald zu unterdrücken. Eine chriſtliche Wittwe, die Vorſteherinn einer Geſellſchaft von Jungfrauen, welche ſich dem eheloſen Stande und unaufhörlichen Andachtsübungen gewidmet hatten, wählte, ſo oft Julian bey ihrem Hauſe vorbey gieng, gerade ſolche Pſalmen zum Abſingen, in denen die Thorheit des Götzendienſtes am lebhafteſten ausgedrückt war. Der Kayſer befohl ihr, künftig zu ſchweigen, wenn er vorbey käme; allein da ſie vielmehr bey gleicher Gelegenheit mit ihren Jungfrauen die Worte des Pſalms anſtimmte: „Gott mache ſich auf, und zerſtreue ſeine Feinde! ſo ließ er ſie herauskommen, und durch einen Soldaten von ſeiner Leibwache ins Geſicht ſchlagen. Dem ohngeachtet fuhr ſie ferner fort, vor den Ohren des Kayſers zu ſingen, der ſich aber weiter nicht merken ließ, daß er ſie hörte.

Deſto mehr wurde er durch die plözliche Einäſcherung des herrlichen Tempels des Apollo zu Daphne, der entweder vom Blitze gerührt wurde, oder durch ein Verſehen der Heyden verbrannte, wider die Chriſten aufgebracht. Nichts gab zwar einen Beweis gegen dieſe ab: auch die Diener des Tempels, welche gemartert wurden, ſagten nichts wider ſie aus; aber Julian glaubte, ſie hätten aus Neid und Verdruß Feuer darinne angelegt, weil er eben damals einen prächtigen Säulengang um denſelben führen ließ. Er ließ alſo zur Vergeltung ihre große Kirche zu Antiochien verſchließen, und die koſtbaren Kirchengefäße in den kayſerlichen Schatz bringen. Sein Oheim Julian, der das Chriſtenthum ebenfals verlaſſen hatte, that noch mehr, als wozu ihn dieſer Befehl berechtigte: er ſchloß alle chriſtliche Kirchen in dieſer Stadt zu, und

verurtheilte einen von den Geiſtlichen an denſelben zum Tode. Man erzählt, daß der Kayſer, als er dieſes leztere vernommen, ſeinem Oheim einen hizigen Verweis gegeben habe, daß er wider ſeine Abſicht, welche auf eine ſanfte und vernünftige Bekehrung der Galiläer gerichtet ſey, ſie vor ſeinen Augen zu Märtyrern machte; er habe hinzugeſezt, ſie würden ihn deswegen als einen grauſamen Verfolger in ihren Schriften abſchildern, und er verbiete daher, daß keiner von ihnen bloß wegen der Religion hingerichtet werden ſollte. In dieſen Reden erkennet man den Kayſer völlig; aber es wird weiter hinzugeſezt, ſein Oheim ſey gleich darauf von einer unheilbaren Kranckheit angegriffen, und eben dadurch zur Bereuung ſeiner vielen Verbrechen gegen die chriſtliche Religion gebracht worden; er habe daher den Kayſer bitten laſſen, die Kirchen wieder zu öffnen, indem er bloß wegen ſeines erfüllten Befehls ſo viel leiden müſſe; dieſer aber habe geantwortet, da er die Kirchen nicht verſchloſſen habe, ſo werde er ſie auch nicht öffnen laſſen, und das Elend ſeines Oheims rühre davon her, weil er den Göttern untreu geworden ſey. Noch andere Umſtände, welche in dieſer Nachricht folgen, machen ſie immer weniger glaubwürdig; ſie ſchreibt ſich auch von keinem Geſchichtſchreiber her, ſondern aus einer Märtyrergeſchichte, in der es wenigſtens viele unächte Zuſäze geben mag.

Während dieſer Begebenheiten und ſchon vorher, war ein großer Theil des Römiſchen Reichs, beſonders die Gegend, wo ſich Julian aufhielt, durch öffentliche Landplagen unglücklich. Nach dem Urtheil der ältern chriſtlichen Schriftſteller, gab Gott dadurch ſeinen Zorn gegen den Julian zu erkennen.

kennen. Aber außerdem daß darunter ſo viele tugendhafte Unterthanen zugleich litten, findet man auch eben eine ſolche allgemeine Noth zuweilen unter der Regierung der beſten Fürſten: und dergleichen nur zu gewöhnliche Deutungen der göttlichen Abſichten können unerweislich ſeyn, wie ſie es auch meiſtentheils ſind, ohne daß man dadurch gehindert würde, einen nüzlichen Gebrauch von dem Unglück, das ein ganzes Land betrifft, zu machen. Im Jahr 362. inſonderheit ſtürzten häuffige Erdbeben eine Menge von Städten um, und erſchütterten viele andere. Eine faſt allgemeine Dürre zog Hungersnoth und anſteckende Seuchen nach ſich. Zu Antiochien fehlte es daher auch, als der Kayſer dahin kam, an Getreyde, und alle Lebensmittel waren ſehr theuer geworden.

Da ihn das Volck verſicherte, die Reichen hätten Vorrath genug, den ſie nur nicht verkauffen wollten: ſuchte er dieſe zu bewegen, daß ſie ohne Gewinnſucht dem Mangel ihrer Mitbürger abhelfen möchten; er wartete aber bis in den dritten Monath darauf vergebens. Zwar ließ er ſelbſt eine große Menge Getreyde aus Egypten nach Antiochien kommen, wo er es um einen ſehr mäßigen Preis verkaufen ließ. Allein die Reichen kauften von demſelben, und verkauften das ihrige heimlich deſto theurer. Julian glaubte für die Einwohner nicht beſſer ſorgen zu können, als wenn er alle Lebensmittel auf einen niedrigen Preis herabſezte. Es half nichts, daß man ihm vorſtellte, er werde dadurch die Theurung vergrößern: denn die Menge Soldaten, welche er in der dortigen Gegend zuſammen zog, machte es vielmehr nothwendig, die Zufuhr der Bedürfniſſe auf alle Art zu erleichtern.

Allein er blieb bey ſeinem Entſchluße, und was man vermuthet hatte, geſchah: die Kaufleute, welche mit Lebensmitteln handelten, verließen lieber Antiochien, als daß ſie um einen ſo geringen Preis verkauft hätten; daher fiengen die nöthigſten Mittel des Unterhalts gar zu mangeln an. Julian, den der Widerſpruch der obrigkeitlichen Perſonen bereits erzürnt hatte, und der alle dieſe Unordnungen ihren ſchlechten Anſtalten zuſchrieb, ließ ſie ins Gefängniß führen. Doch eine Rede, welche Libanius für ſie hielt, machte es, daß er ihnen an eben demſelben Tage ihre Freyheit wieder ſchenckte.

Bisher war er den Einwohnern von Antiochien ſchon durch ſeinen äußerlichen Aufzug, durch die ſtrenge Lebensart, welche er führte, und durch den übermäßigen Eifer für den Gözendienſt, lächerlich und verächtlich geworden; nun aber brach ihr Haß gegen ihn völlig aus, da ſie durch ſeinen unvorſichtig guten Willen einer Hungersgefahr ausgeſezt waren. Sie verfertigten Spottgedichte auf ihn, worinne ſie ihn einen liſtigen Fuchs nannten, und machten ſich darüber luſtig, daß er bey ſeiner kleinen Leibesgeſtalt die Schultern hoch in die Höhe reckte, und überhaupt um größer zu ſcheinen, ſo erhaben einher gienge, als wenn er ein Bruder des Otus und Ephialtes wäre, welche Rieſen Homer beſchrieben hat. Sie ſagten, er trüge einen Bocksbart, aus welchem man Stricke verfertigen könnte. Wegen der unzählichen Opferthiere, die er ſchlachten ließ, nannten ſie ihn einen Schlächter. Auch ſagten ſie, weil er auf ſeinen Münzen einen auf dem Rücken liegenden Ochſen auf einem Altar hatte abbilden laſſen, er habe die Welt umgekehrt. Man verſichert, daß die Antiochener überhaupt zur Spötterey

teren ſehr geneigt geweſen wären; aber man weiß wohl, daß jede große Stadt eine Menge von Müſſiggängern in ſich ſchließe, denen es weder an Zeit, noch an Luſt und Gelegenheit fehlt, über andere zu lachen. Der große und vortreffliche Mann ſelbſt entwiſcht niemanden leichter als den Augen des gemeinen Hauffens, wird nicht bemerckt, oder wegen ſonderbarer Umſtände in ſeinem Betragen verſpottet; geſchweige denn daß ein Mann, der aus guten und tadelhaften Eigenſchaften zuſammengeſezt iſt, dem Hohngelächter eines üppigen Volcks entgehen ſollte.

Julian rächte ſich wegen dieſer Beleidigungen bloß durch eine ſatyriſche Schutzſchrift, die er unter der Aufſchrift Miſopogon, (oder der Bartfeind) für ſich aufſezte. Er ſtellt ſich in derſelben, als wenn er alles Nachtheilige, was von ihm geſagt wurde, und noch mehr, zugäbe; aber nur, um ſeine Unterthanen durch die Vergleichung, die er zwiſchen ſich und ihnen vornimmt, ihr Unrecht deſto ſtärcker empfinden zu laſſen. Dieſe bittere Spottſchrift iſt wizig und lebhaft abgefaßt; doch ſinckt der Kayſer darinne öfters unter ſeine Würde und unter den Wohlſtand herab; oder verfällt bisweilen auf froſtige Scherze. Die chriſtlichen Schriftſteller jener Zeiten haben ihm vorgeworfen, daß er, der die Chriſten verfolgte, ſich nicht wegen der Mäßigkeit im Eſſen hätte loben ſollen; auch geſteht Ammian, daß er die Einwohner von Antiochien ſchlimmer als ſie waren abgeſchildert habe. Aber dennoch iſt es gewiß, daß ihre Sitten gröſtentheils ſehr verdorben waren, und immer muß man es Großmuth oder rühmliche Nachſicht nennen, wenn Julian ihre Schmähreden bloß mit den Waffen eines Schriftſtellers beſtraft.

Einige Beyſpiele aus dieſer Schrift werden ſie noch genauer kennen lehren. Um mit meinem Geſichte den Anfang zu machen, ſagt Julian, ſo hat mir freylich die Natur wenig Schönheit verliehen: und ich ſelbſt habe noch aus einer finſtern und mürriſchen Gemüthsart dieſen langen Bart hinzugefügt, um mein Geſicht gleichſam zu beſtrafen, weil es nicht ſchöner iſt. Ich dulde auch Läuſe in dem Barte, welche wie die wilden Thiere in einem Walde herumlaufen: und ich darf weder ſtarck eſſen noch trincken, damit ich nicht unvermerckt einige Haare mit hinunter ſchlucke. Ich könnte mein Kinn eben ſo glatt machen, wie ihr es bis in euer Alter thut; aber mein Kopf iſt ſogar eben ſo wild, und wird ſelten geſchoren, ſo wie ich auch meine Nägel ſelten abſchneide, und faſt ſchwarze Finger vom Gebrauch der Feder habe. Wenn ihr auch geheimere Umſtände wiſſen wollt, ſo iſt meine Bruſt eben ſo rauch als bey einem Löwen. Meine Lebensart iſt nicht weniger hart: ich bin thöricht genug, die Schauplätze gar nicht zu beſuchen, und ſo unempfindlich, daß ich nur beym Anfange des Jahrs ein Schauſpiel an meinem Hofe aufführen laſſe; ich habe keine Güter, ob ich gleich ein großer König heiße, und alle meine übrige Sitten ſind gerade das Widerſpiel von einer ſo zärtlichen Stadt. Allein das geſchieht nicht eurentwegen: ſchon von meiner Jugend an habe ich aus einem groben und einfältigem Vorurtheil meinen Bauch bekriegt. Die bäuriſchen Gallier konnten mich wohl vertragen; aber eine ſo reiche und glückliche Stadt, wo ſo viele Tänzer und Flötenſpieler, mehr Comoedianten als Bürger ſind, muß mir freylich eine ſolche Aufführung verargen. — Wie haſt du wohl glauben können, ſo fragt er ſich ſelbſt im Nahmen der Antiochener, daß

ſich

ſich dein rauhes unfreundliches Weſen mit der hieſigen Weichlichkeit vereinigen laſſe? Du irrſt ſehr, wenn du denckſt, daß man ſeinen Geiſt durch eine kluge Mäßigung zieren müſſe. Denn erſtlich wiſſen wir nicht, was dieſe Tugend ſey; und wenn ſie, nach deinem Betragen zu urtheilen, darinne beſtehen ſollte, daß man den Göttern und den Geſezen diene: ſo bringſt du dich und uns ins Verderben, weil wir nicht einmal das Wort dienen hören können, und in allen Stücken frey ſeyn wollen. Was vor eine Verſtellung iſt nicht dieſes, daß du den Nahmen eines Herrn verwirfſt, und uns gleichwohl nöthigſt, der Herrſchaft der Obrigkeit und der Geſeze unterworfen zu ſeyn? Ganz unausſtehlich iſt es, daß du die Reichen in den Gerichten zwingſt beſcheiden zu ſeyn, und den Armen die Freyheit zu verleumden nimmſt. Dadurch aber richteſt du uns zu Grunde, daß du der Schaubühne und den Tänzern den Abſchied giebſt. Du erweiſeſt uns weiter nichts Gutes, als jene verhaßte Strenge, die wir nun ſieben Monathe lang dulden: und wir haben daher unſere Wünſche und unſer Gebet um Befreyung von ſo vielem Elende den alten Weibern aufgetragen, welche ſich fleißig bey den Gräbern der Verſtorbenen aufhalten; — vermuthlich eine Spötterey über die Ehrerbietung, welche die Chriſten den Märtyrern erwieſen. Auf eine ähnliche Art läßt ſich Julian ſeine häuffige Beſuchung der Tempel, die ſtrenge Erziehung, deren er genoſſen hatte, und nebſt vielem anderm ſelbſt ſeine Wohlthaten gegen die Einwohner von Antiochien als unverzeihliche Fehler vorrücken. Ihnen macht er dagegen hin und wieder einige ziemlich ernſthafte Vorwürfe, die von dem herrſchenden Tone der ganzen Schrift mercklich abweichen. Am Schluß derſelben

bekennt er, ſich alles Uebel ſelbſt verurſacht zu haben, weil er Undanckbaren Gutes erzeigt hätte; dieſes, ſezt er hinzu, werde ihn künftig vorſichtiger gegen ſie machen; ihnen aber möchten die Götter die Gewogenheit und Ehre, die ſie ihm öffentlich erwieſen hätten, vergelten.

Weit gefehlt jedoch, daß dieſe ſeltſame Schuzſchrift die Abſicht Julians erreicht hätte; ſo ſcheint ſie die ehemaligen Spottreden gegen ihn vielmehr wieder aufgeweckt zu haben. Er erfuhr ſolches; hielt aber den Unwillen, den er darüber empfand, bey ſich zurück. Vielleicht merckte er jezt, daß er mehr wizig als überlegt und ſcharfſichtig geſchrieben habe. Mitten unter der gezwungenen Demüthigung und einem erniedrigenden Geſtändniß, das er ablegte, ſchimmerte doch die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, und die hohe Meinung von ſeinen Vorzügen überall hervor. An Statt das Lächerliche zu vermeiden, das man an ihm zu finden glaubte, zeigte er es ſelbſt von einigen Seiten: denn es war vergebens, ſeine Spötter zu bereden, dasjenige, was er vor ehrwürdig oder anſtändig hielt, mit gleichen Augen zu betrachten. Etwas mehr Herablaſſung zu ihren Neigungen würde ihm vermuthlich eher als alles andere einen Theil ihrer Liebe erworben haben. Er, lauter Ernſt und Strenge, immer voll von ſeiner Philoſophie und von der Begierde etwas ausnehmendes zu verrichten; ſie hingegen nur bemüht, ihr Leben vergnügt zuzubringen, und gewohnt über alles flüchtig wegzuſehen: ſo mußten ſie einander beynahe ſtets mißfallen. Eigentlich wählte zwar Julian nicht übel Satyre gegen Satyre; aber wo Haß und Erbitterung zum Grunde liegen, wie bey ſeinen Tadlern, da dringen keine Spöttereyen durch. Dieſer

ſer unauslöſchliche Abſcheu, den ſie gegen ihn gefaßt hatten, rührte bloß von der verſchiedenen Religion her, zu der er ſich bekannte. Wäre er ein Chriſt geweſen, ſo würde ihn eben der lange Bart und die harte, ſonderbare Lebensart, die ihnen zu luſtigen Einfällen dienten, ohngefähr wie die Mönche und Einſiedler, bey ihnen zum Heiligen gemacht haben. Gegen einen heydniſchen Fürſten aber vergaßen ſie die Ehrerbietung, die ſie ihm ohngeachtet ſeiner Fehler und feindſeeligen Geſinnungen ſchuldig waren.

Neben den Spöttereyen, Verordnungen und zum Theil Gewaltthätigkeiten welche Julian wider die Chriſten anwandte, fiel er auch auf andere, wenigſtens wohl ausgeſonnene Mittel, entweder der heydniſchen Religion Vorzüge vor der chriſtlichen zu verſchaffen, oder dieſe leztere gar zu ſtürzen. Er hatte gefunden, daß die tugendhaften Sitten der chriſtlichen Lehrer, und ſo viele rühmliche Anſtalten ihrer Kirche, derſelben ungemeinen Ruhm und Beyfall erworben hatten; den Heyden hingegen konnten darüber große Vorwürfe gemacht werden, daß es ihnen daran gröſtentheils mangelte. Daher ſuchte er ſeinen Glaubensgenoſſen auch dieſe Vortheile zu geben, da ſie ſchon in dem Beſize des gröſten waren, ihn zum eifrigſten Freunde zu haben. Man hat noch ein Schreiben, das er an den Oberprieſter von Galatien Arſacius in dieſer Abſicht geſandt hat: es verdient hier ganz zu ſtehen. „Daß die heydniſche Religion, ſo fängt er daſſelbe „an, nicht nach unſerm Wunſche ihren Fortgang „hat, daran ſind ſelbſt ihre Bekenner Schuld. Die „Gaben der Götter ſind herrlich, groß und vor„trefflicher, als man bitten oder hoffen könnte.

„Was ich ſage, mag die Nemeſis (eine Göttinn, wel„che die Uebermüthigen beſtrafen ſollte) wohl auf„nehmen! Wenige Zeit vorher hätte ſich niemand „erkühnt, eine ſo große Veränderung zu wünſchen. „Warum ſcheinen wir uns aber hieran zu begnügen, „und ſehen nicht vielmehr auf dasjenige, wodurch „die gottloſe Religion der Chriſten ſo ſehr zugenom„men hat: theils auf ihre Leutſeeligkeit gegen Frem„de, (oder ihre Gaſtfreyheit;) theils auf ihre Sorg„falt die Todten zu begraben; theils auf ihre ver„ſtellte Ehrbarkeit des Lebens? Jedes dieſer Din„ge müſſen wir, wie ich glaube, in der That ausü„ben. Es iſt auch nicht genug, daß man ſich hier„inne anſtändig bezeigt; ſondern ich verlange, daß „du alle Prieſter in Galatien entweder durch Dro„hungen oder durch Ueberredung zu einem ſittſa„men Leben bringeſt, oder ſie ihres prieſterlichen „Amtes entſezeſt, wenn ſie nicht mit ihren Wei„bern, Kindern und Bedienten den Dienſt der Göt„ter fleißig beobachten. Sie ſollen auch nicht zuge„ben, daß die Knechte, Kinder oder Weiber der „Galiläer, ſich unehrerbietig gegen die Götter auf„führen, und die Gottloſigkeit der Frömmigkeit vor„ziehen. Weiter ermahne einen jeden Prieſter, daß „er ſich bey den Schauſpielen nicht einfinde, in keiner „Schencke trincke, noch irgend eine ſchändliche „Kunſt oder ein garſtiges Handwerck treibe. Die„jenigen, welche dir gehorchen, ehre; die widerſpän„ſtigen aber beraube ihrer Stelle. In jeder Stadt „lege viele Gaſthäuſer an, damit die Fremden un„ſerer gütigen Neigung genießen: und nicht bloß „unſere Religionsverwandte, ſondern auch andere, „wenn ſie Geld bedürfen. Ich bin vor der Hand „auf Mittel bedacht geweſen, durch welche du dieſes „ausführen könneſt. Denn ich habe befohlen, daß

„jährlich

„jährlich in Galatien dreyßigtauſend Scheffel Wei⸗
„tzen und ſechszigtauſend Maaß Wein hergegeben
„werden ſollen. Der fünfte Theil davon ſoll den
„Dienern der Prieſter; das übrige aber den Frem⸗
„den und Bettelnden ertheilt werden. Denn es
„iſt ſchändlich, daß, da unter den Juden niemand
„bettelt, und die gottloſen Galiläer nicht allein ihre,
„ſondern auch unſere Bettler ernähren, die unſri⸗
„gen der Hülfe zu entbehren ſcheinen, die ihnen
„von uns geleiſtet werden ſollte. Belehre daher
„die Heyden, daß ſie freywillig zu dieſer Abſicht
„Geld hergeben, und ihre Dörfer, daß ſie den Göt⸗
„tern die Erſtlinge der Früchte darbringen: gewöh⸗
„ne ſie an dieſe Gutthätigkeit, und erzähle ihnen,
„daß wir ehemals dieſe Anſtalten geſtiftet haben.
„Denn Homerus legt dem Eumäus folgende Wor⸗
„te in den Mund: Wenn irgend ein ſchlechter
„Fremdling zu mir kommen ſollte, ſo würde ich ihn
„nicht übel empfangen; denn ſie kommen alle vom
„Jupiter, reiche und arme; meine Gabe iſt gering,
„aber liebreich. Wir wollen alſo nicht zulaſſen,
„daß uns andere durch die Nachahmung unſers
„Guten übertreffen, und wir durch unſere Nachläſ⸗
„ſigkeit beſchämt werden; oder vielmehr, daß es
„das Anſehen gewinne, als wenn wir Verräther an
„der Verehrung der Götter werden wollten. Ich
„werde mich ſehr freuen, wenn ich höre, daß du
„dieſes fleißig beſorgſt. Die Statthalter beſuche
„ſelten in ihrem Hauſe; deſto öfter aber ſchreibe Brie⸗
„fe an ſie. Wenn ſie in die Stadt kommen, ſoll
„ihnen kein Prieſter entgegen gehen; ausgenom⸗
„men, wenn ſie ſich in die Tempel der Götter be⸗
„geben, und auch daſelbſt nur im Vorhofe. Bey
„dieſem ihrem Eingange ſoll kein Soldat vor ihnen
„hergehen, und wer da will, hinter ihnen hergehen.
„Denn

„Denn ſobald einer von ihnen den Tempel betre-
„ten hat, ſo wird er eine Privatperſon, weil du
„ſelbſt, wie du wohl weißt, über alle, welche ſich
„darinn befinden, die Aufſicht führſt: und dieſes
„fordert auch das Geſez der Götter. Diejenigen,
„welche dir gehorchen, ſind würcklich fromm; die
„ſich aber dir aus Stolz widerſezen, ſind Prahler
„und auf eine eitle Art ehrbegierig.„ Julian en-
digt ſein Schreiben mit einer Erklärung über die
Einwohner von Peßinus, die man bereits oben
(S. 301.) geleſen hat.

Dieſe ſeine Bemühungen, die Religion, die
Tempel und Götzenprieſter der Heyden ehrwürdi-
ger zu machen, waren in der That ein ſtillſchwei-
gendes erzwungenes Bekenntniß, daß die Chriſten,
deren Beyſpiel er zur Nacheiferung empfielt, nicht
ſo gottlos geweſen ſind, als er ſie gerne wollte an-
geſehen wiſſen. Ihre Feinde ſelbſt alſo fanden ih-
re Religionsanſtalten nachahmungswürdig: und die-
ſes gieng noch viel weiter. Es iſt noch ein großes
Stück von einer Rede oder einem Schreiben des
Kayſers übrig, worinne er weitläuftige Vorſchrif-
ten über die Sitten und Pflichten eines heydniſchen
Prieſters ertheilt, auch demſelben jede Ehrerbie-
tung zu erweiſen befiehlt. „Die Prieſter, ſchreibt
er unter andern, müſſen ſich nicht allein vor allen
laſterhaften Handlungen, ſondern auch vor unzüchti-
gen Reden und muthwilligen Scherzen hüten. Sie
dürfen nicht den Archilochus oder Hipponax, noch
auf eine ähnliche Art geſchriebene Schauſpiele, ſon-
dern Philoſophen, und unter dieſen wieder ſolche
leſen, deren Schriften liebenswürdige Begriffe von
den Göttern machen, und Frömmigkeit einflößen.
Einige unter unſern Dichtern hatten eben dieſes ge-
lehrt;

lehrt; allein man hat ſie verachtet; da hingegen die Jüdiſchen Propheten, welche dieſe Lehren mit völliger Gewißheit behauptet haben, von den unglücklichen Galiläern bewundert werden. Wir müſſen auch keine erdichtete am wenigſten Liebes-Geſchichten leſen, (er zählt ſich ſelbſt mit Rechte unter die heydniſchen Prieſter, als den Hohenprieſter dieſer Religion,) ſondern bloß wahre, weil jene die Begierden zu heftig entzünden. Die Lehrſäze der Epikureer und Pyrrhonier dürfen bey uns gar keinen Zugang finden: ſehr wohl haben die unſterblichen Götter dieſe Sekten aufgehoben, ſo daß auch ihre meiſten Bücher verloren gegangen ſind. Wir müſſen ſelbſt böſe Gedancken vermeiden. Es müſſen daher Lobgeſänge der Götter auswendig gelernt werden, deren es viele und ſchöne giebt; beſonders ſolche, die beym Gottesdienſte geſungen werden: denn ſie ſind von den Göttern ſelbſt eingegeben worden. Der Prieſter muß öffentlich und insgeheim oft zu den Göttern beten; wenigſtens zweymal bis dreymal des Tages. Wenn ihn die Reihe der Amtsverrichtungen im Tempel trifft, ſo darf er denſelben gar nicht verlaſſen, und muß ſich auf die ſtrengſte Art reinigen und vorbereiten; iſt aber dieſe Zeit vorbey, ſo kann er ſeine Freunde wieder beſuchen, auch bey dem Statthalter ſich der Armen annehmen. Im Tempel muß er die prächtigſten Kleider tragen; außer demſelben aber nur gemeine, damit jener heilige Schmuck nicht befleckt, noch der Prieſter zum Stolze verleitet werde. Mit Schauſpielern und Tänzern darf er gar keine Gemeinſchaft haben. Ueberhaupt müſſen die rechtſchaffenſten Männer in einer Stadt zu Prieſtern gewählt werden: beſonders ſolche, die vor allen andern Gott und die Menſchen lieben; ſie mögen nun arm oder reich ſeyn. Von der Ehrfurcht gegen

Gott

Gott iſt es ein Merckmal, wenn jemand alle, mit denen er umgeht, zur Frömmigkeit gegen die Götter anführt. Die Menſchenliebe aber erkennt man daran, wenn er von einem geringen Vermögen den Armen gerne etwas mittheilt, und an ſehr vielen ſeine Freygebigkeit ausübt. Hierauf muß man beſonders Acht haben, und dieſem Umſtande abzuhelfen ſuchen. Denn weil die Armen von den Prieſtern vernachläßigt wurden, haben die gottloſen Galiläer, welche ſolches bemerckten, ſich dieſer Art von Menſchenliebe deſto mehr befleißigt, und unter dem Schein einer guten Handlung ein ſehr ſchlimmes Mittel ergriffen. So wie diejenigen, welche Kinder in ihre Gewalt zu bekommen ſuchen, ſie durch Kuchen an ſich locken: ſo machen die Galiläer mit ihren Agapen oder Liebesmahlen den Anfang, die Gläubigen zur Gottloſigkeit zu verführen.„

Daß Julian ſchlau gegen die Chriſten verfuhr, und ſie gleichſam mit ihren eigenen Waffen zu beſtreiten ſuchte, kann ihm eben nicht verargt werden; aber überall blickt auch ſeine ungemeine Erbitterung wider dieſelben, und ein Hang, alles, was ſie thaten, übel auszulegen, hervor. Gleichwohl gefielen ihm ſo viele ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche. Er war Willens, die innere Einrichtung ihrer Kirchen in den Tempeln der Heyden einzuführen; unter dieſen ebenfals einen öffentlichen Unterricht über die Religion, beſtimmte Tage und Stunden zum Gebete, Klöſter für beyderley Geſchlechter, Armenhäuſer, und dergleichen mehr, anzuordnen. Eben dieſen Vorſaz hatte er in Anſehung der bey den Chriſten gewöhnlichen Kirchenbuße gefaßt: man lieſet ſogar noch eines ſeiner Schreiben an einen heydniſchen

niſchen Prieſter, in welchem er denſelben wegen eines begangenen Verſehens, auf drey Monathe ſeines Amtes entſezt. Vor allen aber bewunderte er die ſogenannten canoniſchen oder kirchlichen Briefe, die von den Biſchöfen mit gewiſſen nur unter ihnen bekannten Kennzeichen ausgefertigt wurden, und den reiſenden Chriſten dazu behülflich waren, daß ihre Glaubensgenoſſen ſie in allen Gegenden der Welt auf die gütigſte Art bewirtheten. In einem Schreiben an den Theodorus, Oberprieſter in klein Aſien, vergleicht der Kayſer auch unter andern die Sitten der Chriſten und Heyden zum offenbaren Vortheil der erſtern mit einander. Er geſteht, daß die Bereitwilligkeit der Chriſten, für ihre Religion zu ſterben, bey den Heyden nicht anzutreffen ſey, und daß ſie den höchſten wahren Gott verehrten, den auch die Heyden unter mancherley Nahmen anbeteten; aber nur darinne, glaubt er, irrten die Chriſten, daß ſie die übrigen Götter keiner Ehrfurcht werth ſchäzten.

Vermuthlich würden alle von den Chriſten geborgte Einkleidungen, wenn ſie Julian bey der Religion, dem Gottesdienſte und den Prieſtern der Heyden zu Stande gebracht hätte, dieſen wenig Ehre oder Nuzen verſchafft haben. Da ihr Muſter und Urſprung nicht verdeckt werden konnte, ſo war es eine ſiegende Bemerckung für die Chriſten, daß eben diejenigen, von welchen ſie verachtet und verfolgt wurden, ſie zugleich nachahmten, ohne doch die Heiligkeit ihrer Religion erreichen zu können. Denn würcklich mochte man den Dienſt der Götter ausſchmücken, verehrungswürdig und beliebt machen, ſo ſehr es immer möglich war; er blieb doch nur ein unreiner Zuſammenfluß von Fabeln und Einfällen;

fällen; ein Gebäude, in welchem man keinen ſichern Schritt thun konnte, weil der Grund deſſelben niemals einige Feſtigkeit gehabt hatte, und ihrer nicht einmal fähig war. Außerdem war auch der unveränderliche Unterſcheid ſehr wichtig, zwiſchen einer Religion, welche ſelbſt ihren Dienern Tugend und Gottſeeligkeit auflegte, und durch alle Arten von Erleichterung empfol, und zwiſchen einer ſolchen, wie die heydniſche war, deren Grundſäze ſogar die Laſter begünſtigten, auf die alſo der Ruhm nicht zurückfiel, den ihre Verehrer durch eine gezwungene Sittſamkeit erlangten.

Von einem andern Mittel zur Aufnahme des Heydenthums hat ſich Julian ohne Zweifel weit mehr verſprochen: von ſeiner Schrift wider die chriſtliche Religion. An ſich betrachtet war dieſer Angriff einem Philoſophen anſtändiger, als ſo viele andere gewaltſame, oder argliſtige Anſtalten, durch welche er dem Chriſtenthum zu ſchaden hoffte. Die heydniſchen Gelehrten, Celſus und Hierocles, auch Porphyrius, der ehemals ſelbſt ein Chriſt geweſen zu ſeyn ſcheint, hatten ſchon ähnliche Bücher aufgeſezt; aber ohne eine beträchtliche Würckung. Meiſtentheils kannten dieſe Schriftſteller den Glauben der Chriſten zu wenig, als daß ſie nur die erſte Fähigkeit zur Widerlegung deſſelben gehabt hätten: ihre Spötterenen trafen daher auch deſtoweniger das vorgeſezte Ziel. Allein wenn Julian eine Religion beſtritt, mit welcher er ſo wohl bekannt war, und welcher er eine nicht mehr, wie zu den Zeiten jener Schriftſteller herrſchende, ſondern faſt zu Boden geſtürzte Religion vorgezogen hatte, ſo konnte man wichtige und ernſthafte Gründe erwarten. Er ſchrieb dieſes Werck in den Winterabenden, die er

zu Antiochien zubrachte: von Philoſophen umgeben, und vielleicht auch mit einigem Beyſtande derſelben, ſo weit ein Herr von ſo großen Gaben deſſelben benöthigt war. Die Chriſten beantworteten es nicht ſogleich: entweder weil ſie es verachteten, und glaubten, diejenigen Schriften, welche ſie jenen ältern Feinden des Chriſtenthums entgegen geſezt hatten, wären auch für dieſen hinlänglich; oder weil ſie ihre eigenen Streitigkeiten unter einander und andere Umſtände daran hinderten. Würcklich hatte auch ſchon ehemals Apollinaris ein Buch wider den Kayſer und die heydniſchen Philoſophen bloß aus Beweiſen der Vernunft verfertigt; allein Julian ſpottete darüber, indem er es den anſehnlichſten Biſchöfen mit den Worten zuſchickte, die eine Art von Wortſpiel in ſich faßten: „Ich habe „es geleſen, unterſucht und verurtheilt.„ Vierzig Jahre nach Julians Tode ohngefähr fieng man an, ſein Werck in beſondern Schriften zu widerlegen. Die berühmteſte derſelben ſchreibt ſich vom Cyrillus, Patriarchen von Alexandrien, her: darinne ſind auch viele Abſäze des gedachten Wercks aufbehalten worden, das man keineswegs hätte unterdrücken oder untergehen laſſen ſollen. Doch ſelbſt dieſe Ueberbleibſale ſind für die Nachkommenſchaft lehrreich.

„Es ſcheinet dienlich zu ſeyn, ſagt er gleich im „Anfange, allen Menſchen die Urſachen anzuzei„gen, warum ich glaube, daß die Religionswiſ„ſenſchaft der Galiläer eine gottloſe menſchliche „Erdichtung ſey, die nichts Göttliches in ſich be„greift, ſondern ſich Fabeln bedient, und die kindi„ſche Einbildungskraft überredet hat, wunderbare „Erzählungen an Statt der Wahrheit anzunehmen. „Da ich aber von allen ihren Lehren handeln will,

„ſo muß ich vorher erinnern, daß diejenigen, welche „mir widerſprechen wollen, wie vor Gerichte, nichts „ſagen dürfen, was nicht zur Sache gehört, noch „weniger Gegenbeſchuldigungen vorbringen, ehe ſie „ſich gegen die Vorwürfe vertheidigt haben.„ Er geſtehet, daß die Griechen unglaubliche und ſeltſame Fabeln von den Göttern erſonnen haben. Aber er glaubt doch, daß, wenn man die Erzählungen des Moſes und Plato von der Schöpfung der Welt mit einander vergleiche, der leztere gewiß den Vorzug gewinnen werde. Moſes ſage nichts von der Schöpfung des Abgrundes, der Finſterniß und des Waſſers; auch nicht wie Engel hervorgebracht worden: er laſſe Gott nur körperliche Dinge bilden. Plato hingegen laſſe den höchſten Gott die Götter der Götter anreden, das heißt die unſichtbaren Weſen, welche in und mit ihm vorhanden ſind, und die durch die ſichtbaren Götter, Sonne, Mond, Sterne und Himmel, abgebildet werden; und ihnen laſſe er Gott befehlen, nachdem er ſelbſt das Unſterbliche geſchaffen, nunmehr auch das Sterbliche, nemlich Menſchen, Thiere und Pflanzen hervorzubringen. Da jedermann beym Beten die Hände gen Himmel erhebe, auch Schwörende ihre Augen dahin richteten, ſo ſey dieſes ein Beweis, daß man den Himmel und die Geſtirne auch vor Götter halte, zumal weil ſie gar keiner Veränderung unterworfen wären. Er findet es weiter ſonderbar, daß Eva, die Gott dem Adam zur Gehülfinn gegeben, ihm vielmehr zum Unglück geworden ſey; gleichſam als wenn Gott dieſes nicht hätte vorher wiſſen können. Und in was vor einer Sprache, fragt er, hat wohl die Schlange mit ihr geredet? Wodurch unterſcheidet ſich dieſes wohl von den Fabeln der Griechen? Wie ungereimt iſt es nicht zu behaupten, Gott ha-

be den Menſchen die Kenntniß des Guten und Böſen verboten, da ſie doch ohne dieſelbe immer Thoren hätten bleiben müſſen. Außerdem, ſagt er, ſtelle Moſes Gott neidiſch vor, der die Menſchen aus dem Paradieſe vertreibe, ſobald ſie klug geworden wären. Was in der Schöpfungsgeſchichte noch richtig ſey, wäre von den Heyden geborgt worden. Moſes hätte auch von dem Geiſte Gottes etwas hinzugeſezt; aber nicht gemeldet, ob dieſer ungeſchaffen oder gemacht wäre.

Eben dieſen Schriftſteller tadelt Julian, daß er den Schöpfer der Welt bloß für das jüdiſche Volck Sorge tragen laſſe; der übrigen Völcker aber, und von was vor Göttern ſie regiert würden, gar nicht gedencke. Jeſus von Nazareth und der größeſte aller Betrüger Paulus habe dieſes gleichfals gelehrt. Zwar hätte der leztere nach ſeiner unbeſtändigen Lehrart verſichert, Gott ſey auch der Heyden Gott. Aber wenn dieſes wahr ſey, könnte man ihn fragen, warum denn Gott den Juden allein Propheten und Wunder ertheilt, warum er alle Völcker bis auf ein einziges geringes, das erſt vor zweytauſend Jahren einen Theil von Paläſtina eingenommen, ſo viele Jahrhunderte in einer ſo tiefen Unwiſſenheit gelaſſen habe. Es ſey auch eine partheiſche Vorſtellung, Gott einen Eiferer zu nennen, der die Sünden der Eltern an den Kindern ſtrafe. Weit vernünftiger ſey die Lehre der Heyden, daß der Schöpfer der Welt zwar der gemeinſchaftliche Vater und König der Menſchen ſey; aber die Völcker und Städte beſondern Göttern zur Regierung übergeben habe, aus deren verſchiedenen Gaben und Kräften ſich auch der Unterſcheid in den Fähigkeiten der Völcker herleiten laſſe.

Auch von der Verſchiedenheit der Sprachen gebe Moſes eine ſehr fabelhafte Urſache an, die man mit demjenigen vergleichen könne, was Homerus von den Rieſen erzähle, welche drey Berge über einander thürmten, um in den Himmel dringen zu können. Es ſey unmöglich, daß das ganze menſchliche Geſchlecht eine Stadt aufbaue, die bis an den Himmel reiche. Gleich widerſinnig ſey es zu glauben, daß Gott ſich vor den Unternehmungen der Menſchen gefürchtet habe, wenn ſie einmüthig und im Gebrauch Einer Sprache ſich den Weg in den Himmel bahnen könnten; daß er deswegen ſich auf die Erde habe begeben müſſen, um eine Sprachenverwirrung hervorzubringen, als wenn er es nicht auch im Himmel hätte thun können. Uebrigens rede Moſes nur von der Entſtehung der Sprachen; aber von dem weit wichtigern Urſprunge der Geſeze und Sitten bey den Völckern, ſage er gar nichts. Aus dieſem allem müſſe man ſchließen, daß der Gott, von welchem Moſes rede, bloß über das Jüdiſche Land die Aufſicht geführt habe. Und eben dieſer Geſchichtſchreiber gebe dadurch, daß er erzählt, es wären neben dem Schöpfer noch andere auf die Erde herabgekommen, eine Mehrheit der Götter zu erkennen.

Hierauf beurtheilt Julian die Geſeze und andere Nachrichten Moſis mit gleicher Härte. Was in den zehn Geboten enthalten iſt, ſagt er, wird bey allen Völckern beobachtet, wenn man die beyden Vorſchriften ausnimmt: Du ſollſt keine andern Götter anbeten, und: Gedencke des Sabbaths! Durch den Zuſaz aber zu der erſten Vorſchrift: Gott iſt ein Eiferer, legt Moſes Gott tadelhafte menſchliche Leidenſchaften bey. Wenn andere Göt-

ter wider den Willen Gottes verehrt werden: ſo fehlte ihm entweder die Macht ſolches zu verhindern, welches gottloß ſeyn würde zu ſagen; oder der Wille, wie wir gerne zugeben. Will Gott aber niemanden außer ſich angebetet wiſſen, warum betet ihr denn dieſen Sohn an, den er nie vor den ſeinigen erkannt hat? Sehr unanſtändig ſind auch der Zorn und die Rachbegierde, welche Gott zugeſchrieben werden, da er wegen eines Hauffens Verbrecher, die von den Moabitern verführt wurden, ſo viele tauſend Iſraeliten umbrachte, und oft das ganze Volck vertilgen wollte. Die griechiſchen Geſezgeber und die Römer ſelbſt ſind gegen Miſſethäter weit gelinder. Und an Statt daß die Juden an Gott den hitzigſten Zorn zur Nachahmung vorgeſtellt ſehen, lehren uns die Philoſophen, die Götter durch eine von allen Leidenſchaften freye Betrachtung der Dinge nachzuahmen. Gott hat ſo wenig für die Juden allein geſorgt, daß er uns vielmehr weit vortrefflichere Dinge verliehen hat als ihnen, nemlich Gelehrſamkeit, Künſte, Tapferkeit, und andere Gaben. Wir können ein ganzes Volck von Philoſophen, Künſtlern und Geſezgebern aufſtellen, und die Iſraelitiſchen Könige ſind gegen unſere berühmten Fürſten ſehr unbeträchtlich.

Da er hievon Gelegenheit nimmt, aus der älteſten heydniſchen Geſchichte Beyſpiele von dieſer Art anzubringen: ſo vergleicht er mit denſelben den Heyland der Welt. „Jeſus, ſchreibt er, iſt ſeit „ohngefähr dreyhundert Jahren bekannt worden, „nachdem er wenige von euch, und darunter ge„rade die ſchlechteſten, überredet hatte. In ſeinem „ganzen Leben hat er gar nichts merckwürdiges ver„richtet: man müßte es denn vor große Thaten hal-

„ten, Lahme und Blinde zu heilen, und die Beſeſ„ſenen in den Flecken Bethſaida und Bethania zu „beſchwören.„ Nachdem er die Stiftung Roms erzählt hat, verſichert er, Jupiter habe dieſer Stadt den weiſen Numa zum Könige gegeben, der mit den Göttern vertraut umzugehen pflegte, und ihr daher Vorſchriften der Religion ertheilt habe. Den vom Himmel gefallenen Schild, und den auf dem Berge ausgegrabenen Kopf, wovon dieſer Sitz des Jupiter ſeinen Nahmen erhalten, müſſe man auch unter die wichtigen Geſchencke deſſelben rechnen. Ihr hingegen, ſo redet er die Chriſten an, ihr höchſt unglückliche Menſchen! weigert euch den Schild anzubeten und zu verehren, den Jupiter oder Mars uns als ein Unterpfand der ewigen Dauer unſerer Stadt zugeſchickt hat; gleichwohl aber betet ihr das Holz des Kreuzes an, bildet das Zeichen deſſelben an eurer Stirne ab, und mahlt es an den Eingang eurer Häuſer. Haßt man nicht billig die klügſten unter euch, oder trägt Mitleiden mit den unvernünftigſten von eurer Parthey, die euch nachfolgen, und ſich in ein ſo großes Verderben ſtürzen, ſo daß ſie die ewigen Götter verlaſſen, dagegen aber ſich zu dem Todten der Juden, ſo nennt er Chriſtum, gewandt haben.

Er findet noch mehrere große Vorzüge der Heyden vor den Chriſten. Die ſeltene göttliche Begeiſterung, ſagt er, hat bey den Juden und Egyptiern aufgehört: und ſelbſt die ächten Götterausſprüche ſcheinen an ungewiſſe Zeitpunkte gebunden zu ſeyn. Da dieſes der menſchenfreundliche Jupiter bemerckt hat, ſo hat er uns, damit wir nicht ohne alle Gemeinſchaft mit den Göttern ſeyn möchten, die Ausübung der heiligen Künſte gegeben, (er meint

meint die Weiſſagungs- und Zauberkünſte,) an welchen wir zu allem, was wir brauchen, eine hinlängliche Hülfe haben möchten. Das gröſte Geſchenck aber der Sonne und des Jupiter iſt Aeſkulapius, den Jupiter aus ſich ſelbſt gebohren hat. Dieſer iſt auf der Welt in menſchlicher Geſtalt erſchienen, und hat in allen Gegenden ſeine heilende Kraft bewieſen: noch jezt iſt er überall, und kommt nicht zu einem von uns beſonders, ſondern zu allen, beſſert die laſterhaften Seelen und die ſchwachen Körper. Was vor eines ähnlichen göttlichen Geſchencks aber können ſich die Juden rühmen, zu denen ihr von uns abgefallen ſeyd? Hättet ihr ihnen gehorcht, ſo wäret ihr nicht ganz unglücklich, zwar in einem etwas ſchlechtern Zuſtande, als da ihr euch unter uns befandet; aber doch noch in einem erträglichen. Denn ihr würdet nicht Statt vieler Götter Einen Menſchen, oder vielmehr viele elende Menſchen, (er zielt auf Chriſtum und die Märtyrer) verehren. Zwar würdet ihr unter einem harten, rauhen und barbariſchen Geſeze leben; aber euer Gottesdienſt würde doch heiliger und unſchuldiger ſeyn. Ihr wißt nicht einmal, ob ſie an die Heiligkeit gedacht haben, ſondern ihr ahmt nur ihre Wuth in der Zerſtörung der Tempel und Altäre nach. Nicht nur diejenigen habt ihr umgebracht, welche bey ihrem väterlichen Gottesdienſte geblieben ſind; auch ſelbſt die Kezer, welche einerley Irrthum mit euch zugethan ſind, aber nicht eben ſo wie ihr den Todten beweinen. Dieſe Aufführung iſt euch jedoch ganz eigen. Denn weder Jeſus noch Paulus haben euch etwas dergleichen befohlen. Die Urſache iſt dieſe, weil ſie nicht einmal gehofft haben, daß ihr jemals ſo mächtig werden würdet. Denn ſie ſelbſt begnügten ſich daran, Mägde und Knechte, und

 durch

durch dieſe wieder Frauen und Männer, wie den Cornelius und Sergius, zu betrügen. Hat einer von ihnen unter die anſehnlichen Perſonen dieſer Zeit gehört, nemlich unter der Regierung des Tiberius und Claudius, ſo möget ihr mich überhaupt einen Lügner nennen.

Wie kommt es, fragt Julian die Chriſten weiter, daß ihr mit Verachtung unſerer Götter zu den Juden übergelauffen ſeyd? Etwan deswegen, weil die Götter Rom zur Beherrſcherinn der Welt gemacht, den Juden hingegen auf eine kurze Zeit die Freyheit, und bald eine beſtändige Knechtſchaft unter auswärtigen Völckern zugetheilt haben? Abraham lebte in fremden Ländern, Jacob diente bis in ſein Alter verſchiedenen Nationen; in Egypten waren die Juden Knechte; in Paläſtina haben ſie ihre Verfaſſung eben ſo oft verändert, als der Chamäleon ſeine Geſtalt. Nachdem ſie etwas über vierhundert Jahre unter ihren Königen in ihrem Lande gelebt hatten, ſind ſie unter die Gewalt der Aſſyrier, der Meder, der Perſer, und endlich in die unſrige gerathen. Jeſus war einer von des Kayſers Unterthanen: denn er wurde bey der Schatzung unter dem Cyrenius mit aufgezeichnet. Was hat er aber, nachdem er gebohren worden, ſeinen Anverwandten vor Gutes gethan? Sie haben ihm, ſagt man, nicht gehorchen wollen. Wie hat denn dieſes hartnäckige Volck dem Moſes gehorcht? Jeſus aber, der den Geiſtern gebot, und auf dem Meere herumgieng, und die Teufel austrieb, und Himmel und Erde geſchaffen hat, wie ihr behauptet, (denn Johannes allein hat dieſes, und nicht einmal recht deutlich, geſagt,) dieſer hat gleichwohl die Geſinnungen der Menſchen nicht zum Beſten ſeiner Freun-

de

de und Anverwandten wenden können. Welches von beyden iſt nun beſſer? über die Welt herrſchen? oder andern unterthänig ſeyn? Auch die weniger bekannten heydniſchen Fürſten ſind bewundernswürdiger als alle berühmte Männer, welche die Juden jemals gehabt haben. Dieſe leztern haben ſtets eine ſchlechte Staatsverfaſſung gehabt, und nie iſt die Gelehrſamkeit bey ihnen in Aufnahme gekommen. Wer kann den weiſeſten Salomo mit einem Phocylides oder Socrates vergleichen? Es heißt zwar, er ſey in dem Dienſte Gottes geübt geweſen. Allein hat er nicht unſere Götter verehrt? und hat ihn nicht ein Weib betrogen? Wenn dieſes iſt, ſo nennt ihn weiter keinen Weiſen.

Nun verfällt er auf ſeinen alten Vorwurf gegen die Chriſten. Warum koſtet ihr die griechiſche Gelehrſamkeit, ſchreibt er, wenn ihr an dem Leſen eurer Schriften genug habt? Jene hättet ihr vielmehr den Menſchen verbieten ſollen, als das Eſſen des Götzenopfers. Denn dieſes ſchadet demjenigen nichts, der es iſſet, wie auch Paulus ſagt. Aber das Gewiſſen des Bruders, der es ſieht, wird, wie ihr ſagt, dadurch geärgert. O ihr klugen Leute! Durch unſere Gelehrſamkeit wird jeder Menſch, der gute Gaben beſizt, von eurer Gottloſigkeit abgezogen. Eure Wiſſenſchaft macht niemanden zu einem tapfern oder auch nur rechtſchaffenen Manne; durch die unſrige aber wird jedermann gebeſſert, und zu allen Lebensarten geſchickt gemacht. Laßt auserleſene Knaben von eurer ganzen Parthey ſich mit der Unterſuchung eurer heiligen Schriften beſchäftigen. Wenn dieſe bey reifern Jahren beſſer als Sclaven geworden ſind, ſo mögt ihr immer dencken, daß ich unſinnig bin. Gleichwohl ſeyd ihr ſo unvernünf-

tig, jene Schriften vor göttlich zu halten, durch welche niemand klüger und beſſer wird; ſolche aber, welche Tugend, Klugheit und Gerechtigkeit ertheilen, ſchreibt ihr dem Satan und ſeinen Verehrern zu. Die Götter lehren uns ſelbſt Künſte und Wiſſenſchaften: Aeſculapius hat mich auch oft geheilt, und mir die Arzneymittel angezeigt, wovon Jupiter Zeuge iſt. Warum ſeyd ihr alſo von uns abgetreten, da wir euch von allen Seiten überlegen ſind?

Ihr habt ohne Urſache, fährt er fort, das Geſez und die Religion der Juden verlaſſen, und ſeyd mehr von ihnen als von uns unterſchieden. Eure Gottloſigkeit iſt aus der Kühnheit der Juden, und aus der Gleichgültigkeit und Verwirrung der Heyden zuſammengeſezt. Dieſe Verwirrung habt ihr noch zu vermehren geſucht, und eure Religion nach allen Völckern und Lebensarten, nach Schenckwirthen, Zöllnern, Tänzern, und ſolchen Leuten mehr bequemt. Daß auch die erſten Chriſten Leute von dergleichen Sitten geweſen ſind, geſteht Paulus ſelbſt, indem er an die Chriſten zu Corinth ſchreibt, ſie wären ſehr laſterhaft geweſen; aber ſie wären abgewaſchen und im Nahmen Jeſu Chriſti geheiligt worden. Das Waſſer alſo, von welchem er redet, nimmt zwar den Auſſaz und andere Kranckheiten nicht weg; wohl aber Ehebruch, Diebſtahl und alle andere Sünden. Vergebens ſagen die Chriſten, ſie wären wahre Iſraeliten, und glaubten dem Moſes und den übrigen jüdiſchen Propheten. Moſes hat von Chriſto nichts geweiſſagt: er befiehlt ſehr oft, nur Einen Gott zu verehren; wenn er einen künftigen Propheten verkündigt, der ihm gleich ſeyn ſoll, ſo ſieht man eben daraus, daß er einen

Men-

Menſchen meine; und die Stelle von der Erhaltung des Scepters bey Juda, geht auf das Königreich Davids. Jeſus ſtammt nicht einmal von Juda her, ſondern er iſt aus dem heiligen Geiſt gebohren worden; ja die Chriſten haben nicht einmal das Geſchlechtsregiſter Joſephs geſchickt genug ausgeſonnen, indem Matthäus und Lucas darinne von einander abweichen. So verwirft Julian auch andere Stellen des Alten Teſtaments, welche die Chriſten als Weiſſagungen von Chriſto anſehen, und wirft ihnen vor, daß ſie mehrere Götter verehrten, ingleichen, daß ſie die Jungfrau Maria eine Gottesgebährerinn nenneten, da ſie doch nur ein Menſch ſey, und alſo Gott nicht gebähren könne. Er leugnet, daß Maria, als eine verehlichte, eine Jungfrau habe ſeyn können. Er ſucht auch zu beweiſen, daß Moſes Gott nicht Einen, ſondern viele Söhne beylege, unter welche Gott die Herrſchaft über die Völcker ausgetheilt habe.

Beſonders viel ſcheint Julian dem Einwurfe zuzutrauen, daß die Chriſten, ob ſie ſich gleich auf den Moſes berufen, doch ſehr weit von ſeiner Denckungsart abgewichen wären: in welcher Abſicht er die Geſeze deſſelben vom Opfern, ingleichen von reinen und unreinen Speiſen, nennt, auch die Erſcheinung verſpottet, welche Petrus ſah, ehe er ſich zum Cornelius begab. Es iſt falſch, ſezt er hinzu, daß Gott ein doppeltes Geſez gegeben habe, wie die Chriſten behaupten, davon das eine auf eine Zeitlang ein Vorbild des andern geweſen ſey: denn Moſes verſichert, ſein Geſez ſollte ſtets fortdauern, und dürfte nicht verändert werden; ſogar in dem Schreiben der Gemeine zu Jeruſalem an die Chriſten zu Antio-

tiochien wird geſagt, der heilige Geiſt billige die Aufhebung des Moſaiſchen Geſezes nicht.

Er beſchuldigt außerdem die Chriſten, daß ſie nicht einmal bey demjenigen geblieben wären, was die Apoſtel gelehrt hätten. Weder Paulus, noch die drey erſten Verfaſſer des lebens Jeſu, hätten ſich erkühnt, ihn Gott zu nennen; allein der gute Johannes habe ſich zuerſt unterſtanden es zu ſagen, nachdem er bemerckt hätte, daß bereits viele Leute in den griechiſchen und italiäniſchen Städten von dieſer Kranckheit wären ergriffen worden, und da er vermuthlich hörte, daß auch die Grabmahle des Petrus und Paulus verehrt würden. Dieſer habe alſo zwar geſchrieben, das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns; er habe aber nicht geſagt, wie dieſes geſchehen, und weder Jeſum noch Chriſtum genannt, ſondern ſeine leſer hintergangen, indem er erzählte, Johannes der Täuffer habe bezeugt, daß Jeſus Chriſtus Gott, das Wort ſey. Dennoch widerſpreche er ſich ſelbſt, wenn er ſage, niemand habe jemals Gott geſehen: denn dieſes ſey falſch, ſobald man glauben müſſe, daß Jeſus Chriſtus Gott ſey. Zu dieſem ſchlimmen Irrthum, fährt Julian fort, habt ihr abſcheuliche Zuſäze gemacht. Ihr habt alles mit Gräbern und Grabmahlen angefüllt; obgleich nirgends in euren Schriften verordnet wird, daß man Gräber verehren ſoll. Ihr ſeyd ſo ſchlimm geworden, daß ihr euch nicht einmal mehr an die Worte des Jeſus von Nazareth kehret, der ſelbſt die Gräber unrein genannt, und einem ſeiner Jünger verboten hat, bey dem Begräbniſſe ſeines Vaters gegenwärtig zu ſeyn. Warum wälzt ihr euch alſo um die Gräber herum? Die Urſache mag euch Jeſaias ſagen:

„Sie

„Sie ſchlafen in Grabmählern und Höhlen wegen „der Träume.„ Das haben vermuthlich eure Apoſtel nach dem Tode ihres Lehrers gethan, und künſtliche Gauckeleyen dabey vorgenommen. Julian kommt immer wieder darauf zurück, daß er beweiſen will, die Chriſten hätten die Opfer und andere Cärimonien aus dem Alten Bunde beybehalten ſollen. Unter andern behauptet er, das Opfer des Cain ſey darum von Gott verworfen worden, weil er es von Früchten, nicht von belebten Thieren gebracht hätte; daß die Beſchneidung nicht habe können aufgehoben werden, weil ſie Gott zu einem Zeichen des Bundes mit dem Abraham geſezt habe; und daß Chriſtus ſelbſt gelehrt habe, das Geſez Moſis müſſe beobachtet werden, indem er ſagte, er ſey nicht gekommen es aufzuheben, ſondern zu erfüllen. Endlich glaubt er auch darthun zu können, das Abraham der Sterndeuterey und der Wahrſagerkunſt aus dem Fluge der Vögel ergeben geweſen ſey.

So weit gehen die Stellen und Auszüge, die Cyrillus aus dem Wercke des Julian wider die Chriſten aufbehalten hat. Freylich kann man ſich daraus noch keinen ganz vollkommenen Begriff von dem Inhalte deſſelben machen. Socrates hat ſogar eine unter dieſen nicht befindliche Stelle angeführt, worinne Julian ſagt, wenn man viele menſchliche Vorſtellungen von Gott, die in der heiligen Schrift vorkommen, nicht in einem geheimen Verſtande nehme, ſo hätten ſie das Anſehen der Gottloſigkeit. Allein es iſt doch ſehr wahrſcheinlich, daß Cyrillus den merckwürdigern Theil dieſes Buchs ziemlich erſchöpft habe. Er hat zwar daſſelbe lange nicht mit gleicher Zierlichkeit des Ausdrucks, viel-

mehr

mehr oft zuredneriſch und weitſchweifig beantwortet, aber es fiel ihm auch leicht, gegen Julians Einfälle vieles zu ſagen, und in der Hauptſache des Streits iſt er faſt durchgehends glücklich. Bey einer Menge Einwürfe des Kayſers muß man ſich ungemein verwundern, daß er es der Mühe werth geachtet habe, ſie dem Chriſtenthum entgegen zu ſetzen. So wenig man leugnen kann, daß einige Stellen für ganz ungeübte Leſer einen blendenden Schein haben könnten, und die häuffige Anführung von Schriftſtellen, auch die ganze Einkleidung ihre Reizungen habe; ſo iſt es doch gewiß, daß die allermeiſten Stellen falſche Begriffe und Verdrehungen des chriſtlichen Glaubens, oder dreiſtes Leugnen wider die offenbare Wahrheit, manche eine recht merckliche Bemühung, die Abſicht der heiligen Schriftſteller nicht zu verſtehen, wieder andere bloß einen beiſſenden Witz in ſich faſſen. Nichts iſt leichter als ein ernſthaftes zuſammenhängendes Lehrgebäude bald von dieſer, bald von einer andern Seite mit Kunſtgriffen von einigem Erfolge anzugreifen, oder auch zu verſpotten. Aber es von Grunde aus niederzureißen, nachdem man alle Stützen deſſelben umgeſtürzt hat, dieſes iſt dem Julian nicht gelungen; man kann noch mehr ſagen, es iſt nicht einmal von ihm verſucht worden. Ihm ſcheint das Verhältniß der jüdiſchen und chriſtlichen Religion gegen einander gänzlich unbekannt zu ſeyn: ſo ſeltſame Forderungen thut er in Anſehung der erſtern an die Chriſten. Noch mehr als kühn behauptet er, daß kein Prophet von Chriſto geweiſſagt, und nur Ein Geſchichtſchreiber ſeines Lebens ihn vor einen Gott erklärt habe. Daß Chriſtus nichts wichtiges gethan habe, iſt ein gezwungen verächtliches Urtheil; aber der Verfaſſer widerlegt es ſogleich ſelbſt, indem er

die Wunder deſſelben geſteht. Was er flüchtig zur Verkleinerung derſelben ſagt, iſt für die Größe des Beweiſes, den die Chriſten aus denſelben herleiten, vor nichts zu achten: und eben hier würde eine genaue Prüfung aller dieſer Wunder an ihrem Platze geſtanden haben. Er hätte eben ſo wenig vergeſſen ſollen, den Unterricht ſelbſt durchzugehen, den Jeſus den Menſchen gab, und zu zeigen, daß derſelbe weder in Anſehung der Erkenntniß Gottes, noch der menſchlichen Pflichten etwas vorzügliches an ſich gehabt habe. Faſt unbegreiflich iſt es, wie Julian fabelhafte Erzählungen von den Göttern, unglaubliche Wunder, zauberiſche und weiſſagende Künſte, auch Muthmaaßungen der Philoſophen von der Schöpfung der Welt und andern Wercken Gottes, der erweislich gewiſſen jüdiſchen und chriſtlichen Geſchichte habe vorziehen können; allein faſt lächerlich kann man es nennen, daß er Moſen, den großen Feind der Abgötterey, viele Götter lehren läßt. Er fordert die Chriſten auf, einen anſehnlichen Mann anzugeben, der ihrer Religion gleich beym Urſprunge derſelben zugethan geweſen wäre: nicht anders als wenn die Wahrheit einer Religion nach dem Stande ihrer Bekenner müßte beurtheilt werden; oder als wenn das Chriſtenthum nicht gar bald Freunde von einigem Anſehen in der Welt gefunden hätte. Den Ruhm, auf welchen er ſich am meiſten einbildet, von Macht, ausgebreiteter Herrſchaft, blühenden Künſten und Wiſſenſchaften unter den Heyden, an welchem allem es den Juden und Chriſten gefehlt hätte, kann man überhaupt einräumen, ohne daß eine nachtheilige Folge für den Glauben der leztern daraus entſtünde. Doch dieſer Ruhm wird auch über alle Gränzen hinaus getrieben. Die Verſicherung, daß nur die Schriften der Heyden

ihre

ihre Leſer weiſe und tugendhaft machten, iſt ohne Grund hingeſchrieben, und Ehre war es für die chriſtliche Religion, daß ſie ohne Beyhülfe der Gelehrſamkeit und der Künſte, welche die Griechen und Römer berühmt gemacht haben, weit umher in der Welt feſtgeſezt hat. Auch hatte Julian kein Recht, es den Chriſten zu verargen, daß ſie ſich mit den heydniſchen Wiſſenſchaften bekannt machten. Denn dieſe waren ſo wenig ein Eigenthum gewiſſer Völcker oder Religionspartheyen, daß ſich vielmehr jedermann, der Verſtand und Witz beſaß, derſelben als eines gemeinen Guts bedienen durfte. Julian macht endlich auch den Chriſten ſolche Vorwürfe, die etwas treffender ſind. Aber er irrt ſich, wenn er glaubt, daß dieſelben bis auf ihre Religion reichen. So tadelt er ſie nicht ohne Urſache, daß ſie bey den Gräbern der Märtyrer eine abergläubiſche Verehrung blicken ließen; daß ſie Heyden und Ketzer zu grauſam verfolgt hätten; daß ſie den unſchicklichen Nahmen einer Gottesgebährerinn oder Mutter Gottes von der Jungfrau Maria gebrauchten. Die Chriſten konnten damals und noch einige Zeit darauf, alles dieſes entſchuldigen, zum wenigſten noch leidliche Erklärungen darüber geben. Wenn es aber auch völlig ſo fehlerhaft war, als Julian behauptete, oder wenn ihr Betragen noch andern gerechten Tadel verdiente: ſo gab ſolches noch keine Anklage gegen ihre Religion ſelbſt ab; und dieſe wollte er doch eigentlich beſtreiten. Eine Anmerckung, die man noch bey ſeinem Angriffe auf das Chriſtenthum machen kann, fällt ſehr lebhaft in die Augen. Es iſt dieſe, daß viele von Julians bloß witzigen Spöttereyen, die zuverſichtliche Art, mit welcher er jede ſeiner Meinungen, auch die unrichtigſten und ungewiſſeſten, vorträgt, und der Man-

gel

gel an einer ſchärfern philoſophiſchen Methode, auch wohl mit etwas Argliſt verbunden; daß dieſes ohngefähr noch immer die Eigenſchaften derjenigen Streifereyen geweſen ſind, welche man in neuern Zeiten wider die chriſtliche Religion, wohl unterſchieden von dem Lehrbegriffe und der Denckungsart oder Anführung einzeler Chriſten, gewagt hat.

Unter allen Verſuchen aber, welche Julian anſtellte, das Heydenthum über die chriſtliche Religion zu erheben, würde keiner, wenn er glücklich gerathen wäre, wichtigere Folgen gehabt haben, als ſein Befehl den Tempel zu Jeruſalem wieder aufzubauen. Die Trümmern, in welchen derſelbe ſchon ſo lang darnieder lag, und das ganze Schickſal des jüdiſchen Volcks ſeit ſeiner Zerſtörung, waren ein bewundernswürdiger Beweis für die Wahrheit des Chriſtenthums: und dieſer Beweis dauert bis auf unſere Zeiten fort. Jeſus hatte dieſe immerwährende Strafen des hartnäckigen Unglaubens der Juden noch deutlicher als der Prophet Daniel vorhergeſagt. Den Tempel alſo, den Gottesdienſt und Sitz der Juden in Paläſtina wieder herſtellen, hieß nichts geringers, als eine der berühmteſten Weiſſagungen Jeſu augenſcheinlich zu Schanden machen, die Chriſten in Verwirrung ſetzen, und den Juden, ihren älteſten und hitzigſten Feinden, Muth und Gelegenheit geben, ſie gemeinſchaftlich mit den Heyden zu verſpotten. Julian, dem dieſes nicht unbekannt ſeyn konnte, hat ohne Zweifel auch einen ſolchen Endzweck vor Augen gehabt. Damit laſſen ſich auch andere Abſichten, welche ihm beygelegt werden, vereinigen. Ammianus verſichert, er habe jenen herrlichen Tempel darum mit unermeßlichen Koſten wieder aufrichten wollen, damit ſeine

Regierung durch ſo groſse Denckmale unvergeſslich bleiben möchte. Nach den chriſtlichen Schriftſtellern hingegen, die jedoch zum Theil nur muthmaaſſen, waren auch ſein ungemeiner Eifer für das Opfern, die Hoffnung den Juden nach und nach die Götzenopfer beliebt zu machen, und ſeine Neigung, durch die Gewogenheit, welche er ihnen erwies, die Chriſten zukräncken, Bewegungsgründe dieſer Unternehmung.

Schon hatte er den Juden in einem Schreiben gemeldet, daſs er die Härte, mit welcher ihnen die Staatsbedienten des vorigen Kayſers begegnet wären, miſsbillige, und einen Entwurf zu neuen Auflagen, welche ſie zahlen ſollten, unterdrückt habe. Da ich euch vielmehr, ſezt er hinzu, weit gröſsere Wohlthaten erweiſen will: ſo habe ich euren hochachtungswürdigen Patriarchen, meinen Bruder Julus, (vielleicht Hillel,) ermahnt, die ſogenannten Apoſtel, durch welche derſelbe Steuern von euch einfordern läſst, abzuſchaffen, und daſs künftig niemand ſolche Ausgaben von euch eintreiben dürfe; damit ihr in der gröſsten Ruhe unter meiner Regierung leben, und deſto eifrigere Wünſche für dieſelbe zu dem beſten Gott und Schöpfer, der mich gewürdigt hat, mir ſelbſt mit ſeinen reinſten Händen die Krone aufzuſezen, ſchicken möget. Sucht hauptſächlich den blühenden Zuſtand meines Reichs von Gott zu erbitten, damit ich nach glücklich vollendetem perſiſchem Kriege in der heiligen Stadt Jeruſalem, welche ihr ſchon lange wieder aufgebauet zu ſehen wünſcht, nachdem ſie durch meine Bemühung wieder hergeſtellt ſeyn wird, wohne, und mit euch dem beſten Gotte dancken könne. — Schwerlich waren alle dieſe Geſinnungen ſo aufrichtig, als ſie

der

der Kayſer ausdrückte: denn im Grunde verachtete er die Religion der Juden ungemein; allein er war jezt im Begriff, ſich ihrer gegen die Chriſten zu bedienen. Er ließ alſo die vornehmſten Juden vor ſich kommen, und fragte ſie, warum ſie nicht mehr opferten, da ihnen doch ſolches ihr Geſez befehle. Sie antworteten, es ſey ihnen nicht erlaubt dieſes außerhalb Jeruſalem zu thun. Darauf verſprach er, ihren Tempel wieder zu bauen, ertheilte ſeinen Beamten Befehl, alle nöthige Bedürfniſſe dazu herzugeben, und trug die Aufſicht darüber einem ſeiner anſehnlichſten Staatsbedienten, dem Alypius, auf.

Dieſe Unterſtüzung Julians erzeugte einen unbeſchreiblichen Eifer bey den Juden. Aber indem ſie eben daran arbeiteten, einen neuen Grund für den Tempel zu Jeruſalem zu legen, brachen Feuerflammen aus der Erde hervor, verbrannten die Arbeitsleute mehr als einmal, und nöthigten endlich die Juden, dieſe ganze Unternehmung fahren zu laſſen. Man weiß nicht vollkommen, was Julian bey dieſer Begebenheit, die ſelbſt der heydniſche Geſchichtſchreiber Ammianus erzählt, gedacht habe. Allem Anſehen nach betrachtete er ſie als einen natürlichen Vorfall, der ſich an mehrern Orten ohne eine beſondere Abſicht zutragen könnte. An Statt daß ihm die ungehinderte Ausführung dieſes Baues vermuthlich dazu würde gedient haben, die jüdiſchen und chriſtlichen Weiſſagungen zu verlachen, wandte er auch den ſchlechten Ausgang deſſelben gegen die jüdiſche Religion. „Was werden, ſchreibt er in einem abgeriſſenen Stücke eines ſeiner Wercke, die Jüdiſchen Propheten von ihrem Tempel ſagen, welcher dreymal zerſtört worden iſt, und bis jezt nicht wieder aufgerichtet wird? Ich ſage dieſes nicht, um

 ihnen

ihnen Vorwürfe zu machen, indem ich dieſen Tempel nach einem ſo langen Zwiſchenraum, zu Ehren des Gottes, der daſelbſt angerufen worden iſt, wieder habe herſtellen wollen; ſondern um zu zeigen, daß kein menſchliches Werck unvergänglich ſeyn könne; und außerdem, daß die Propheten, welche dieſes geſchrieben haben, und mit elenden alten Weibern umgegangen ſind, wahnwitzig waren.„ Ein Mann, der ſo entſchloſſen war, einer Religion zu ſpotten, konnte auch durch ſolche redende Zeugniſſe für die chriſtliche, nicht eingenommen werden: zumal, wenn er hörte, daß zwar viele Juden dadurch bewogen wurden, das Chriſtenthum anzunehmen; aber auch eine Anzahl derſelben aus Verzweifelung über dieſe fehlgeſchlagene große Hoffnung; zum Götzendienſte traten.

Nach ſo mancherley Beſchäftigungen und langen Zurüſtungen, zog endlich Julian noch vor dem Anfange des Frühlings im Jahr 363. wider die Perſer zu Felde. Er wählte dieſe Jahrszeit, weil er wußte, daß dieſes Volck, zu weichlich um Kälte ertragen zu können, ganz anders als die Römer, im Winter gänzlich untüchtig wären, Krieg zu führen. Die Heyden wollten viele böſe Anzeichen gegen ſeine Unternehmung bemerckt haben; einige ſeiner Hofbedienten erklärten ſich auch aus andern Gründen dagegen. Ihn aber konnte nichts davon zurückhalten. Obgleich die Perſer unter ſeiner Regierung das Reich nicht angegriffen hatten; ſo glaubte er doch, daß ihn ſeine Ehre verpflichte, es wegen ihrer lezten Verwüſtungen zu rächen: ihre Beſiegung ſollte ihm den Beynahmen des Parthiſchen verſchaffen, und eine längere Ruhe, an die er nicht gewohnt war, erregte ihm Ueberdruß. Er hatte ſo-

gar die friedlichen und vortheilhaften Anträge, die man ihm bereits im Nahmen des perſiſchen Königs gemacht hatte, verächtlich abgewieſen. Ein chriſtlicher Schriftſteller hat noch eine beſondere Urſache von dieſer ungeſtümen Begierde Julians zu kriegen angegeben. Von den Weiſſagungen der heydniſchen Philoſophen eingenommen, ſagt er, zweifelte der Kayſer nicht, daß er den Ruhm Alexanders des Großen übertreffen werde: er bildete ſich ſogar nach der Meinung des Pythagoras und Plato ein, die Seele jenes Helden wohne jezt in ihm. Mehrere Völcker boten ihm jezt ihren Beyſtand im Kriege an; aber an Statt derſelben anzunehmen, verſicherte er vielmehr, daß es den Römern unanſtändig ſey, ihr Reich mit fremder Hülfe zu beſchützen; ſchicklicher ſey es, daß ſie ihren Freunden und Bundsgenoſſen beyſtünden. Doch bediente er ſich einiger Hülfsvölcker der Saracenen und Gothen. Die erſtern beleidigte er indeſſen dadurch, daß er auf ihr Verlangen, ihnen den Sold und die Geſchencke, welche ſie ſonſt bekommen hatten, noch ferner auszahlen zu laſſen, zur Antwort gab, ein kriegeriſcher und wachſamer Fürſt habe nur Eiſen, aber kein Gold. Eine Menge derſelben trat daher in die Dienſte der Perſer. Dem Arſaces, Könige von Armenien, ſchrieb Julian allein, mit ſeinem Heere an den Gränzen Perſiens zu ihm zu ſtoßen. Zugleich aber gedachte er in ſeinem Schreiben des Conſtantius ſehr ſchimpflich, mit welchem dieſer chriſtliche König verwandt war, und ſezte die Drohung hinzu, ſein Gott ſollte ihn vor der Strafe nicht ſchützen, wenn er ſeine Befehle vernachläßigte.

Als Julian ſelbſt, deſſen Kriegsvölcker bereits gegen den Euphrates zogen, Antiochien verließ,

 ſezte

ſezte er zum Denckmal ſeines Haſſes gegen dieſe Stadt, den Alexander, einen heftigen und grauſamen Mann, zum Statthalter Syriens: dieſer verdient es zwar nicht, ſagte er; allein für die geizigen und ſchmähſüchtigen Antiochenſer ſchickt ſich ein ſolcher Richter. Auch da ihn die Obrigkeit und eine große Schaar Einwohner aus der Stadt begleiteten, ihm eine ſiegreiche Zurückkunft wünſchten, und ſich gnädigere Geſinnungen von ihm ausbaten, antwortete er ihnen zornig, er werde ſie niemals wieder ſehen, und den künftigen Winter zu Tarſus zubringen. Dieſes traf auch gewiſſermaaßen ein, als ſein Leichnam in die leztere Stadt gebracht wurde. Libanius nahm ſich damals wiederum der Einwohner von Antiochien bey dem Kayſer an. Er bediente ſich der ungemeinen Gewogenheit, in welche er ſich bey demſelben geſezt hatte, ſehr uneigennüzig: nur ausdrücklich gerufen kam er an den Hof, an welchem ihn Julian täglich zu ſehen wünſchte; hielt zwar in Gegenwart deſſelben eine Lobrede auf ihn, gegen welche derſelbe ſeinen Beyfall mit Geberden ſelbſt beſchuldigte, nahm aber gar keine Geſchencke von ihm an. Julian fand zulezt keine andere Belohnung für ihn, als daß er den Ausſpruch that, Libanius ſey ein eben ſo großer Philoſoph als Redner. Jezt drohte er auch ihn, auf deſſen Fürſprache ſich die Stadt Antiochien noch verließ, derſelben zu entziehen.

Zu Berroea, wohin Julian bald auf ſeiner Reiſe kam, und wo er eine glückliche Vorbedeutung des Jupiter beobachtet haben wollte, gab er ſich vergebliche Mühe, die Obrigkeit zum Heydenthum zu verführen. Sie lobte ſeine Anrede; wenige Mitglieder derſelben gaben ihm Beyfall; dieſe hatten

ten es aber ſchon ehemals gethan, und blieben nach ſeiner Abreiſe nicht dabey. Da der vornehmſte des Raths ſeinen Sohn aus dem Hauſe verſtoßen hatte, weil er ein Heyde geworden war, beklagte ſich derſelbe darüber bey dem Kayſer. Dieſer ließ zu einem Gaſtmahle, welches er den vornehmſten Einwohnern gab, auch den Vater des jungen Menſchen einladen, und beyde neben ſich ſitzen. Plötzlich ſagte er zu dem Vater: „Mir däucht, daß man niemals ſuchen müſſe, die Neigung eines Menſchen zu zwingen. Laß deinem Sohne die Freyheit, eine von der deinigen verſchiedene Religion zu bekennen, ſo wie ich dir gleichfals dieſe Freyheit laſſe; ob ich dir gleich deine Religion leicht entreißen könnte.„ Hierauf antwortete der Vater nur durch heftige Vorwürfe und Schimpfworte. Julian erſuchte ihn ſich zu mäßigen, und ſagte zu dem Sohne: Ich werde mich deiner annehmen, weil es dein Vater nicht thun will, ſo ſehr ich ihn auch bitte. Hier war der Sieg der Sanftmuth völlig auf Julians Seite.

Weit anders begegnete man ihm zu Batnä. Der Geruch vom Weyhrauch erfüllte daſelbſt alles, und überall ſah man Opfer zugerichtet; allein ſo vieles Vergnügen auch der Kayſer daran fand; ſo kam ihm doch dieſe Andacht zu rauſchend gezwungen vor. Er hatte freylich auch ſelbſt den Götzendienſt auf dieſe Art ausgeübt, und die ſchmeichelnden Einwohner ſuchten nur ihm zu gefallen. Sein Heer war nun bey Hierapolis am Euphrates verſammelt: er ſuchte noch die Chriſten in demſelben zum Abfall von ihrer Religion zu bewegen; fand aber bey den meiſten einen ſtarcken Widerſtand. Ueberhaupt ſcheint er niemals mehr zur Unzeit eine ſolche Bemühung

angewandt zu haben, als da er der gemeinſchaftli⸗chen Treue aller ſeiner Soldaten vorzüglich benöthigt war. Hierauf rückte er noch im März des Jahrs 363. mit ſeinen Kriegsvölckern über den Euphrates, und kam immer noch ſehr unerwartet in dieſen Gegenden an. Zu Carrä verrichtete er geheime Cäri⸗monien in einem Tempel: daſelbſt gab er auch vor dem Altar ſeinem Anverwandten Procopius, der allein zugegen war, ſeinen purpurfarbenen Feld⸗herrnrock, mit dem Auftrage die Regierung zu übernehmen, wenn er in dieſem Feldzuge umkom⸗men ſollte. Man verſichert wenigſtens, ein Göt⸗terausſpruch habe ihn belehrt, daß er zwar die Per⸗ſer demüthigen, aber auch das Leben dabey verlie⸗ren würde. In Meſopotamien ließ er, um das Reich gegen die Streifereyen der Perſer zu bede⸗cken, und ihn bey weiterm Fortrücken zu unterſtü⸗zen, eine Anzahl Kriegsvölcker zurück, die Proco⸗pius und ein anderer Feldherr anführen, mit dem ſich auch Arſaces vereinigen ſollte.

Um in das feindliche Gebiet zu dringen, hatte er zween Wege vor ſich: den einen zur rechten Hand, längſt dem Euphrates durch Aſſyrien; den andern zur Lincken über den Tigris durch Adiabene. Er hatte alle Anſtalten treffen laſſen, als wenn er den leztern nehmen würde; unvermuthet aber wandte er ſich auf den erſtern. Ein kleiner Zufall mit ei⸗nem Babyloniſchen Pferde, das niederfiel, und ſei⸗nen Schmuck verunreinigte, ſchien ihm eine ſo glückliche Vorbedeutung zu ſeyn, daß er frölich vor mehrern ausrief, Babylon ſey zur Erde gefallen, und aller ſeiner Zierrathen beraubt worden. Unter⸗deſſen kam auch ſeine Flotte auf dem Euphrates an, welche aus mehr denn eilfhundert Schiffen beſtand.

Sechs⸗

Sechshundert derſelben waren aus Holz gezimmert, und fünfhundert von Häuten verfertigt; die meiſten trugen Bedürfniſſe von aller Art, funfzig waren eigentliche Kriegsſchiffe, und eben ſo viele dienten, Brücken damit zu ſchlagen. Sein Heer, das noch aus fünf und ſechszig tauſend Mann beſtand, war das zahlreichſte, das je ein Römiſcher Kayſer wider die Perſer gebraucht hatte. Alles war in der That vereinigt, was dieſer Unternehmung den beſten Erfolg verſprechen konnte. Nur keine Nahrung der Ueppigkeit wollte Julian dabey dulden: und da er einſt eine Anzahl Cameele anſichtig wurde, welche mit Wein und andern ſtarcken Geträncken beladen waren, gab er nicht zu, daß ſie dem Heere weiter nachfolgten. Ein Soldat, ſagte er, dürfe keinen Wein trincken, außer wenn er ihn dem Feinde abgenommen hätte, und er ſelbſt lebte ſo ſtreng als irgend einer von ſeinen Soldaten.

Nachdem er über den Fluß Abora geſezt hatte, ließ er die Brücke abwerfen, damit ſeine Soldaten ſich nicht auf dieſen Weg des Rückzugs verlaſſen möchten. Er empfieng damals ein Schreiben von ſeinem Staatsbedienten Salluſtius, worinne ihn derſelbe nachdrücklich warnete, den Feldzug nicht fortzuſezen, gegen welchen ſich die Götter durch manche ſichtbare Merckmale erklärten. So wenig Julian dieſes achtete, oder nunmehr achten konnte, ſo freudig ergriff er, nach einer nicht ungewöhnlichen widerſprechenden Schwachheit der Menſchen, jedes in ſeinen Gedancken vor gute Anzeichen; auch bey Gelegenheiten, wo es nicht ſchwer war, die Nichtigkeit ſolcher vermeinter göttlicher Wincke zu fühlen. Die Soldaten ſtellten ihm auf ſeinem Zuge einen ungeheuren Löwen dar, den ſie getödtet hatten:

gleich zweifelte er nicht daran, daß dadurch der Todt des Königs von Perſien angedeutet würde, und man ſahe den frohen Muth ſeitdem in ſeinem ganzen Betragen hervorblicken. Die Etruſciſchen Wahrſager, welche dieſen Krieg immer widerrathen hatten, verſicherten, dieſer Löwe, der dem Heere entgegen gekommen, ſey ein ſchlimmes Anzeichen wider den Fürſten, der in ein fremdes Land, wenn gleich aus gerechten Urſachen, einfalle. Allein die Philoſophen, welche den Kayſer begleiteten — man erwartet, daß dieſe bewieſen haben werden, ein Löwe, der ſich unter einen Hauffen Bewaffneter verirrt, und von demſelben erſchoſſen wird, bedeute eigentlich gar nichts — doch dieſe Weiſen, welche alles beym Julian vermochten, beſtärckten ihn vielmehr in ſeiner Meinung. Bald darauf tödtete der Bliz einen Soldaten, nebſt zween Pferden. Dieſes erklärten die Wahrſager ebenfals vor eine Ankündigung der Gefahr, welche dem Julian bevorſtünde. Es ſchien, daß die Philoſophen richtiger zu urtheilen anfiengen, indem ſie ſagten, dieſe Begebenheit ſey aus natürlichen Urſachen entſtanden, ohne daß man eine beſondere Abſicht dabey merckte; aber ſie ſezten doch hinzu, wenn ja dieſelbe etwas bedeuten ſollte, ſo wäre es eine Zunahme von Glanz und Ruhm für den Kayſer. So ſchwebte Julian zwiſchen zwo Gattungen von Leuten, davon ihm diejenigen die ſchädlichſten waren, die ſich am geſchickteſten nach ſeinen Meinungen richteten.

Mehr vielleicht um einer rühmlichen Gewohnheit zu folgen, und bey einer ſeiner geliebteſten Unternehmungen die ihm natürliche Beredſamkeit auszubreiten, als um ſeine Soldaten aufzumuntern, hielt er an ſie, von einem erhabenen Raſenplaze, und

mit ſeinen Befehlshabern umgeben, eine Rede. Indem er ihren Muth und ihre Tapferkeit lobte, zeigte er ihnen anfänglich an vielen alten und neuen Beyſpielen bis auf den jungen Kayſer Gordianus, wie falſch das Vorgeben ſey, das einige feindſeelig geſinnte unter ihnen ausgeſtreuet hatten, als wenn die Römer niemals in das perſiſche Reich eingedrungen wären. Alle dieſe, fährt er fort, ſind bloß durch ihre Ruhmbegierde zu merckwürdigen Thaten angetrieben worden; uns aber ermahnen die bedauernswürdigen Bilder der neulich eingenommenen Städte, die ungerochenen Schatten der erſchlagnen Kriegsheere, und der große Verluſt ſo vieler werthen Perſonen, zu dem, was wir uns vorgeſezt haben, unſere Bundsgenoſſen zu tröſten, dem Vergangenen abzuhelfen, und der Nachwelt durch die Sicherſtellung des Reichs von dieſer Seite, treffliche Verrichtungen von uns zur Erzählung zu hinterlaſſen. Ich will überall, mit Hülfe der ewigen Gottheit, als Feldherr, als Anführer kleiner Hauffen, ja als gemeiner Soldat, unter glücklichen Vorbedeutungen, wie ich glaube, bey euch ſeyn. Sollte mich aber das veränderliche Glück in irgend einem Treffen zu Boden werfen: ſo iſt es mir genug, mich wie die alten Curtier und Mutier, und wie das berühmte Geſchlecht der Decier, für das Römiſche Reich aufgeopfert zu haben. Wir müſſen endlich dieſes gefährliche Volck ausrotten, an deſſen Schwerdtern das Blut unſerer Anverwandten noch nicht vertrocknet iſt. Unſere Vorfahren haben mehrere Zeitalter darauf verwandt, diejenigen Staaten von Grund aus zu zerſtören, welche ſie beunruhigten. So iſt es Carthago und Numantia gegangen, auch einigen kriegeriſchen Städten in Italien. Ich habe euch nur dieſe einzige Erinnerung zu geben,

daß

daß ein jeder ſich der Begierde nach Beute, welche den Römiſchen Soldaten oft zum Unglück gereicht hat, entſchlage, und ſich von dem Heere nicht trenne, damit er, wenn ein Treffen geliefert werden muß, ſeiner Fahne folgen könne: bleibt er irgendwo zurück, ſo wird man ihn, nachdem man ihn wird gelähmt haben, liegen laſſen. Denn ich fürchte nichts als die betrügeriſchen Nachſtellungen unſerer zu liſtigen Feinde. Uebrigens verſpreche ich allen, daß ich, wenn erſt dieſer Krieg glücklich wird geendigt ſeyn, ohne mich des Vorrechts der Fürſten zu bedienen, welche alle ihre Ausſprüche vor gerecht halten, einem jeden, der es verlangt, Rechenſchaft von meinen guten oder ſchlechten Anſtalten geben werde. Erhebt alſo jezt, ich bitte euch darum, euren Geiſt zu der beſten Hoffnung: ihr werdet gemeinſchaftlich mit mir alle Beſchwerlichkeiten ertragen, und könnt daraus ſchon einen günſtigen Schluß ziehen, daß die Gerechtigkeit ſtets mit dem Siege verbunden iſt.

Auf dieſe Anrede Julians erhub ſich ein freudiges Zurufen ſeines Heeres, welches unter andern verſicherte, nichts ſollte ihm gefährlich oder ſchwer unter einem Feldherrn werden, der ſich mehr Arbeit auflegte als den Soldaten. Beſonders thaten ſich die galliſchen Soldaten, die unter ihm ſo viele Siege erfochten hatten, durch ein munteres Geräuſche hervor. Julian theilte dem Heere ein Geſchenck an Gelde aus, und rückte darauf in Aſſyrien ein. Damit das Heer in dieſem unbekannten Lande ſicher gegen allen Hinterhalt oder plözlichen Anfall ſeyn möchte, ließ er es auf alle vier Seiten gewandt fortziehen, und ſchickte funfzehnhundert leicht bewaffnete ab, welche vorne her und an bey-

beyden Seiten alle Zugänge unterſuchen mußten. Er wußte auch, nach dem Beyſpiel, welches man ehemals am Pyrrhus bewundert hatte, ſeinem Heere eine ſolche Stellung zu geben, daß es den Feinden, wenn ſie es von ferne ſahen, weit zahlreicher als es würcklich war, vorkam. Das Geräthe, und alles was weniger wehrhaft war, vertheilte er zwiſchen die beyden Flügel des Heeres. Er ſelbſt führte das Fußvolck in der Mitte an. Zu ſeinen Feldherren aber gehörte auch Hormisdas, der ältere Bruder des Königs von Perſien, der, nachdem ihn die Großen dieſes Reichs von der Regierung verdrungen hatten, zu dem Kayſer Conſtantin geflüchtet, und ein Chriſt geworden war.

So wie Julian in Aſſyrien fortrückte, ließ er alle Lebensmittel, die er antraf, und nicht mitnehmen konnte, verwüſten; doch verſorgte ſich der Soldate vorher davon, und der Vorrath, welcher ſich auf der immer neben her ſchiffenden Flotte befand, wurde geſchont. Eine Feſtung auf einer Inſel des Euphrates ergab ſich ihm auf Zureden des Hormisdas: dieſe ließ er anzünden, nachdem er die Einwohner in das Römiſche Gebiete geſchickt hatte. Er verbrannte auch Städte, die er gänzlich verlaſſen antraf; aber einige feſte Oerter mitten im Euphrates, welche erſt ſeinen fernern Erfolg abwarten wollten, ehe ſie ſich unterwürfen, und ſeine Flotte nicht angriffen, ließ er unbezwungen ſtehen, und eilte zu dem Ziele ſeiner Unternehmung fort. Das Vertrauen ſeiner Soldaten nahm bey einem ſo geringen Widerſtande immer zu; er aber, dem die ſchlauen Maaßregeln der Perſer bekannt waren, durch welche die Römer ehemals ſo viel gelitten hatten, blieb deſto behutſamer, kam bald auf dieſe bald auf eine

ande-

andere Seite des Heeres, um die Ordnung zu erhalten, und unterſuchte ſelbſt mit einer Schaar leichter Kriegsvölcker die dichten Gebüſche und Thäler, und wenn er Soldaten antraf, die ſich von ihrer Stelle entfernten, führte er ſie entweder mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeeligkeit oder drohend zurück.

Die Perſer, welche den Kayſer nicht ſo geſchwind in ihrem Lande erwartet hatten, ſtellten ihm endlich einen Hauffen Soldaten entgegen, allein ihr erſter Verſuch eine Schaar von Römern zu überfallen, ſchlug übel aus. Hierauf gelangte ſein Heer an einen Ort, wo ſich der Euphrates in zween Canäle theilte. Er entſchloß ſich, über denjenigen zu gehen, der nach Cteſiphon, einer von den Hauptſtädten des perſiſchen Reichs, führte: die Feinde hatten das jenſeitige Ufer ſehr ſtarck beſezt; aber Julian ſchickte einen ſeiner Feldherren ab, der ihnen in den Rücken fiel, und ſezte ohne Mühe hinüber. Piriſabora oder Birſabora, die anſehnlichſte Stadt in Aſſyrien nach Cteſiphon, ſtand ihm nun in Wege: ein überaus feſter Platz, den er aber eben deswegen zu überwältigen ſuchte. Innerhalb zween Tagen trieb er nicht allein die Einwohner aus der Stadt in das Schloß, ſondern nöthigte ſie auch daſelbſt durch einen beweglichen hohen Thurm, den er hatte aufführen laſſen, ſich ihm zu ergeben. Bey dieſem Angriffe hatte er ſich ſelbſt der äußerſten Gefahr ausgeſezt. Deſto mehr ergrimmte er des andern Tages, als man ihm die Nachricht brachte, ſeine zur Kundſchaft ausgeſandten Soldaten hätten ſich von den Feinden überfallen, in die Flucht ſchlagen, und ſich eine Fahne abnehmen laſſen. Sogleich ſtand er von der Mahlzeit auf, flog gegen die Feinde, trieb ſie zurück, und entriß ihnen die

Fah-

Fahne wieder. Die beyden Oberſten, denen dieſer Unfall begegnet war, entſezte er ihrer Stellen, und von denen ihnen untergebenen Soldaten ließ er den zehnten Mann, nach den alten Kriegsgeſezen hinrichten, ob er gleich ſelbſt, indem er dieſe Strafe vollzog, nicht drey Mann von ſeiner Leibwache um ſich hatte.

Von der Eroberung der Stadt Piriſabora nahm Julian Gelegenheit, eine neue Rede an ſein Heer zu halten, demſelben für die bewieſene Tapferkeit zu dancken, und jedem Soldaten ein Geſchenck zu verſprechen. Als er aber merckte, daß ſie mit der geringen Summe, die er nannte, unzufrieden, in aufrühriſche Reden ausbrachen, ſagte er mit einem edeln Unwillen zu ihnen: „Hier ſeht ihr „die Perſer, welche an allem Ueberfluß haben; „dieſe können uns reich machen, wenn wir alle gleich „tapfer fechten. Glaubt mir, das Römiſche Reich „iſt, nachdem es unermeßliche Schätze beſeſſen, „durch diejenigen in Dürftigkeit verſezt worden, „welche, um ſich zu bereichern, die Fürſten gelehrt „haben, den Frieden durch Geld von den Barba„ren zu erkaufen, und ſo zurück zu kehren. Die „Schazkammer, die Städte, die Provinzen, alles „iſt erſchöpft und ausgeleert. Mir iſt weder Geld „noch ſind mir Verwandte übrig geblieben, ob ich „gleich von vornehmer Herkunft bin: ich habe nur noch „ein unerſchrockenes Herz. Auch ſchämt ſich ein „Feldherr, der allen ſeinen Ruhm in den Gaben „des Geiſtes ſezt, nicht, ſeine ehrliche Armuth zu „bekennen. Die Fabricier waren ebenfals arm, „und führten doch die wichtigſten Kriege mit groſ„ſer Ehre. Alles dieſes wird uns reichlich zu Theil „werden, wenn ihr muthig von Gott, und, ſo „weit

„weit es die menſchliche Fähigkeit erlaubt, auch von „mir vorſichtig angeführt, euch mit mehr Sittſamkeit „betragt. Gehorcht ihr aber nicht, und kehrt zu euren „vorigen ſchändlichen Empörungen zurück, ſo fahrt „immer fort. Ich will allein, wie es einem Feld„herrn gebührt, wenn ich den Lauf dieſer großen „Abſichten werde vollendet haben, ſtehend ſterben; „ich werde ein Leben verachten, das mir ein einzi„ges Fieber rauben kann. Wenigſtens will ich mich „wegbegeben: denn ich habe nicht ſo gelebt, daß ich „nicht wieder in den Privatſtand treten könnte. Ich „rühme mich auch deſſen, und freue mich darüber, „daß wir hier vortreffliche Feldherren haben, welche „in der Kriegskunſt vollkommen erfahren ſind.„ Eine Rede voll von ſo beſcheidenen und zugleich großmüthigen Geſinnungen rührte die Soldaten: ſie bewunderten ihren Kayſer von neuem, verſprachen ihm unterthänig zu ſeyn, und klopften zum Zeichen des Beyfalls ſanft auf ihre Schilde. Er vergrößerte auch dadurch ihren Muth, daß er oft bey ſeiner wichtigen Unternehmung ſchwur. So gewiß als ich die Perſer überwinden werde! ſagte er, ſo gewiß als ich das erſchütterte Reich wieder in Aufnahme bringen will!

Als er mit dem Heere fortzog, fand er, daß die Feinde das Land unter Waſſer geſezt hatten: man rieth ihm daher, ſich in eine ganz trockene Gegend zu begeben. Ich will lieber naß werden, antwortete er, als vor Durſt umkommen. Er gieng alſo voraus, um ſelbſt die nöthigen Anſtalten zu treffen, ließ viele Brücken ſchlagen, die Moräſte mit Erde bedecken, die Wege ausfüllen und erweitern. Die Soldaten traten zwar oft bis an die Knie in das Waſſer; allein ſie konnten ſich darüber nicht be-

ſchwe-

ſchweren, weil ſie den Kayſer eben dieſes ausſtehen ſahen. Die größte Gefahr drohte ihm, da er mit wenigen Begleitern die Stadt Majohamalcha beobachtete. Zehn Perſer giengen durch eine heimliche Pforte aus derſelben heraus, und überfielen ihn deſto leichter: zween inſonderheit hieben mit ihren Schwerdtern nach ihm; allein zugleich daß er ſich mit ſeinem Schilde dagegen deckte, erſtach er den einen mit ungemeiner Behendigkeit; der andere wurde von ſeinem Gefolge getödtet. Deſto eifriger war er darauf bedacht, dieſe Stadt zu erobern. Allein ſie ſchlug den hitzigſten Anfall der Römer zurück, bis ſeine Soldaten, welche er unter der Stadt eine Mine hatte anlegen laſſen, mitten aus derſelben hervorbrachen. Sie war in wenigen Augenblicken in ſeiner Gewalt; er konnte es jedoch nicht verhindern, daß die Soldaten, an Statt nach ſeinem Befehle Gefangene zu machen, die meiſten Einwohner umbrachten. Unterdeſſen hielt er dieſe That vor ſo rühmlich, daß er mit den Worten, nun habe er dem ſyriſchen Sophiſten Materie zu einer Rede gegeben, wünſchte, Libanius möchte ſie beſonders anpreiſen. Diejenigen, welche ſich hierbey vorzüglich tapfer verhalten hatten, belohnte er mit öffentlichen Lobſprüchen, den gewöhnlichen Belagerungskronen, und einem beträchtlichen Antheil von Beute. Für ſich aber, der immer mit dem wenigſten zufrieden war, behielt er bloß einen ſtummen Knaben, der überaus artig durch Geberden ſprach, und drey goldene Münzen. Einige ſehr ſchöne Frauenzimmer hingegen, die man in der Stadt gefangen hatte, wollte er nicht einmal ſehen, um nicht durch ihre Reizungen beſiegt zu werden.

Julian hatte durch ſeinen Feldherrn Victor

Nachricht bekommen, daß ihn nichts mehr hindere, bis Cteſiphon fortzurücken. Dort aber ſtand der Sohn des Königs von Perſien mit einem großen Heere. Coche, eine feſte Stadt, lag Cteſiphon gegen über, und der Tigris floß zwiſchen beyden hindurch. Es würde alſo unmöglich geweſen ſeyn, die Römiſche Flotte in den erſtgedachten Fluß durch den Canal bey Seleucia zu bringen, wenn ſich nicht der Kayſer aus der Geſchichte erinnert hätte, daß ehemals Trajanus oberhalb Cteſiphon den Euphrates mit dem Tigris durch einen Canal vereinigt habe, der von den Perſern zu Grunde war gerichtet worden. Dieſen fand er, und ließ ihn neuerdings in brauchbaren Stand ſezen: die Flotte bediente ſich deſſelben glücklich. Aber nun ſollte auch das Heer über den Tigris gehen; und die Perſer waren ſchon bereit ihm ſolches zu verwehren. Der Kayſer, der eben wieder einer großen perſönlichen Gefahr bey dem Angriff auf eine ſehr vortheilhaft gelegene Feſtung entgangen war, und dieſe nach einem neuen Beyſpiel von ſchärferer Kriegszucht eingenommen hatte, verachtete im Zutrauen auf ſein Glück alle Schwierigkeiten. Er ließ daher einen Theil der Proviant- und Laſtſchiffe ausladen, und mit Soldaten beſezen, deren er ſich bedienen wollte, den Uebergang über den Tigris bey Nacht zu verſuchen. Seine Feldherren, denen er dieſen verwegenen Entſchluß bekannt machte, baten ihn einmüthig, davon abzuſtehen; er blieb aber unbeweglich, und rechnete darauf, daß ein ſo kühner unvermutheter Streich, ehe ſich die Feinde noch mehr verſtärckten, ſeine Würckung thun müßte. Beym Einbruch der Nacht alſo ſeegelten fünf mit Soldaten beladene Schiffe auf das gegenſeitige Ufer. Die Perſer ſezten ſie durch brennende Pfeile und andere

re Mittel ins Feuer; aber dieſes Unglück, über welches das Römiſche Heer beſtürzt wurde, brachte den Kayſer ſo wenig aus ſeiner Faſſung, daß er vielmehr vorgab, das Feuer, welches dieſe Schiffe anzündete, wäre ein ihnen anbefohlnes Merckmal, durch welches ſie anzeigten, daß ſie am Ufer gelandet wären. Man muß nur eilen, ſie zu unterſtützen, ſagte er: und gleich ließ er die ganze übrige Flotte nachfolgen. Durch dieſe Entſchloſſenheit rettete er die angezündeten Schiffe, und die Soldaten ſprangen nun aus allen übrigen nebſt ihm an das ſteile Ufer heraus, behaupteten ſich nicht allein gegen die fürchterlichen perſiſchen Küraßiere und Elephanten, ſondern trieben endlich auch die Feinde bis nach Cteſiphon zurück. Nach dieſem Siege, der erſt gegen den Mittag des andern Tages entſchieden ward, verſammelten ſich die Soldaten um das Zelt des Kayſers, und danckten ihm mit den rühmlichſten Worten dafür, daß er durch ſeine Tapferkeit, (denn man hatte ihn in dem Treffen als Befehlshaber und Soldaten zugleich betrachten können,) ſo viel dazu beygetragen hätte. Es war würcklich eine ſeiner größten Thaten, und die ihm nur ſiebzig Mann koſtete, da die Feinde drittehalb tauſend verloren. Er ſeiner Seits rief auch die meiſten Soldaten, welche ſich dabey hervorgethan hatten, nahmentlich auf, und beſchenckte ſie.

Danckbar, und begierig einen fernern gleichen Erfolg durch den rächenden Mars, wie er glaubte, zu erlangen, ließ Julian zehn der ſchönſten Stiere herbeyführen, welche er dieſem Gotte opfern wollte. Aber neun derſelben fielen noch eher als ſie an den Altar gekommen waren, todt darnieder; der zehnte riß ſich von ſeinen Banden loß, konnte

mit genauer Noth wieder ergriffen werden, und als man ihn endlich geſchlachtet hatte, fand man in ſeinen Eingeweiden, wie es den Wahrſagern zu deuten beliebte, die ſchlimmſten Anzeichen. Ueber alles dieſes gerieth Julian in einen entſezlichen Zorn gegen ſeinen Kriegsgott, und rief den Jupiter zum Zeugen an, daß er demſelben kein Opfer mehr darbringen wollte: er hielt auch dieſe Drohung. Hier ſieht man den Philoſophen wieder verſchwinden, und einen gemeinen Menſchen an ſeine Stelle treten, der aus lächerlichen Widerſprüchen zuſammen geſezt iſt; ohngefähr wie derjenige, von welchem die Fabel erzählt, daß er ſeinen Gözen, mit welchem er unzufrieden war, in Stücken zerſchmiſſen habe. Wenn Julian ſeiner ſelbſt würdig handeln wollte, ſo mußte er entweder, nachdem er ſo vielen Eifer für den Dienſt der Götter bezeigt hatte, den Mars zu beſänftigen ſuchen; oder mit philoſophiſcher Einſicht ſie alle für erdichtet erklären. In den Augen der Heyden war es ein unerhörter Einfall, Krieg zu führen, und den Gott des Kriegs nicht allein zum Feinde zu haben; ſondern ſich auch trozig vor einen Verächter deſſelben bekannte.

Jezt war die wichtigſte Frage für den Kayſer dieſe, ob er Cteſiphon belagern, oder tiefer in das Land dringen ſollte? Sein Ruhm hieng zum Theil davon ab, das erſtere zu thun, und es war auch gefährlich, eine ſolche Stadt hinter ſich in feindlichen Händen zu laſſen. Allein ſie war ſo groß und feſt, mit ſo zahlreichen Vertheidigern verſehen, und man erwartete auch ſo bald den perſiſchen König ſelbſt mit einem ſtarcken Heere in ihrer Nähe, daß Julian den Rath ſeiner Feldherren annahm, keinen Verſuch auf dieſelbe zu wagen. Vergebens forderte

derte er die Einwohner zu einem Treffen auf: ſie antworteten auf ſeine Vorwürfe, wenn er Luſt zu fechten hätte, möchte er ihren König angreiffen. Dieſer ſchien bisher eine Schlacht auf freyem Felde vermieden zu haben, um die Römer auf andere Art zu ſchwächen, und zu beunruhigen. Plözlich aber erſchienen Geſandte von ihm, die ſich an den Hormisdas wandten, und das Anerbieten vorbrachten, dem Kayſer ſollte ein anſehnliches Stück Landes abgetreten werden, wenn er den Frieden eingehen wollte. Julian verwarf dieſes: Hormisdas mußte ſogar die Geſandten in der Stille wieder fortſchicken, damit das Heer nichts von ihren Anbringen erfahren, und der Eifer deſſelben dadurch erkalten möchte. Es blieb ihm alſo nach dem Rathe ſeiner Befehlshaber nichts übrig, als die umliegende Gegend verheeren zu laſſen.

Ein ſo ſchläfriger Feldzug ſchickte ſich für den feurigen Geiſt des Kayſers nicht. Er beſchuldigte ſeine Feldherren, daß ſie ihm durch ihre Anſchläge das bereits faſt eroberte perſiſche Reich aus den Händen reißen wollten, und zog längſt dem Tigris, den er zur Lincken behielt, wieder hinauf: vermuthlich um dem Heere entgegen zu gehen, das ihm ſeine beyden Feldherren und Arſaces zuführen ſollten; oder überhaupt, um Gelegenheit zu einem entſcheidenden Unternehmen zu finden. Man glaubt auch, daß ihn wohl die Begierde auf dieſen Weg könnte geleitet haben, Arbela zu ſehen, wo ehemals Alexander den Darius beſiegt hatte. Anfänglich führten ihn einige Gefangene durch eine fruchtbare Gegend; ob ihn gleich die Feinde öfters auf ſeinem Zuge anfielen. Darauf aber überließ er ſich bey der Verlegenheit, in welcher er allem Anſehen nach

 war,

war, dem Vorſchlage, den ihm ein Ueberläufer that, tiefer in das Land hinein zu dringen. Ein alter Perſer, der entſchloſſen war ſich für ſein Vaterland aufzuopfern, (ſo erzählt dieſe Geſchichte Gregorius von Nazianzus allein ganz ausführlich,) dieſer Perſer von anſehnlichem Stande ließ ſich von den Römern gefangen nehmen, und ſtellte ſich gegen den Kayſer, als wenn er in die Ungnade ſeines Königs gefallen, auch deswegen ſehr erbittert wider denſelben, den Römern hingegen deſto geneigter wäre. Nachdem er den Kayſer durch dieſe Erzählung gewonnen hatte, fragte er ihn, warum er bey ſeiner großen Unternehmung ſo träge Anſtalten treffe, ſo viel Getreyde auf ſeinen Schiffen mit ſich führe, wodurch die Soldaten, die nicht mehr nöthig hätten etwas durch ihre Tapferkeit zu erwerben, nur üppig und müßig würden. Der Kayſer könne auf eine leichtere Art mitten in das feindliche Land kommen; er, dem daſſelbe ſowohl bekannt ſey, biete ſich zum Führer dabey an, und verlange nicht eher eine Belohnung, als bis er die verſprochenen Dienſte geleiſtet hätte. Andere Schriftſteller legen entweder dieſem Manne andere Worte in den Mund; oder ſie reden von mehrern Ueberläufern, die den Kayſer hintergangen hätten; auch ſtellen manche, (wie Libanius und Zoſimus,) die Sache als einen Einfall vor, auf welchen Julian von ſelbſt gerathen ſey. Da jedoch Ammianus auf der erſtern Seite iſt, ſo kann man auch daſelbſt die meiſte Glaubwürdigkeit ſuchen; wenn gleich nicht alle Umſtände gewiß ſind. Julian wurde verführt; der Betrug war grob, und hätte gegen ihn, der ſich bisher vor der Liſt der Perſer ſo vorſichtig gehütet hatte, ohne Würckung ſeyn ſollen. Aber bey einer großen Verwirrung und Unſchlüßigkeit ergreift man auch ſolche Mittel,

die

die einem ruhigern Geiſte ſogleich verdächtig vorkommen. Außerdem vermehrte noch Julian ſein Heer ſehr beträchtlich, wenn er die zwanzigtauſend Soldaten zu demſelben ſtoßen ließ, welche theils auf der Flotte dienten, theils gebraucht wurden ſie fortzuziehen. Er mußte ſie überhaupt als beynahe unnüz anſehen, ſobald er ſich weit von dem Tigris entfernte. Und blendend war auch der Gedancke für einen ſo heldenmüthigen Anführer, daß ſeine Soldaten in die Nothwendigkeit zu ſiegen geſezt wären, wenn ſie ſich nicht mehr auf den Rückzug über die Schiffe verlaſſen, noch Lebensmittel aus denſelben hoffen könnten.

Julian gab alſo Befehl, die Flotte ſollte mit allem Vorrathe, den ſie in ſich faßte, angezündet werden. Kaum aber hatte man ihm gehorcht, ſo öffnete er ſchon die Augen über den begangenen Fehler. Das Heer bezeigte eine allgemeine Unzüfriedenheit: es hatte nun alle Zuflucht und Rettung verloren, wenn unfruchtbare oder unwegſame Gegenden es aufhielten, oder andere Zufälle betrafen. Alle Gemeinſchaft mit dem Römiſchen Reiche war durch den Zug, den Julian genommen hatte, längſt verloren: nun ward es noch ſchwerer dieſelbe herzuſtellen. Er hatte keine Nachricht von den beyden Feldherren, die in Meſopotamien geblieben waren, noch von dem Arſaces, der ſich mit ihnen vereinigen ſollte; die erſtern waren unter ſich uneins, der leztere hatte weniger bekannte Abſichten; aber wenn auch ihr Heer dem Kayſer zu Hülfe gekommen wäre, ſo ſcheint es, daß ſie den Mangel an Lebensbedürfniſſen nur beſchleunigt haben würden. Nach dieſen und andern Umſtänden muß man Julians eigene Vernichtung ſeiner Flotte, eine der größten

Unbeſonnenheiten nennen, die jemals ein erfahrner Feldherr begangen hat. Der Betrüger, der ihn dazu verleitete, war, wie man erzählt, entflohen; die andern Ueberläufer, welche vermuthlich das Vorgeben deſſelben bekräftigt hatten, bekannten, da man ſie marterte, ihre Falſchheit. Man verlangte einmüthig, daß das Feuer gelöſcht werden ſollte; aber es konnten nur zwölf Schiffe erhalten werden.

In dieſem beſchämenden und traurigen Zuſtande verließ den Kayſer, ſo weit man aus äußern Merckmalen urtheilen konnte, ſeine Standhaftigkeit nicht. Er hatte ſein nun ſehr ſtarck verſtärcktes Heer auf längere Zeit mit Lebensmitteln verſehen, als die Ueberläufer riethen, und noch gieng es durch ein fruchtbares Land fort: vielleicht alſo, konnte man hoffen, würde es bald im Stande ſeyn, den erlittenen Verluſt zu erſezen. Allein die Perſer zündeten das Gras und die ſchon reifen Feldfrüchte an: dadurch ſahen ſich die Römer genöthigt, einige Tage ſtille zu liegen. Zugleich wurden ſie von den Feinden auf mehrern Seiten beunruhigt. Um Brücken zu ſchlagen, fehlte es ihnen an Schiffen: und je weiter ſie in das feindliche Land kamen, deſto weniger Vorrath von Bedürfniſſen konnten ſie erwarten. Julian ſuchte ihren Muth dadurch aufzurichten, daß er ihnen die Feinde verächtlich machte. Er ließ die Gefangene vor das Heer ſtellen, welche, wie faſt alle Perſer, nicht allein von Natur klein und mager waren; ſondern durch ihre Gefangenſchaft ein noch mehr ausgezehrtes Anſehen bekommen hatten. „Seht dieſe ungeſtalten Ziegen, ſagte er dabey, die von unſern Kriegern vor Männer gehalten werden. Man hat es ſchon oft genug erfahren, daß ſie ihre Waffen wegwerfen, und

ſich

ſich auf die Flucht begeben, ehe ſie noch gefochten haben.„ Nachdem man aber dieſen leeren Troſt geſchöpft hatte, mußte man berathſchlagen, wohin ſich das Heer wenden ſollte, um bey immer abnehmenden Lebensmitteln dem Hunger zu entgehen.

Den ſchreyenden Soldaten, man müſſe auf dem Wege zurückkehren, auf welchem man gekommen ſey, zeigten der Kayſer und ſeine Befehlshaber leicht, wie unmöglich dieſes ſey. Auf jenem Wege war alles verzehrt oder verbrannt: die ausgetretenen Flüſſe und die Heere von Mücken, vor welchen man ſich bey der brennenden Hitze der damaligen Jahreszeit nicht ſchützen konnte, ſchröckten eben ſo ſehr von demſelben ab. Ob man aber durch Aſſyrien ziehen, oder ſuchen ſollte, in die Provinz Corduene zu gelangen, welche zu Armenien gehörte und alſo unter Römiſcher Botmäßigkeit ſtand; darüber waren die Meinungen ſo getheilt, daß man Opfer ſchlachtete, und die Götter deswegen um Rath fragte. Sie billigten, wie man ſagt, keines von beyden; die dringende Noth lehrte jedoch das leztere wählen. Schon brachen die Römer gegen Corduene auf, als die Ankunft des überaus großen perſiſchen Kriegsheeres machte, daß ſie inne hielten. Julian fand ſeine Soldaten immer noch voll Begierde zu fechten: er ſtrafte auch, obgleich wegen ſeiner jezigen Stellung etwas gelinder als ſonſt, diejenigen, welche ihrer Pflicht keine Genüge thaten. In allen kleinen Gefechten, welche täglich vorfielen, behielten die Römer die Oberhand, auch in einer Schlacht, die zwiſchen beyden Heeren bey Maranga geliefert wurde, und auf welche ein dreytägiger Stillſtand folgte. Allein der Mangel an Lebensmitteln fieng an ſich ſchröcklicher unter ihnen zu

zeigen. Man mußte bereits den Soldaten einen Theil von dem Vorrathe der Befehlshaber überlaſſen: und der Kayſer ſelbſt, welcher ſich an einem ſchlechten Muß begnügte, mit welchem ein Soldat nicht zufrieden geweſen wäre, überließ ihnen gerne, was man für ihn aufbehalten hatte.

Einſt wachte Julian in einer Nacht auf, nachdem er wenig und unruhig geſchlafen hatte; er ſchrieb darauf nach ſeiner Gewohnheit einiges, und überdachte gewiſſe philoſophiſche Lehrſäze. Unter dieſer Beſchäftigung erſchien ihm, wie ehemals in Gallien, der Schuzgeiſt des Reichs, der in einer ſchwermüthigen Geſtalt, ſeinen Kopf und ſein Horn des Ueberfluſſes verhüllt, zum Zelte hinausgieng. Julian erſtaunte einen Augenblick darüber; aber frey von Furcht, empfol er ſein künftiges Schickſal den göttlichen Schlüſſen. Er ſtand von ſeinem Bette auf, das auf die Erde hingebreitet war, und opferte den Göttern, um das angedeutete Uebel von ſich abzuwenden. Nicht lange darnach ſah er ein ſehr helles Feuer, das wie ein Stern vom Himmel zu fallen ſchien, und ſich in der Luft verlor. Dieſer Anblick ſchröckte ihn erſt: er befürchtete, es möchte das drohende Geſtirn des Mars ſeyn. Noch vor Anbruch des Tages alſo ließ er die Etruſciſchen Wahrſager kommen, um ihre Meinung darüber zu ſagen. Sie verſicherten, dieſe Erſcheinung zeige an, daß man weder ein Treffen liefern, noch ſonſt etwas ähnliches vornehmen dürfe. Als der Kayſer dieſe Warnung verachtete, baten ſie ihn, ſeinen Zug wenigſtens einige Stunden zu verſchieben. Aber auch daran kehrte er ſich nicht, und ließ das Heer am früheſten Morgen weiter ziehen. Ohne Zweifel glaubte er nicht genug eilen zu können, um in eine

vor-

vortheilhaftere Verfaſſung zu kommen. Man muß ſich unterdeſſen wundern, daß er fortfuhr die Wahrſager zu befragen, nach deren Ausſprüchen er ſich doch niemals richtete.

Während daß er mit ſeinem Heere fortrückte, und vor demſelben her die Wege unterſuchte, fielen die Feinde, welche ſich vor einem ſtehenden Gefechte nunmehr ſcheueten, aber deſto lieber ſolche Angriffe wagten, von denen ſie ſich geſchwind zurück ziehen konnten, den Nachtrab an. Julian war, man weiß nicht warum, ohne Rüſtung; er eilte aber, ſobald man ihm dieſes meldete, bloß mit einem Schilde bedeckt, dahin. Gleich darauf rief man ihn an den Ort, den er kaum verlaſſen hatte, und der in eben ſolcher Gefahr ſtand. Endlich hörte er auch, daß die Feinde in die Mitte des Kriegsheeres einzubrechen ſuchten. Er bemühte ſich überall gegenwärtig zu ſeyn: die Perſer wurden auch bald zurück geſchlagen; Julian ſezte den Flüchtlingen nach, und munterte ſeine Soldaten durch Worte und Geberden zur Tapferkeit auf. Seine Leibwache, die ihn ſo hizig und unbedeckt unter die Feinde dringen ſah, rief ihm zu ſpäte zu, ſich zu ſchonen: er wurde durch einen Wurfſpieß, der in die lincke Seite bis an die Leber drang, tödtlich verwundet. Zwar verſuchte er denſelben herauszuziehen; aber er zerſchnitt ſich an den ſpitzigen Eiſen die Finger, fiel ohnmächtig vom Pferde, und ward auf einem Schilde in ſein Zelt getragen.

Wer ihm dieſe Wunde beygebracht habe, und andere Umſtände dieſer Begebenheit ſind ungemein ſtreitig. Das natürlichſte war zu ſagen, daß ein Perſer die Urſache ſeines Todes geweſen ſey. Allein obgleich der perſiſche König demjenigen groſe Be-

lohnun-

lohnungen verſprechen ließ, der ſolches gethan hätte; ſo machte doch keiner unter ſeinen Soldaten darauf Anſpruch. Weit mehrere glaubten, daß ihn ein Römiſcher Soldat umgebracht habe: entweder überhaupt aus Rache, weil er ſein Heer in ſolchen Mangel geſtürzt hatte; oder ein chriſtlicher Soldat, der den Verfolger ſeiner Religion aus dem Wege räumen wollte. Das leztere hatte ſo viele Wahrſcheinlichkeit, daß Libanius es zuverſichtlich behauptete, und die Heyden aufforderte, Julians Todt zu rächen. Noch mehr: Sozomenus ſezt, nachdem er die Stelle des heydniſchen Sophiſten angeführt hatte, hinzu, dieſes Vorgeben könnte wohl wahr ſeyn; es ſey glaublich, daß ein Chriſt unter dem Heere durch die hohen Lobſprüche angefeuert worden ſey, die man zu allen Zeiten denen beygelegt habe, welche Tyrannen tödteten, und dadurch ihr eigenes Leben für das gemeine Beſte einer augenſcheinlichen Gefahr ausſezten. Man kann gewiß, ſagt eben dieſer Geſchichtſchreiber noch unvorſichtiger, denjenigen nicht leicht tadeln, der um Gottes und ſeiner Religion willen eine muthige That verrichtet hat. — Wenn es würcklich ein Chriſt war, der dem Kayſer den tödtlichen Streich verſezt hat, wie man aus dieſer Vergleichung von zween ſo verſchieden denckenden Schriftſtellern beynahe ſchließen muß: ſo hätten ſeine Glaubensgenoſſen auf immer davon ſchweigen, ſein Verbrechen nicht entſchuldigen, auch keine öffentlichen Freudensbezeigungen über Julians Todt anſtellen ſollen.

Die übrigen Erzählungen von den Umſtänden der Verwundung des Kayſers ſind alle partheyiſch und unglaublich, aber nicht unerwartet bey einem Fürſten, den die eine Hälfte ſeiner Unterthanen haßte,

haßte, die andere beynahe anbetete. Inſonderheit erdichteten die Chriſten eine Menge der ſeltſamſten Einfälle zur Schande ſeines Andenckens: und da ihre Parthey nun völlig wieder die herrſchende ward, ſo fand alles leichten Glauben. Bald ſollte ein Heer von Engeln wider den Julian geſtritten, und einer derſelben ihn erlegt haben. Bald ſollte er, als er von einem Hügel herab ſein Kriegsheer betrachtete, und es weit zahlreicher fand als er geglaubt hatte, ausgerufen haben: Wie ſchimpflich wäre es für mich, wenn ich ſie alle in das Römiſche Reich zurück führte! und dieſes hätte einen Soldaten, der es hörte, bewogen, ihm ſein Schwerdt in den Leib zu ſtoßen. Viele Chriſten wollten göttliche Erſcheinungen und Offenbarungen empfangen haben, durch welche ihnen Julians Todt vorher verkündigt, zum Theil zu der Zeit ſelbſt, da er vorfiel, gezeigt worden wäre. Man hat alles dieſes bis auf unſere Zeiten ernſthaft wiederholt; ob es gleich weder dem übrigen Verhalten Gottes gegen die Chriſten der erſten Jahrhunderte gemäß iſt, noch auf hinlänglichen Zeugniſſen beruht, und dagegen mit ſehr ungereimten Zuſäzen vermiſcht iſt. Man hat auch die Worte eines Kinderlehrers zu Antiochien aufbehalten, der vom Libanius ſpöttiſch gefragt, was der Sohn des Zimmermanns machte, geantwortet haben ſollte: Er macht einen Sarg für den Kayſer. Die Heyden drohten den Chriſten mit der Zurückkunft Julians von ſeinem Feldzuge; dieſe fürchteten ſie, und wünſchten ſeinen Todt: die Verwegenheit, mit welcher er ſich unter die Feinde zu wagen pflegte, ließ immer vermuthen, daß ſie ihm einſt das Leben koſten dürfte; und wenn es ein Chriſt geweſen iſt, der ihm daſſelbe geraubt hat, wenn vielleicht mehrere derſelben entſchloſſen waren, ſolches zu thun: ſo iſt es nicht

zu verwundern, daß die übrigen ſeinen Todt vorhergeſagt haben.

Dahin gehört auch die berühmte Sage, daß Julian, nachdem er von dem tödtlichen Streich getroffen worden, eine Hand voll Blut aus ſeiner Wunde gen Himmel geworfen, und Chriſtum mit den Worten angeredet habe: „Du haſt überwunden, du Galiläer!„ Selbſt Sozomenus und Theodoretus, welche dieſes erzählen, geben es nur vor ein Gerücht aus, und Gregorius von Nazianzus, der nichts vorbey ließ, wodurch er den Kayſer verabſcheuungswürdig machen konnte, gedenckt nichts davon. Vermuthlich war es eine Erzählung, welche die chriſtlichen Soldaten ausgeſtreuet hatten. Man blieb aber auch bey derſelben nicht: denn andere verſicherten, Julian habe eben dieſes gegen die Sonne, (welches ſeine vornehmſte Gottheit war,) gethan, und ihr zugerufen: „Sättige dich an meinem „Blute!„ er habe auch die übrigen Götter böſe und ſchädlich geſcholten. Wie geneigt man geweſen ſey, wunderbare Nachrichten von dieſem Kayſer vor wahr aufzunehmen, ſieht man unter andern an dem Beyſpiel des Sozomenus. „Daß Julian, ſchreibt er, damals würcklich Chriſtum geſehen habe, kann ich nicht als gewiß behaupten, weil es nur wenige melden; ich unterſtehe mich aber auch nicht es als eine Unwahrheit zu verwerfen: denn es iſt glaublich, daß ſich bey dieſer Gelegenheit noch bewundernswürdigere Dinge zugetragen haben, zu einem Beweiſe, daß die chriſtliche Religion nicht durch menſchliche Bemühung feſtgeſezt worden ſey.„ Er erinnerte ſich nicht, daß dieſe Religion ſchon genug ſolcher Beweiſe gehabt hatte, deren Kraft nicht untergienge, und daß ſie alſo keiner neuen bedürfe. Noch

iſt

iſt der oftgenannte Biſchof Gregorius der einzige, der dem Julian ein lächerliches Beſtreben beylegt, nach ſeinem Tode vor einen Gott gehalten zu werden. Julian ſchämte ſich, ſagt er, ſeines unrühmlichen Ausganges aus der Welt, und da er ſich erinnerte, daß viele vor ſeinen Zeiten gewußt hätten, ſich durch gewiſſe Künſte dem Anblicke der Menſchen zu entziehen, um vor mehr als Sterbliche angeſehen zu werden: ſo wollte er ſich mit Hülfe einiger ſeiner getreueſten Vertrauten in den Fluß ſtürzen, an welchem er verwundet lag. Aber einer von den Verſchnittenen an ſeinem Hofe erfuhr ſolches, und hinderte es, indem er auch andern dieſen Vorſaz bekannt machte. — Julian duldete, wie man geſehen hat, keine Verſchnittene um ſich: und wenn man auch unter dieſem Nahmen einen Hofbedienten überhaupt verſtehen wollte, ſo würde doch der Bericht eines einzigen Schriftſtellers, der überdieß gegen den Kayſer ſo übel geſinnt war, immer vor nichts zu achten ſeyn.

Wahrheitsliebender und glaubwürdiger als alle dieſe Chriſten, hat Ammianus, wiewohl ein Heyde, die lezten Stunden des Kayſers beſchrieben: er diente unter der Leibwache deſſelben, und ſeine Erzählung iſt der Denckungsart dieſes Fürſten vollkommen gemäß. Nach derſelben hatte man Julians Wunde kaum verbunden, ſo verlangte er ſeine Waffen und ſein Pferd, um von neuem in das Treffen zu eilen. Allein ſein Wille war ſtärcker als ſeine Kräfte: und da er hörte, daß der Ort, wo er ſich befand, Phrygia hieß, verlor er alle Hoffnung länger zu leben, weil ihm ein Götterausſpruch verkündigt haben ſollte, er würde in Phrygia ſterben. Mittlerweile fochte ſein Heer mit unglaubli-

glaublicher Tapferkeit gegen die Perſer fort; Schmerz und Rachbegierde über das Unglück ſeines Fürſten gaben demſelben Muth bis zur Verzweifelung, und die Feinde erlitten einen überaus großen Verluſt. Aber zugleich näherte ſich Julian dem Tode. Er fühlte es, und redete ſeine Umſtehenden traurigen Freunde mit gelaſſenem Geiſte folgendergeſtalt an: „Die Zeit iſt nun gekommen, meine Freunde, und „ſehr gelegen, daß ich das Leben verlaſſen muß: „ich gebe es der Natur, die es zurück fordert, als „ein ehrlicher Schuldner freudig wieder: nicht, wie „einige glauben, betrübt und niedergeſchlagen. „Denn die allgemeinen Lehren der Philoſophen ha„ben mich überzeugt, wie weit glücklicher die Seele „als der Körper ſey; und ich ſehe wohl ein, daß „man ſich vielmehr freuen müſſe, ſo oft der edlere „Theil des Menſchen von dem ſchlechtern getrennt „wird. Ich dencke auch darauf, daß die Götter „manchen rechtſchaffenen Männern den Todt als die „höchſte Belohnung ertheilt haben. Dieſes Ge„ſchenck, wie ich gewiß weiß, erhalte ich ebenfals, „damit ich nicht unter harten Schwierigkeiten erlie„gen, oder jemals mich zu niederträchtigen Hand„lungen herablaſſen dürfe: ich habe es erfahren, daß „alle Schmerzen die trägen Seelen nach Gefallen „zerrütten; aber den ſtandhaften weichen. Auch „reuen mich meine Handlungen nicht; mich ängſtigt „nicht das Andencken eines groben Verbrechens, „weder aus der Zeit, da ich fern vom Hofe in eini„gen Winckeln erzogen wurde; noch ſeitdem ich zur „Regierung gelangt bin. Dieſe, welche von den „Göttern ſelbſt herſtammt, glaube ich unbefleckt er„halten zu haben; indem ich die bürgerlichen Ange„legenheiten mit Mäßigung verwaltete, und nur „aus geprüften Gründen Kriege anfieng, oder ab-

„wehrte; wenn gleich Glück und nüzliche Maaßre„geln nicht überall verbunden waren, weil ſich die „himmliſchen Mächte den Ausgang der Unterneh„mungen vorbehalten haben. Da ich bedachte, daß „das Wohl der Unterthanen der vornehmſte End„zweck einer gerechten Regierung ſey: ſo bin ich, wie „ihr wißt, immer geneigter zu einer ruhigen Ver„faſſung geweſen; ich habe mich vor einer zügello„ſen Aufführung, welche Geſchäfte und Sitten „verdirbt, gehütet, und ich freuete mich, wenn ich „es kaum erfuhr, ſo oft mich der Staat, als ein „gebieteriſcher Vater, den Gefahren ausſezte: da „ſtand ich feſt, uud ſchon gewohnt, alle widerwär„tige Zufälle zu überwältigen. Ich ſcheue mich „auch nicht es zu geſtehen, daß ich lange aus Wahr„ſagungen gewußt habe, ich würde durch das „Schwerdt umkommen. Daher dancke ich dem „ewigen Gotte dafür, daß ich nicht durch heimli„che Nachſtellungen, noch durch eine lange ſchmerz„liche Kranckheit, oder als ein verurtheilter Uebel„thäter ſterbe; ſondern mitten in dem Lauf eines „blühenden Ruhms dieſen rühmlichen Abſchied aus „der Welt nehmen kann. Denn wenn man richtig „urtheilen will, ſo iſt es eben ſo wohl Furchtſam„keit und Trägheit, ſich nach dem Tode zu ſehnen, „wenn die Zeit deſſelben noch nicht da iſt, als ihn „zu fliehen, wenn man ſterben ſoll. Hier muß „ich aufhören zu reden, weil ſich meine Kräfte ver„lieren. Mit gutem Bedachte ſage ich nichts von „der Wahl eines neuen Kayſers, damit ich nicht „etwan unvorſichtiger Weiſe den würdigen überge„he; oder indem ich denjenigen nenne, den ich „vor geſchickt halte, und ihm ein anderer vor„gezogen wird, den leztern in Gefahr ſtürze. „Aber als ein rechtſchaffener Bürger wünſche ich,

„daß man nach mir einen guten Regenten haben „möge.„

Will man argwöhniſch ſeyn, und das nicht ganz ohne Grunde, ſo kann man mit einem neuern Schriftſteller muthmaaßen, Julian habe dieſe Rede eine geraume Zeit vorher verfertigt, um, wie in ſeinem ganzen Leben, alſo auch im Tode, eine gewiſſe Würde und Hoheit zu beobachten. Man könnte mit eben demſelben ſagen, er habe die Art, wie Sokrates geſtorben, nur etwas gezwungen, nachzuahmen verſucht. Genug, ſeine philoſophiſche Heiterkeit verließ ihn weder in Worten noch in Handlungen, bis an ſein Ende. Indem er hierauf ſein beſonderes Vermögen unter ſeine liebſten Freunde vertheilte, vermißte er den Staatsbedienten Anatolius, der eben in der Schlacht umgekommen war. Salluſtius ſagte ihm, Anatolius ſey glücklich geworden; dieſe bey den Alten gewöhnliche Umſchreibung des Todes verſtand Julian, und beklagte den Todt ſeines Freundes heftig, ob er gleich den ſeinigen gleichgültig betrachtete. Alle Anweſende weinten; er aber verwies es ihnen, daß ſie um einen Fürſten trauerten, der nun bald unter die Geſtirne verſezt werden ſollte. Nachdem er ſie beruhigt hatte, fieng er mit den Philoſophen Maximus und Priſcus ein tiefſinniges Geſpräch über die Erhabenheit der menſchlichen Seele an. Seine Wunde öfnete ſich; das Athemholen ward ihm ſchwerer; er forderte friſches Waſſer, und dieſes erleichterte ihm den Todt, der in der Nacht vor dem 27. Junius des Jahrs 363. erfolgte, als er das zwey und dreyßigſte Jahr ſeines Alters noch nicht völlig zurück gelegt hatte. Man begrub ſeinen Leichnam, wie er befohlen hatte, zu Tarſus,

und ſezte ihm folgende Grabſchrift, zu welcher Homer die zweyte Hälfte hergegeben hatte: „Hier liegt Julian, der am ſchnellen Tigris ſtarb: beydes ein guter Fürſt, und ein tapferer Feldherr.„

Dieſer Lobſpruch hat außer ſeiner bündigen Kürze auch den Vorzug, daß er überhaupt genommen wahr iſt. Man kann jezt aus der vorhergehenden Geſchichte urtheilen, daß Julian, auch ohngeachtet ſeiner Fehler, ein trefflicher Regent geweſen ſey. Er beſaß ſo ungemeine Gaben, und hatte ſich ſo mannichfaltige ſchäzbare Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben, er war ſich auch in ſeinem Betragen ſtets ſo gleich und unveränderlich, daß bey den erſten Blicken auf ſein Bild, nur wenig daran fehlt, um ihn unter die größten Männer aller Zeiten rechnen zu können. Mit Conſtantin dem Großen verglichen, iſt er es, der dieſen Beynahmen nicht gänzlich an ſich reißt, doch dieſem ſehr ſtreitig macht. Er war größer als Conſtantin im Kriege, in der Enthaltſamkeit von Pracht, Ueppigkeit, und ſelbſt von den gemeinen Vergnügungen des Lebens; er war es auch an Wiz, Gelehrſamkeit, und ſchriftſtelleriſcher Kunſt; und in einem Alter, da Conſtantin ſich erſt der Welt zu zeigen anfieng, endigte er bereits ein Leben, das er mit großen oder merckwürdigen Thaten ausgefüllt hatte. In der ſchönſten Blüte ſeiner Jahre hingeriſſen, war er lange ſchon ein ſehr berühmter Held und Weiſer geweſen; aber in eben dieſem Alter, das der Strenge gegen ſich ſelbſt ſo wenig fähig iſt, war er würcklich Herr über ſeine meiſten Leidenſchaften, und erhob ſich durch einen philoſophiſchen Geiſt über die gemeinen Fürſten, da hingegen Conſtantin auch noch in einem zweyfach längern Leben zu keiner ausnehmenden Stärcke der Seele gelangt iſt.

Wenn man jedoch ſieht, daß Julian von einer unbeſchreiblich großen Eitelkeit und Einbildung auf ſeine Vorzüge regiert worden ſey; daß er offenbar vieles gethan habe, um ſich Aufſehen, Bewunderung und Lob zuzuziehen: ſo muß man geſtehen, daß die Quelle ſeiner Tugenden nicht immer die reinſte geweſen ſey. Zu ſehr gefällt er ſich mit ſeiner philoſophiſchen Miene und Lebensart: überall erſcheint der Philoſoph, der bemerckt werden will; an Statt daß er durch kein Geräuſche kenntlich, hätte aufgeſucht werden ſollen. Der weiſe und ſcharfſinnige Geiſt, der er auch in Anſehung der Religion ſeyn wollte, war er am allerwenigſten. Soll er von dieſer Seite Conſtantin dem Großen entgegen geſezt werden: ſo muß man weder allein auf den Glauben ſehen, den ein jeder derſelben bekannte; denn beyde wollten den ihrigen aus tiefer Ueberzeugung angenommen haben; noch bloß auf ihr Verhalten gegen die Anhänger einer andern Religion: denn ſie haben dieſelben beyde verfolgt; endlich nicht einmal auf die Ausſchweifungen des heydniſchen Götzendienſtes, denen ſich Julian überließ: denn Conſtantin ſelbſt iſt in einen ziemlich verächtlichen Aberglauben verfallen. Allein Julian entehrte ſich durch ſeinen Eifer für das Heydenthum weit mehr, weil er ein Philoſoph ſeyn wollte, und Conſtantin, der nach dieſem Ruhme nicht ſtrebte, folgte doch einer weit beſſer zuſammenhängenden Denckungsart über die Religion. Sezt man noch hinzu, daß die Staatsklugheit des leztern ein glänzenderes Werck zu Stande gebracht hat, ingleichen daß Julians einziger und ſehr großer Fehler in ſeinem lezten Feldzuge, dergleichen Conſtantin nie begangen hat, in die ſchimpflichſten Folgen für das Römiſche Reich nach ſeinem Tode ausgebrochen iſt;

ſo

ſo ſcheint ſich in der That die Wagſchale etwas zum Vortheile Conſtantins zu ſencken, wenn er gleich immer in gewiſſen Betrachtungen unter dem Julian bleiben dürfte.

Doch die Beurtheilung dieſes Fürſten wird freyer, wenn ſie nicht nach dem Gange einer ſolchen Vergleichung fortſchreitet. Man kann von ihm allein aufgeſtellt ſagen, daß ihm weder eine uneingeſchränckte Verehrung, noch Haß oder Verachtung gebühren. Seine Tugenden verdienen alle Lobſprüche, aber einige derſelben, wie Güte, Redlichkeit und Gerechtigkeit, verließen ihn, wenn er ſie gegen ſeine chriſtlichen Unterthanen am nothwendigſten brauchte. Er, der ſich dem gemeinen Beſten ſo willig aufopferte, wagte doch einen Theil der Bürger des Staats ſeiner wichtigſten Freyheit berauben, und nach ſeinen beſondern Einſichten zwingen; mit elenden Spöttereyen und Künſten griff er ihr theuerſtes Eigenthum an. Selbſt ohne ein Chriſt zu ſeyn, ſieht man das Unedle und Harte in dieſem Betragen. Was die Religion anbetrifft, die er ausübte und empfol, ſo hatte ſein Eifer von dieſer Art zwar etwas außerordentliches und großmüthiges an ſich; aber er war auch mit niedrigen Schwachheiten und Widerſprüchen vermengt. Oft wurde dieſer Fürſt nur ſeltſam und gezwungen, wenn er groß und bewundernswürdig ſeyn wollte. Gleichwohl muß man ihm die Anſtrengung aller ſeiner Kräfte zu Abſichten, welche er vor rühmlich anſah, meiſtentheils als verdienſtvoll anrechnen. Wer ihn einen Böſewicht nennt, ſagt mehr als er beweiſen kann; aber wer ihn als das Muſter eines vollkommenen Fürſten anpreiſet, vergißt, daß er ein Verfolger unſchuldiger Menſchen, und oft in eben dem Beyſpiele, durch welches er lehren und rühren wollte, theils unvorſichtig, theils keiner Nachah-

mung werth geweſen iſt. Es iſt wahr, Julian haßte, verſpottete und drückte diejenige Religion, die wir aus großen Urſachen und nach einer langen Erfahrung für die richtigſte, dem menſchlichen Geſchlechte anſtändigſte halten; er verließ dieſelbe ſogar, nachdem er ſie bereits völlig gefaßt hatte. Aber ihn darum allein als den Abſcheu aller folgenden Zeiten vorzuſtellen, war der Geſchichte nicht erlaubt. Sie ward gezwungen, es durch den Beynahmen des Abtrünnigen zu thun, der ihm ſo viele Jahrhunderte hindurch beygelegt worden iſt; aber ſie hat angefangen denſelben wieder aufzuheben. Ein ſolcher Schandflecken, der dem Nahmen eines Fürſten unzertrennlich angehängt verbleibt, hebt alle freye und ruhige Unterſuchung auf. Wäre die Geſchichtbeſchreibung im Römiſchen Reiche und nachmals in Europa das Eigenthum heydniſcher Gelehrten geworden: ſo würden ſie vielleicht den erſten Conſtantin den Abtrünnigen genannt, und den Julian unter dem Ehrennahmen des Großen auf die Nachwelt gebracht haben. Den Uebertritt des leztern zur Abgötterey, erklärt die Vernunft ſelbſt vor ſchimpflich: an ſeinen Vorurtheilen wider das Chriſtenthum, und an allen ſeinen Handlungen, die daraus entſprangen, erkennt man den ſcharfſinnigen, gemäßigt und menſchenfreundlich denckenden Mann recht, der er würcklich war. Aber man ſieht auch ſeine Bemühungen, ſich aus dieſer Verlegenheit auf eine würdige Art herauszuwickeln; zugleich ein Philoſoph und ein Eiferer für ein unphiloſophiſches Religionsgebäude zu ſeyn, das ihm die Schickſale ſeiner erſten Jahre werth gemacht hatten. Man würde ohne Bedencken ſagen können, daß er mehr bedauert als angeklagt werden müſſe, wenn ſeine Abneigung gegen die Chriſten und ſeine Irrthümer nicht auch ſein Herz ſehr oft verſchwärzt und verbittert hätten.

Einer der beſten Kenner von Julians Charakter, Ammianus Marcellinus, hat denſelben noch vollſtändiger ausgemahlt, als es in der Geſchichte ſeines Lebens geſchehen konnte. Die vier Haupttugenden, ſagt er, Mäßigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit, fanden an ihm alle einen glücklichen Verehrer. Er war ſo keuſch, daß er nie in den Verdacht von einer unordentlichen Liebe gefallen iſt: ſein ſparſamer Gebrauch von Nahrung und Schlaf gab dazu ein ſehr gutes Hülfsmittel ab. In den Feldzügen aß er meiſtentheils ſtehend, und nach einer kurzen nächtlichen Ruhe ſtand er auf, um die Schildwachen zu beſuchen; alsdenn aber ergab er ſich gleich den Wiſſenſchaften. Entfernt vom Stolz und Uebermuth, ſuchte er leutſeelig zu ſeyn, ohne verächtlich zu werden, war ein ſcharfer Sittenrichter, ſah mit Gelaſſenheit auf Geld und alle menſchliche Güter herab, und pflegte zu ſagen, es ſey eine Schande für einen weiſen Mann, Vorzüge des Leibes zu ſuchen, da er doch einen Geiſt hätte. Er war fürchterlich, aber nicht grauſam; die Laſter bemühte er ſich durch die Beſtrafung einiger weniger zu hemmen, und er drohte mehr mit dem Schwerdt, als daß er ſich deſſelben bedient hätte. Zu ſeinen Fehlern gehört es, daß er flüchtig und übereilt war, wiewohl er ſich gerne beſſern ließ; ſehr ſchnell und vieles ſprach, der Wahrſagerkunſt ſehr ergeben, und mehr abergläubiſch als ein genauer Beobachter der gottesdienſtlichen Cärimonien war. Auch gefiel ihm der Beyfall des Volcks; ſelbſt aus Kleinigkeiten ſuchte er mit unmäßiger Begierde Lob zu erhaſchen, und zwang ſich oft, um herablaſſend gegen ſeine Unterthanen zu ſcheinen, mit verachtungswerthen Leuten zu reden. Er hatte eine mittelmäßige Länge, Haare, welche weich herabfloſſen, einen rauhen zugeſpizten Bart, ſchöne fun-

ckelnde Augen, eine gerade Naſe, einen etwas groſſen Mund, die untere Lippe getheilt, einen ſtarcken und gekrümmten Nacken, breite Schultern, und überhaupt einen regelmäßigen wohlgeübten Körper. Zulezt rühmt ihn Ammian wegen der vortrefflichen Wiederherſtellung und Vertheidigung des Reichs gegen die Barbaren, und rechtfertigt ihn geſchickt, daß er den perſiſchen Krieg angefangen habe. Andere ſeiner Anmerckungen über den Julian ſind bereits gelegentlich angeführt worden: wiewohl man von ihm als von einem heydniſchen Schriftſteller nicht alles erwarten kann, ſo urtheilt er doch auch von Julians Betragen gegen die Chriſten nicht partheyiſch.

Dieſe Abbildung beſtätigen Eutropius und Aurelius Victor. Der erſtere lobt noch inſonderheit Julians große Beredſamkeit und herrliches Gedächtniß; ſagt, daß er in manchen Stücken einem Philoſophen, und beſonders dem Marcus Aurelius ähnlich geſehen habe, gegen ſeine Freunde freygebig, aber nicht ſo aufmerckſam und ſorgfältig in andern Dingen geweſen ſey, als es einem ſo groſſen Fürſten geziemte. Der leztere aber bemerckt, daß Julian in der Wahl ſeiner Staats- und Kriegsbedienten nicht glücklich, und viel zu gefällig in ſeiner Nachſicht gegen ſie geweſen ſey.

Als Gelehrter und Schriftſteller hat ſich zwar Julian oft bereits in dieſer Geſchichte gezeigt; aber es ſind noch mehrere Schriften von ihm übrig, welche gekannt zu werden verdienen. Die beträchtlichſte darunter iſt ſeine Spottſchrift auf ſeine Vorgänger in der kayſerlichen Regierung, die er unter der Aufſchrift: **Die Kayſer**, aufgeſezt hat, und von welcher in Conſtantins Leben (S. 185.) eine Probe mitgetheilt worden iſt. Man hat ſie auch vor kurzem nebſt dem Miſopogon des Kayſers geſchickt ins

Deut-

Deutſche überſezt. Man lieſt dieſe wizige aber bit- tere Satyre nicht ohne Vergnügen, und vielleicht errathet man die Abſicht ihres Verfaſſers am beſten, wenn man ſagt, er habe darinne zeigen wollen, daß Marcus Aurelius und er die beyden weiſeſten Kayſer geweſen wären. Seine zwo Lobreden auf den Kayſer Conſtantius, die er in jüngern Jahren ſchrieb, als er ſeines Schutzes noch be- durfte, ſind beredte und ſchmeichelhafte Arbeiten, wie die meiſten von dieſer Gattung; ob es ihnen gleich an reifern Früchten des Nachdenckens nicht fehlt. Mehr ſpricht das Herz in einer Rede, die er zur Ehre ſeiner großen Wohlthäterinn, der Kayſe- rinn Euſebia, geſchrieben hat. In einer andern aber, die an den Salluſtius gerichtet iſt, hat er weitläuftig, und ohngefähr wie in der ſchon be- ſchriebenen Rede auf die Cybele, die großen Ei- genſchaften der Sonne, die ſeine ehrwürdigſte Gottheit war, nach der Erklärungsart der neuern Platoniker geprieſen. Endlich iſt auch außer den angeführten Briefen Julians, noch eine beträcht- liche Anzahl derſelben vorhanden, deren anmuthige Abwechſelung, ſcherzhafter Ton und freye Erklä- rung ſeiner Geſinnungen ſie empfelen. Sie ent- halten aber auch eben ſowohl als ſeine andere Schrif- ten viele Spuren von Gelehrſamkeit und philoſo- phiſcher Unterſuchung, in der einnehmendeſten Schreibart. Zuweilen mochte ſich Julian ſeine Bekanntſchaft mit den griechiſchen Dichtern und Philoſophen zu freygebig haben mercken laſſen, und daß er oft mehr redneriſch oder wizig als gründlich ſchreibe, kann ebenfals leicht erwieſen werden. Nach der Ausgabe aller ſeiner Schriften durch den Jeſuiten Dionyſius Petavius, (welche zu Paris 1630. 4. erſchienen iſt,) hat der Freyherr von Spanheim dieſelben (zu Leipzig 1696. fol.) mit

Petavs und ſeinen Anmerckungen, auch ſehr feinen Beobachtungen über den Geiſt, Witz und die Schreibart des Verfaſſers, und noch mit dem Wercke des Alexandriniſchen Cyrills wider den Julianus, vermehrt, ans Licht geſtellt.

* * *

Julian ſelbſt iſt der erſte Zeuge ſeiner Geſchichte in vielen Stellen ſeiner Schriften, wo er entweder Begebenheiten ſeines Lebens erzählt, oder ſich durch andere Züge abſchildert. Man kann ihn jedoch nicht wohl von der Begierde freyſprechen, manches, das ihn betrifft, wenigſtens durch einen leichtern Anſtrich zu verſchönern. Er hatte eine Geſchichte ſeiner Kriege in Gallien verfertigt; aber es iſt nicht einmal gewiß, ob ſie in der Welt bekannt geworden ſey. Calliſtus, einer ſeiner Hofbedienten, hatte auch ſein Leben in einem Gedichte beſchrieben; das längſtens untergegangen iſt.

Dieſen Verluſt erſezt Ammianus Marcellinus, deſſen ſchon ſo oft gedacht worden iſt, reichlich. Er iſt einer von den wenigen Geſchichtſchreibern, die der Wahrheit getreu verblieben ſind, und er hatte gleichwohl ſtarcke Reizungen partheyiſch zu ſeyn, da er nicht allein ein Heyde war, ſondern auch in Julians Dienſten ſtand. Daher erleichtert er uns das Urtheil über ſeinen Kayſer ſo ſehr. Eben an einem ſolchen Schriftſteller fehlt es der Geſchichte Conſtantins: und darum wird es zu ſchwer den Mittelweg in derſelben zu gehen. Ammianus war ein gebohrner Grieche: man vergiebt ihm daher gerne die rauhe lateiniſche Schreibart, auch verſchiedene lange Ausſchweiſungen, die doch lehrreich ſind.

Eutropius hatte den Julian ebenfals auf ſeinem Feldzuge gegen die Perſer begleitet: er berichtet uns aber von demſelben, ſeiner Abſicht gemäß,

über

überaus wenig. Doch kann man von ihm und von dem Aurelius Victor, deſſen Erzählung eben ſo unfruchtbar iſt, ſagen, daß ſie den Kayſer von mehr als Einer Seite betrachtet haben. Auch der chriſtliche Dichter Prudentius hat eine kürze aber nicht übel gerathene Schilderung Julians hinterlaſſen.

In den übrigen Schriftſtellern aber des vierten und fünften Jahrhunderts, aus denen wir Nachrichten von dieſem Fürſten ziehen müſſen, herrſcht eine faſt unerträgliche Partheylichkeit. Sind es Chriſten, ſo ſammlen ſie alles, was ihn verhaßt machen kann. Keiner hat ihn unerbittlicher verfolgt, als Gregorius von Nazianzus in zwo Reden, die mit gleicher Stärcke und Heftigkeit abgefaßt ſind. Als ein Zeitgenoſſe Julians verdient er alle Aufmerckſamkeit; aber da er zugleich ein Feind deſſelben iſt, der nichts von Schonung und kaum von Billigkeit weiß, ſo darf ihm nur dasjenige geglaubt werden, was entweder die übrigen Geſinnungen und Handlungen dieſes Fürſten oder der Beytritt mehrerer Schriftſteller, auch wohl beſondere Umſtände wahrſcheinlich machen.

Die eigentlichen Geſchichtſchreiber, Socrates, Sozomenus, Theodoretus und Philoſtorgius, ſchreiben etwas glimpflicher: der erſte darunter beſonders. Sie haben zwar auch einige unwahrſcheinliche Nachrichten beygebracht, und überhaupt zu eingenommen und leichtgläubig dieſe Geſchichte bearbeitet. Aber ihnen deswegen, weil ſie Chriſten waren, alle Glaubwürdigkeit in Julians Leben abzuſprechen, würde eben ſo viel heißen, als die rühmlichen Zeugniſſe heydniſcher Schriftſteller von ihm darum zu verwerfen, weil ſie Heyden waren. Sie erzählen allein vieles Nachtheilige von ihm: man vergleiche den Ammianus und die Schriften Julians ſelbſt mit ihnen; und man wird finden, daß

bey=

beyde Theile nicht immer ſo ſehr weit von einander abgehen, und manchmal der ganze Unterſcheid hier auf ein allgemeines Geſtändniß, dort auf umſtändlich erzählte Beyſpiele ankomme.

Von der andern Seite, wo Heyden ſchrieben, kommt deſto mehr Lob und Bewunderung. So ſpricht der Freund und Lehrer Julians, Libanius, in ſeinen Reden und Briefen von ihm; beſonders in zwo Reden, die er dem Andencken deſſelben widmete. Er hatte keine Belohnungen von dem Kayſer empfangen: und er wünſchte ſie auch nicht. „Du haſt mir, ſchreibt er an ihn, aus Liebe zum gemeinen Beſten nichts gegeben. Du fürchteteſt, ich möchte, wenn ich reich wäre, meine Kunſt vernachläßigen.„ Gleichwohl wurde er ſein hitzigſter Lobredner: gerade das Gegentheil von dem Biſchof Gregorius. Nicht viel anders hat Eunapius in den Lebensbeſchreibungen der Sophiſten vom Julian geſchrieben. Zoſimus in ſeiner Geſchichte beſchreibt die Regierung dieſes Fürſten meiſtentheils mit Genauigkeit und guter Beurtheilung; aber es fällt wiederum in die Augen, wie partheyiſch ihn ſeine Religion gemacht habe. Er wußte beynahe nichts als Schandthaten von Conſtantin dem Großen zu erzählen: und von Julian nichts als rühmliche Gaben und Handlungen.

Unter den Neuern hat zuerſt Gottfried Arnold (in ſeiner unpartheyiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie) verſucht, dem Kayſer Julian im Lobe und im Tadel Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Er würde durch ſeine zum Theil ſehr richtigen Anmerckungen mehrern Eindruck gemacht haben, wenn er nicht bey einer zu flüchtigen Prüfung einige grobe Fehler begangen, und um gegen dieſen Fürſten unpartheyiſch zu ſeyn, eine zu bittere Partheylichkeit gegen die Chriſten ſeiner Zeit geäußert hätte.

Auch

Auch in der Geſchichte dieſes Kayſers hat Tillemont den ungemein ſorgfältigen Fleiß angewandt, durch welchen er ſo berühmt geworden iſt. Aber indem man ſeine reichen Sammlungen mit Danck annimmt, bedauert man, daß er ſo geneigt geweſen iſt, alles, was den Julian betrifft, von der ſchlimmſten Seite anzuſehen, und gehäßige Betrachtungen über ihn anzuſtellen; hingegen alles, was den Chriſten und ihrer Religion zur Ehre gereicht, ſogar bisweilen, wenn es Mährchen ähnlich ſeyn ſollte, geſchwind zu glauben, ja ſogar oft in den Ausdrücken des Gregorius von Nazianzus wider den Kayſer zu declamiren.

Der von ihm aus allen Schriftſtellern zuſammengetragenen Nachrichten, hat ſich de la Bletterie, doch nicht ohne eigene Unterſuchungen, bedient, um Julians Leben franzöſiſch zu beſchreiben, und ſein Buch iſt auch in die deutſche Sprache überſezt, von ihm aber noch mit der Ueberſetzung einiger Schriften Julians vermehrt worden. Dieſe Lebensbeſchreibung iſt ſehr wohl gerathen: kein Schriftſteller hatte vorher ſo billig und gemäßigt vom Julian geurtheilt, ohne ſeine Fehler zu verdecken. Kleinere Verſehen gegen die Genauigkeit, zu franzöſiſche Ausſchmückungen der alten Schriftſteller, oder Erweiterungen kurzer Stellen zu ganzen Reden, und ähnliche ſeltnere Flecken verdunckeln eben den Ruhm dieſes Werckes nicht.

Da es die erſte vollſtändige, beredt und angehm abgefaßte Lebensbeſchreibung Julians war, die ſich leicht weglesen ließ, weder durch Schmeicheley noch durch theologiſche Heftigkeit anſtößig ward: ſo that ſie eine Würckung, deren Früchte wir noch ſehen. Viele witzige Köpfe wurden durch dieſelbe in den Stand geſezt, über den gedachten Kayſer in der Geſchwindigkeit zu urtheilen, ohne ihn und die erſten Geſchichtſchreiber ſeines Lebens geleſen zu haben. Dieſe Bearbeitung ſeiner Geſchichte hatte den Reiz der Neuigkeit; leb-

haften

haften und ſinnreichen Leſern koſtete es nur einen Sprung, um noch viel weiter zu gehen, und die Begierde ſich den gemeinen Begriffen gerade entgegen zu ſtellen, machte, daß ſie ihn würcklich thaten. Seitdem iſt alſo Julian von vielen, beſonders franzöſiſchen Schriftſtellern, als der vollkommenſte Fürſt abgebildet, durchaus vertheidigt oder entſchuldigt, und jede Beſchuldigung der Chriſten wider ihn vor eine Verleumdung erklärt worden. So wie man ihn erhob, ſo ſuchte man Conſtantin den Großen zu erniedriegen: beydes auch nicht ſelten in der Abſicht, um eifrige Schriftſteller der Chriſten lächerlich zu machen. Eines der erſten Beyſpiele dieſer Mode hat Voltaire (Oeuvres Tome VIII. ed. de Dresde, p. 88. ſq.) gezeigt: mit einer verführeriſchen Kunſt für diejenigen, welche nicht bemercken, wie kühn er die Geſchichte mißhandle.

Die Sammlung der Ueberbleibſale von dem Wercke dieſes Kayſers gegen die chriſtliche Religion, welche der Marquis d'Argens veranſtaltet, und mit vielen Anmerckungen begleitet hat, gehöret ziemlich auch in dieſe Claſſe; obgleich der Herausgeber noch andere Endzwecke dadurch zu erreichen ſuchte. Sie hat dem Hrn. Prof. Meier zu einer leſenswürdigen Beurtheilung der Betrachtungen des Marquis über den Julian (Halle, 1764. 8.) und dem Hrn. D. Crichton zu ſehr gründlichen Betrachtungen über Julians Abfall von der chriſtlichen Religion, und Vertheidigung des Heydenthums, (Halle, 1765. 8.) Gelegenheit gegeben.

Leben

Leben des Pabſtes Adrian des Sechſten.

Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Utrecht ein Handwercksmann, Florentius oder Florus. Man weiß weder das Gewerbe, durch welches er ſich nährte, noch ſogar ſeinen Familiennahmen mit Gewißheit mehr; obgleich nachmals, da ſein Sohn der ehrwürdigſte Mann unter den Chriſten geworden war, viele Unterſuchungen über die Lebensart deſſelben angeſtellt worden ſind, und vornehme Geſchlechter ihn vor ihren Anverwandten erklärt haben. Aus der Ehe dieſes Florentius, der allem Anſehen nach kleine Schiffe und Kähne zimmerte, und ſeiner Frau, Gertrud, kam den zweyten März des Jahrs 1459. ihr Sohn Adrian auf die Welt. Beyde Eltern werden wegen ihrer Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit gelobt. Daher führte auch die Mutter ihres Sohnes Erziehung glücklich fort, nachdem ſein Vater ſehr frühzeitig geſtorben war. Sie warnete ihn beſonders vor Lügen, Stehlen, Zanck und Händeln, auch vor dem Umgange mit Laſterhaften, lehrte ihn die Kirchen beſuchen, den Geiſtlichen bey der Meſſe aufwarten, die Predigten anhören, und was er von denſelben behalten hatte, zu Hauſe erzählen. Einſt fand er ein Stück Geldes auf der Straße, und brachte es frölich nach Hauſe. Sogleich gieng ſie in

in einer Art von Unwillen mit ihm an den Ort, wo er es gefunden hatte: dahin nöthigte ſie ihn es wieder zu legen, um auch einen unſchuldigern Anfang zu ungerechter Habſucht bey ihm zu erſticken. Dieſe redlichen Anweiſungen einer Frau von ganz gemeinen Kenntniſſen, die aber ihren Sohn ſo ſehr liebte, daß ſie den Armen viele Wohlthaten erwies, um dadurch, wie ſie glaubte, die Erhaltung deſſelben ſich von Gott zu erbitten, ſcheinen bey demſelben eben ſo bleibende Würckungen hinterlaſſen zu haben, als der Unterricht ſeiner Lehrer.

In einem Alter von fünf Jahren lernte Adrian (der ſich nach der Weiſe des gemeinen Volcks in Holland nur nach ſeinem Vater Adrianus Florentius nannte) mit großer Geſchwindigkeit leſen. Da er dem Lehrmeiſter alle Buchſtaben fertig zu nennen gewußt hatte, warf er das Buch, worinne ſie ſtanden, verächtlich fort, und verſicherte ſeinem Vater, ſein Lehrmeiſter kenne die Nahmen der Buchſtaben nicht ſo gut als er, und brauche nun ſelbſt Unterweiſung. Dieſer gab ihm daher den ſcherzhaften Nahmen Magiſter Adrian, der ihm lange verblieb. Zu Deventer oder zu Zwoll erlernte er mit gleichem Fortgange die Anfangsgründe der Gelehrſamkeit; er ließ immer ſeine Mitſchüler weit hinter ſich zurück. Hierauf ward er auf die hohe Schule zu Löwen geſchickt: und weil ihn ſeine Mutter in dieſer Entfernung nicht mit erhalten konnte, erlangte er eine Freyſtelle in einem der dortigen Collegien. Sein Fleiß war daſelbſt ungemein: man ſah ihn oft des Nachts an dem Scheine der Lichter, welche die Kirchen und Straßen erleuchteten, leſen. Beſonders ergab er ſich der Philoſophie mit dem größten Eifer. Er wurde während dieſer

Bemü-

Bemühungen im Jahr 1488. zum Magiſter der freyen Künſte ernannt, und bald darauf war zu Löwen niemand, der an philoſophiſcher und mathematiſcher Wiſſenſchaft mit ihm verglichen werden konnte. In der Mathematik hatte er die ſchwerſten Lehren ohne fremde Hülfe eingeſehen. Als daher der berühmte gelehrte, Hermolaus Barbarus, einer von den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften in Italien, auf einer Reiſe nach Löwen kam, und verlangte, man möchte ihm irgend einen ſcharfſinnigen Philoſophen zur Unterredung ausſuchen, empfol man ihm den Adrian. Er bewunderte auch die Gaben deſſelben ſo ſehr, daß er von ihm begehrte, er möchte ihm die Stellung der Geſtirne zur Zeit ſeiner Geburt abgezeichnet überſenden, um ihm, wie man ſagt, die Nativität daraus zu ſtellen. Adrian that ſolches jedoch nicht: entweder aus Beſcheidenheit, oder weil er glaubte, daß Hermolaus länger zu Löwen bleiben würde.

Darauf wandte er ſich zur Theologie, wie ſie damals gelehrt wurde, und zur bürgerlichen ſowohl als päbſtlichen Rechtsgelehrſamkeit. Er las faſt alle Kirchenlehrer, ingleichen die ſcholaſtiſchen Schriftſteller, und die Ausleger der Rechte: auch in dieſen Wiſſenſchaften kam er zu einer ausnehmenden Stärke. Nichts fehlte ihm mehr als Uebungen der Dichtkunſt und Beredſamkeit: und nur dieſe Nahrung oder Bildung ſeines Geiſtes verſchmähte er. Man glaubt, daß ſeine natürliche Ernſthaftigkeit, und die Abneigung gegen die freyern Scherze der Dichter, das meiſte dazu beygetragen haben. Bey dieſer Anſtrengung ſeiner Kräfte gieng er doch niemals bis zur Ermüdung, und beobachtete immer eine genaue Ordnung, um heiter zu bleiben; ſo daß

 er

er auch nur aus ſehr dringenden Urſachen nach der Abendmahlzeit gelehrte Beſchäftigungen übernahm.

Beliebt und hochgeſchäzt wegen dieſer Fähigkeiten, auch wegen ſeiner ausnehmenden Leutſeeligkeit und Höflichkeit, lehrte er nunmehr zu Löwen mit großem Beyfall. Die Herzoginn von Burgund **Margaretha**, Wittwe des Herzogs Carl, den man ihr, als einer wohlthätigen Gönnerinn der Gelehrten, empfolen hatte, ließ ihn im Jahr 1491 auf ihre Koſten Doctor der Theologie werden, nachdem er ſchon mehrere Jahre öffentlicher Lehrer dieſer Wiſſenſchaft geweſen war. Sie ertheilte ihm zugleich, alles für ihn ſehr unvermuthet, die Stelle eines Predigers in der Stadt Goeree in Seeland, mit einer anſehnlichen Beſoldung. Dieſe ließ er nicht nur, weil er Löwen nicht ganz verlaſſen durfte, durch einen geſchickten Mann verwalten, den er reichlich belohnte; ſondern beſuchte auch ſeine Gemeine jährlich öfters, und erfüllte alsdenn jede Pflicht ſeines Amtes bey derſelben.

Nach einiger Zeit wurde er zum Dechant der Domherren zu Löwen gewählt, mit welcher Würde das Amt eines Vicekanzlers der Univerſität verbunden war. Nun machte er es ſich mehr als jemals zur Vorſchrift, noch nachdrücklicher durch ein lehrreiches Leben, als durch Ermahnungen, die Geiſtlichkeit, deren Oberhaupt er war, zur Tugend anzuführen. Er blieb auch jezt, wie bisher, da er weniger Reizungen dazu überwinden durfte, frey von Ueppigkeit und Wolluſt. Seine Tafel war anſtändig, aber nicht prächtig beſezt; keinen ſeiner Gäſte nöthigte er zum Trincken; nicht einmal von

ver:

vornehmen Herren oder vertrauten Freunden, ließ er ſich Geſundheiten zutrincken, obgleich der Wohlſtand ſolches zu fordern ſchien; auch blieb er nie länger mit ſeinen Gäſten als eine Stunde bey Tiſche, und ſogar einen Theil dieſer kurzen Zeit hindurch, ließ er etwas aus der heiligen Schrift vorleſen. So gern er auch ſittſame Scherze vorbrachte und auch von andern hörte; ſo wenig duldete er den geringſten unzüchtigen Flecken in Worten und Handlungen.

Einen ſolchen Aufſeher brauchten ſeine Domherren: oft gab er ihnen bey der feyerlichen Verſammlung ſcharfe Verweiſe wegen ihrer Trunckenheit und Spielſucht; beſonders wandte er alle Mühe an, die Beyſchläferinnen fortzuſchaffen, welche ſie hielten; aber einige von den älteſten und anſehnlichſten widerſezten ſich ihm hierinnen ſo hartnäckig, daß er, zumal da er keine Zwangsmittel in Händen hatte, dieſe Abſicht gröſtentheils aufgeben mußte. Sie koſtete ihm ſogar beynahe das Leben: denn eine ſolche ſchändliche Geſellſchafterinn eines von den Domherren, der ihn zu Gaſte gebeten hatte, brachte ihm in der erſten Speiſe Gift bey; ſogleich wurde ſein ganzer Körper dadurch erſchüttert und verändert; eine heftige Kranckheit folgte darauf, und erſt nach vielen Jahren gelangte er wieder zu ſeiner erſten Geſundheit. Dieſes und der Haß überhaupt, den ihm ſeine Strenge zuzog, machten endlich, daß er ſich begnügte, ſein Mißfallen über die Ausſchweifungen der Domherren zu bezeigen. Zugleich aber ſagte er, die Schuld davon, daß dieſelben im Schwange giengen, ſey nicht den Vorſtehern der Stifter beyzumeſſen, welche über Leute geſezt würden, bey denen die Laſter zur Gewohnheit worden wären; ſondern den Biſchöfen und ihren Verwe-

ſern, weil ſie ohne alle Unterſuchung des geführten Lebens und Prüfung einem jeden den Zutritt zum geiſtlichen Stande verſtatteten.

In deſto größerm Anſehen hingegen ſtand Adrian bey allen rechtſchaffenen und gelehrten Männern. In den öffentlichen Berathſchlagungen der Univerſität erhielt ſeine Meinung ordentlich den größten Beyfall. Theologen und Rechtsgelehrten, Pfarrer und Mönche baten ſich bey zweifelhaften Fällen ſeinen Rath häuffig aus. Wenn eine Zwiſtigkeit von niemanden beygelegt werden konnte, war er es, der ſie glücklich endigte; und oft brachten diejenigen, welche glaubten, daß ihnen durch den Ausſpruch einer niedern Obrigkeit Unrecht geſchehen ſey, ihre Sache vor ihn: er verbeſſerte ſodann meiſtentheils das Urtheil, welches zuweilen ſehr anſehnliche Männer wider die Billigkeit gefällt hatten, ohne ſich um den Zorn derſelben zu bekümmern. Aus Holland, Flandern, Hennegau, Seeland, und andern benachbarten Ländern wandten ſich ungemein viele an ihn, um ſeine weiſen Gutachten zu nützen. Außer dem akademiſchen Lehrſtuhl betrat er auch manchmal die Kanzel nicht ohne Ruhm; wiewohl die Fertigkeit auf derſelben zu lehren, aus einer ſchon gedachten Urſache, bey ihm nur mittelmäßig war. Aber ſeine Vorleſungen, die er mit ausnehmender Gründlichkeit und Anmuth hielt, gereichten ihm inſonderheit zur Ehre, und wurden ſelbſt von gelehrten und angeſehenen Männern beſucht. Bey den akademiſchen Streitübungen zeigte er die ſeltne Kunſt, mit wenigen Worten die Hauptſache dergeſtalt zu treffen, daß dem Gegner faſt nichts zu ſagen übrig blieb: und er wuſte den ſchlechteſten Einwürfen einen groſſen Schein von Stärcke zu ertheilen.

Da er um dieſe Zeit beträchtliche Einkünfte beſaß, entſchloß er ſich aus Liebe zum gemeinen Beſten, und danckbar für die in einem Collegio der Univerſität genoſſenen Wohlthaten, ſelbſt ein ſolches öffentliches Gebäude aufzurichten. Gleichwohl lachten viele, als er den Bau deſſelben anfieng, darüber, weil ſein Vermögen zu einem ſolchen Aufwande immer noch unzulänglich zu ſeyn ſchien. Er aber ſah vermuthlich mehr auf die Größe ſeines edlen Entwurfs, und hoffte vielleicht auch, daß derſelbe von andern würde unterſtüzt werden. In dieſem Collegio ſollten arme Jünglinge, die ſich der Theologie ergaben, nachdem ſie ſich in den Vorbereitungswiſſenſchaften bereits geübt hatten, frey unterhalten werden. Er wandte alles Geld, deſſen er entrathen konnte, auf daſſelbe, und hinterließ ihm auch in ſeinem Teſtamente ein ſtarckes Vermächtniß. So kam es endlich gegen das Ende ſeines Lebens zu Stande: es führt noch den Nahmen des päbſtlichen Collegii. Bald darauf, nachdem es zu einiger Vollkommenheit gebracht worden war, reiſte der Cardinal Carvajal, als außerordentlicher Geſandter des Pabſtes, durch Löwen, und bewunderte es, mißvergnügt über ſich ſelbſt, daß er eine ſo treffliche Unternehmung, auf die er ſchon lange bedacht geweſen war, noch nicht hatte ausführen können, da ſie indeſſen ein Mann von weit geringern Glücksumſtänden, ſo rühmlich vollendet hatte. Carvajal, der zugleich den Adrian um vieler andern Urſachen willen ſeiner Hochachtung und Liebe würdig fand, empfol ihn, da er nach Rom zurückgekommen war, dem Pabſte Julius dem Zweyten ſo eifrig, daß ihn dieſer mit den vortheilhafteſten Bedingungen an ſeinen Hof rief. Adrians Neigung würde ihn auch dahin geführt haben:

haben: denn ob er gleich zu Löwen mit vielem Vergnügen unter ſeinen gelehrten Freunden lebte; ſo hatte doch eine Stadt noch mehr reizendes für ihn, in welcher ein ſo großer Zuſammenfluß von Geiſtlichen aus ganz Europa anzutreffen war. Aber ein Antrag von einer ganz unähnlichen Art, dem er nicht widerſtehen konnte, riß ihn an einen andern Hof, in die große Welt und zu Beſchäftigungen hin, zu denen er ſich niemals beſtimmt hatte.

Ende des vierten Theils.

Verbeſſerungen.

S. 187. Z. 12. iſt an Statt der Worte: Beyde hat bis zu übertreffen geſucht, zu leſen: der ehemalige — Varenne, hat vermuthlich in ſeiner H. de Conſt. le Gr. etc. alle ſeine Vorgänger bey dieſer Geſchichte zu übertreffen geſucht.

S. 282. Z. 25. iſt an Statt Kapellen zu leſen Kapelle.

S. 305. Z. 20. 21. iſt ſtatt nicht gehört werden konnten zu leſen: nicht hätten gehört werden ſollen.